F. W. Hackländer's Werke.

XXXII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Dritter Band.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Don Quixote und Tiger.

Die sonst so starke Natur des Herrn Larioz war von den ausschweifenden Festlichkeiten, die bei seiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens statt gefunden, etwas zu stark mitgenommen worden, was sich, wie Doktor Flecker sagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweise nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem stechenden Kopfschmerz nach, sowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der ersten Nacht, sowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers gesessen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes gestützt und ihn durch die Brillengläser fester betrachtend, als er sonst wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; sprach doch aus allem, was er that, so viel natürlicher Verstand, so viel Herzensgüte, so viel Wohlwollen für alle Menschen, daß man darüber die Eigenheiten und oft seltsamen Ansichten des edlen Spaniers wohl vergessen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menschen voll glühender, ja vielleicht ausschweifender Phantasie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poesie, welche in ihm schon als Kind durch seine eigenthümliche

und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die seine jetzige, mehr als prosaische Stellung wohl auf Momente zu fesseln im Stande war, aber so wenig unterdrücken konnte, daß sie, den zufälligsten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentrische Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abscheu vor aller Falschheit, vor aller Hinterlist. Wie es Jemand möglich sei, seinen Nebenmenschen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenso schlecht wie der Stehler vorkam, so hielt er es für das verdienstvollste Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachsichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber schon oft in den Fall gekommen war, sich in Dinge zu mischen, die ihn durchaus nichts angingen, und für welche Einmischung er nicht selten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abschreckte, ein anderes Mal wieder gerade so zu verfahren.

Daß er selbst dabei von einer musterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu sagen — Eigenschaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch sein Prinzipal, Herr Rechtsconsulent Plager, bedingungsweise an ihm hochschätzte. Wir sagen: bedingungsweise; denn bei den Geschäften des Advokaten, in die auch Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Gesinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwischen dem Rechtsconsulenten und seinem Gehülfen Veranlassung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweise ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man sich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen schlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in solchen Fällen die größte Mühe, seinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozessiren sein, seid gescheidt und spart Euer Geld. Und das war doch schon einigemal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibstube Scenen gab, die schon öfter beinahe zur Trennung der Beiden

geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverläßigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieser seinerseits durch die drückenden Verhältnisse, in denen er sich befand, ein halbwegs begütigendes Wort seines Principals bereitwillig entgegen nehmen mußte, stimmte ihn begreiflicherweise nicht milder gegen das hinterlistige und trugvolle Treiben eines leider so großen Theiles der Menschheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, sich außerhalb seines Geschäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er sich bei solchen Veranlassungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unschuldigen oder unterdrückten Partei angenommen, zum Beispiel im Wirthshause eines vielleicht nachläßigen Kellners, der von einem erzürnten Gaste mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercierplatze eines geknufften Rekruten, wo es ihm beinahe noch schlechter ergangen wäre als dem militärischen Zöglinge selbst; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienstmägden wie ein langes Gespenst erschien, das sie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es sei, leichtsinnigerweise zusammen zu sprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszusetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht lassen, so zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendsten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, so that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunsche nach einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, sowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatsche, um damit zur Besserung der Menschheit beizutragen, den Schuldigen zu bestrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In solchen Augenblicken konnte er sich vollkommen in die Gefühle und die Lage seines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener sinnreiche Junker darin fand,

als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizustehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz schon seit sechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, sein Bett zu verlassen, und so saß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnstuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollensammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über seine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unserer Geschichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und strich mit einer Bürste seine kurz geschnittenen Haare in die Höhe, und als das bestens geschehen, legte er Bürste und Spiegel neben sich auf einen Stuhl und drehte seinen gekräuselten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsstunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tisch zu legen und die spärliche Mittagsmahlzeit aufzustellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottschalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht sagen, denn der Tiger, welcher sich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, schob diesem die besten Bissen hin und begnügte sich mit einem kleinen Theile der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelst dessen die Magd obendrein die Schüsseln und Teller so rein abputzte, daß von Gemüse oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb.

Obgleich die Schreibstube schon geschlossen war und der Rechtsconsulent dem Knaben gern erlaubte, manche sonst der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, so war Gottschalk doch noch nicht erschienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger aussprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich lange aus.

„Ja, es hat schon zwölf Uhr geschlagen,“ antwortete die alte Magd. „Aber es ist auch ziemlich weit von hier bis zum Hause, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann ist vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig gewesen. Wissen Sie, Herr Larioz, das muß sehr umständlich und genau gekocht werden für so einen Kranken.“

„Ja, für so einen Kranken,“ murmelte der Schreiber. Dann setzte er lauter hinzu: „Ich möchte wohl, der Doktor dispensirte mich von den ewigen Krankensuppen; ich hätte Lust zu was Festerem. — Was habt Ihr heute?“

„Ach, du lieber Gott!“ entgegnete der Tiger fast erschrocken, „etwas sehr Unverdauliches: Klöße mit Wurst. Wenn der Herr Larioz sich erlaubte, davon was zu essen, ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um.“ — Damit war sie an das Fenster gelaufen und sagte mit sehr freudigem Tone der Stimme: „Sehen Sie, da kommen sie schon; sie sind schon zum Hofthore herein.“

„So, sie kommen?“

„Ja, Gottschalk mit seiner Schwester. Was das für ein gutes und liebes Geschöpf ist! Und wie sorgsam sie die Suppe trägt! Ein so braves Mädchen gibts nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet sie und besorgt noch die Küche und Alles — So! jetzt will ich Ihnen das Handtuch geben und den Löffel.“

Sie trippelte bei diesen Worten hinter einen hölzernen Verschlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf seine Kniee breitete, und legte den Löffel neben ihn.

In diesem Augenblicke traten Gottschalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und schien etwas befangen, als sich Don Larioz gegen sie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

„Gerstenschleim, famos!“ sagte lustig der Knabe, und dabei nahm er seiner Schwester das Geschirr ab und trug es zu dem Kranken

hin. „Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen selbst gekocht, und die versteht's.“

„Daß deine gute Schwester das versteht, habe ich schon lange mit großem Danke empfunden,“ entgegnete würdevoll Don Larioz. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“ wandte er sich an das junge Mädchen, die schüchtern näher getreten war und sich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottschalk in aller Eile Haarbürste und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er versuchte die Suppe, und daß er sie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welche um seine Mundwinkel spielte, sowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich diese schon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache gewesen war, so betrachtete sie dasselbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es sah hier so ganz anders aus als in den Zimmern, wo sie bis jetzt schon gewesen. Wie es ihrem Bruder am ersten Abend hier geschehen war, so beschäftigte auch sie vor Allem das ernste Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen schien und doch wieder so viel Fremdartiges hatte; und wenn sie von demselben ihre Blicke auf diesen selbst niedergleiten ließ, so kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus seinem Rahmen herabstiege, so würde er wohl nicht seltsamer erscheinen als Herr Larioz selbst in seinem eigenthümlichen Anzuge, mit seinem so ganz fremdartigen Gesichte. Ferner beschäftigten sie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoßdegen in der Ecke und heute besonders eine kleine Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorgesucht und mit neuen Saiten versehen hatte.

Unterdessen hatte sich Gottschalk dem Tische genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurst zeigte und dann pantomimisch zu verstehen gab, Herr Larioz hätte selbst Appetit darauf bekommen, doch habe sie ihn schlauer Weise auf seine Krankensuppe verwiesen. Dabei sahen die ernsthaften Geberden, welche die alte Person machte, so ko-

misch aus, daß Gottschalk sich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf sowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, sagte er, um nicht nach dem Grunde seiner Lustigkeit gefragt zu werden: „Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns essen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders."

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: „Bei San Jago! mir scheint, unser Mittagessen stammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speisung von viertausend Menschen. Ja, das muß so sein, es liegt ein besonderer Segen darauf. Da speist die alte Frau und Gottschalk mit großem Appetit, und nun wollen sie das Fräulein da auch noch einladen."

„Nur des Spaßes halber," meinte Gottschalk; „du kriegst nicht viel, Schwester, aber du mußt einmal sehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich."

Margarethe zögerte, doch sagte Herr Larioz: „So thun Sie ihm den Gefallen; das ist ein kleiner, eigensinniger Mensch, und Ihren Appetit werden Sie sich bei dem Schmause keinenfalls verderben."

Das junge Mädchen erhob sich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tische, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte.

„Was hast du denn für Ideen?" sagte Margarethe zu Gottschalk so leise, daß es der Kranke nicht hören konnte; „du kannst doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch essen?"

„Nur versuchen sollst du," lachte ihr Bruder; „von essen oder satt essen ist freilich keine Rede; du sollst der Mutter sagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen."

Margarethe setzte sich kopfschüttelnd nieder, ließ sich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß sie, konnte aber dabei nicht unterlassen, zuweilen nach Herrn

Larioz zu blicken, der mit seiner Krankensuppe fertig war, den Topf neben sich auf den Stuhl gestellt hatte und mit zusammengelegten Händen nach den Dreien hinüberschaute. Er vertiefte sich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das schöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tische sah, besonders aber, wenn sie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, so kam es ihm vor, als habe sie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg zu sehen so glücklich und wieder so unglücklich gewesen war. Gleich darauf aber mußte er über einen solchen Vergleich lächeln, denn er sah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verschieden war. Die Spanierin — denn das war sie, die er neulich gesehen — hatte fast blauschwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er sich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin fast zu weiß und durchsichtig gewesen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu scharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit des feingeschnittenen kleinen frischen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, so mußte er sich gestehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes gesehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch schön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er sie betrachtete, so empfand er nur ein sanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entstanden zu sein schien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämonischer Gewalt gefaßt, es war ihm, als sei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als sei von derselben sein Herz versengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und dessen er sich fast schämte. Unmöglich war es ihm, sich des leicht geöffneten Mundes mit den blen-

denden Zähnen zu erinnern, ohne sich dabei einen innigen Kuß auf diese frischen Lippen vorzustellen. Das glühende Auge konnte er nimmer vergessen, es hatte ihn freilich etwas starr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten diese Sterne annehmen, wenn sie zum Beispiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden ist! — Diese Augen hatten ihm in den ersten Nächten seines Unwohlseins viel zu schaffen gemacht; denn wenn sie ihm auch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erschienen, so hatte doch die Macht des Fiebers diesen Nachthimmel nach und nach getrübt, und wenn er so lange und unaufhörlich hingeschaut, so sah er vor sich nichts als eine nebelhafte Finsterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn anstierten und die ihn, sich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

„Jetzt aber keinen Bissen mehr!" sagte Margarethe mit ihrer sanften und doch so wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derselben jene Phantasieen verjagte, in die er in der Erinnerung an sein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

„Du hast gut reden," fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder sie zurückhalten wollte. „Meinst du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne."

„Gewiß nicht, mein Kind," antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. „Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächsten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus seiner Kur entlassen."

Der Tiger schüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz so sprach, und bemächtigte sich hastig des letzten der Klöße, der sich in der Schüssel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottschalk seine Schwester, die dem lan-

gen Manne zum Abschied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, setzte er sich wieder an den Tisch und theilte mit der alten Magd aufs gewissenhafteste die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit dem letzten Stücke Brod bewaffnet, aufs eifrigste vertilgten.

Während der Tiger mit beiden Backen kaute, sagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit so leiser Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: „Gottschalk, gestern Abend habe ich es wieder gesehen."

„Dummes Zeug!" entgegnete dieser. „Was werdet Ihr gesehen haben? Ihr seht überhaupt nicht gut."

„O laß das gut sein; was ich sehen will, das sehe ich doch. Und ich habe es gestern Abend wieder gesehen. Ich sage es noch ein Mal: da ist etwas Unrichtiges dahinter."

„Ihr meint am Ende, es könnten Diebe sein?"

„Was Diebe! Haben sie denn je etwas da unten gestohlen?"

„Nun, was soll es denn sonst sein?"

„Geister sind es, Gespenster!"

Bei dieser Aeußerung des Tigers lachte der Knabe so laut auf, daß sich die alte Magd veranlaßt sah, ihn mit der Hand an die Schulter zu stoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerksam werden. Auch hatte dieser das Lachen gehört und fragte: „Nun, was gibt's denn auf einmal?"

Der Knabe wußte nicht recht, sollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieser ihm mitgetheilt, seinem Vorgesetzten Preis geben, oder sollte er die alte Magd veranlassen, das selbst zu thun. Er hielt letzteres für räthlicher und war dabei boshaft genug, zu sagen: „Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres daran sein und der Herr Larioz sich veranlaßt finden, der Sache nachzugehen."

„Und was gibt es denn?" fragte dieser. „Nun laßt hören."

Halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der Sprache heraus mußte; was er sagen wollte, hatte ihn schon lange auf dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, daß Herr Larioz durchaus nicht abergläubisch war und gar nichts von Hexen, Geistern und Gespenstern hielt. Deßhalb sagte sie auch: „Der Gottschalk ist halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringste erzählt, so macht er eine große Geschichte daraus."

„Und was habt Ihr ihm denn erzählt?" fragte ernst Herr Larioz. „Es scheint schwer aus Euch heraus zu gehen."

„Ja, ich habe ihm nur gesagt," entgegnete der Tiger, während er anfing, seine Schürze in kleine Falten zu legen — „und daß es wahr ist, darauf können Sie sich verlassen — es ist mir jetzt nämlich einige Mal Abends passirt, daß ich von hier aus nach Hause gegangen bin."

„Das passirt Ihr wohl jeden Abend?"

„Ja, das passirt mir alle Abend. Wenn ich also nach Hause gegangen bin, so habe ich zuweilen gesehen, das heißt nur in den letzten Tagen, so lange Herr Larioz krank sind, daß in der Schreibstube drunten ein Licht war."

„Nun, was weiter?"

Die Magd schluckte heftig, denn ihre Erzählung, da sie in ihrer Phantasie Geister und Gespenster hinein verwob, erschien ihr natürlicher Weise weit graulicher, als jedem Andern.

„Die grünen Vorhänge waren herabgelassen und doch sah ich das Licht durchschimmern."

„Ist das ein Ereigniß?" meinte Herr Larioz. „Da wird Herr Doktor Plager noch in seinem Zimmer gearbeitet haben."

„Nein, nein, das hat Herr Doktor Plager nicht gethan," sagte eifrig die alte Person und setzte pfiffig lächelnd hinzu: „Wir sind auch nicht so dumm."

„Wie wir aussehen," flüsterte Gottschalk.

„Als ich das Licht zum ersten Mal schimmern sah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des Herrn. Das war aber geschlossen, und ich erinnerte mich auch wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen gesehen zu haben."

„Das hätte Sie mir gleich sagen sollen," versetzte Herr Larioz ernst.

„Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu stören."

„Und du hast auch darum gewußt?" fragte der Schreiber den Knaben.

„Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen so eben, aber ich glaube, er hat nicht recht gesehen. Was soll das gewesen sein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Ansicht der alten Frau getheilt," setzte er schelmisch lachend hinzu.

„Welche Ansicht?"

„Es seien Geister oder Gespenster gewesen."

„Mit eurem dummen Zeuge!" entgegnete streng Don Larioz. „Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten."

„Ach, du mein Gott, Herr Larioz," sprach schüchtern die Frau, „es ist das hier ein uraltes Haus, in dem schon so viele Menschen gestorben sind und allerhand passirt ist. Da könnte doch —"

„Halt Sie Ihr Maul, Frau; so etwas mag ich nicht hören," antwortete der Spanier. „Sprech Sie vernünftiges Zeug. Und das Licht hat Sie jeden Abend gesehen?"

„So lange Herr Larioz zu Bett lag, jeden Abend, zwischen sechs und acht Uhr."

„Und hat Sie nie etwas gehört? Sie ist doch gewiß näher geschlichen, um zu lauschen."

„Ein einziges Mal nur," versetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, „und dann gewiß nicht mehr."

„Und da hörte Sie etwas in der Schreibstube?“

„Ja, es war mir, als flüsterte dort etwas zusammen und lachte auch.“

„Nun, da sieht Sie also, Frau,“ sagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, „daß es keine Gespenster gewesen sind. Gespenster sind, so viel ich weiß, vollkommen stumm und geben nie einen Laut von sich.“

„O nein, Herr Larioz,“ sprach fast ängstlich die alte Person, „das weiß ich besser; ich weiß eine Geschichte von einem flüsternden Gespenst, von einem lachenden Teufel und von einem schmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau.“

Gottschalk machte ein etwas langes Gesicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er sich vor, den Tiger bei nächster Veranlassung zu ersuchen, ihm diese schreckliche Geschichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: „Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben.“

„Schmatzende Todte, Herr Larioz,“ sagte demüthig die alte Frau.

„Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advokaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen. Verlass' Sie sich darauf: das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?“

„Gewiß, auch gestern Abend.“

„Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?“

„Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen.“

„Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus.“

„O, ich werde mich hüten," sagte pfiffig lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; „Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen."

„Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen," sprach wichtig der lange Schreiber. „Aber jetzt geh du an deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen."

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und schritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. „Wenn die Frau nicht falsch gesehen hat," sprach er zu sich selber, „so bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß hat. Vielleicht ist es der Herr Rechtsconsulent selber, der absichtlich sehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und heimlicher Weise noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Plager pflegt nicht zu flüstern und noch weniger zu lachen."

Unter diesen Gedanken war Don Larioz in die Ecke des Zimmers getreten, wo sein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken versunken, unter den Arm nahm und so seinen Spaziergang fortsetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmessen und kehrte gerade der Stubenthür den Rücken, als er in seinen Phantasieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

„Das muß ich sagen," rief derselbe, „unser edler andalusischer Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgestanden, scheint irgend einen Kampf bestehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Riesen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrtester, daß ich eigentlich hätte gefragt werden sollen, ehe man in seinem Zimmer so extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen diese Bewegungen nicht mißgönne, aber ru-

hig, alter Freund! So etwas Hin- und Herschlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende schon gefallen lassen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen sehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott weiß welchen kriegerischen Phantasieen, das kann mir durchaus nicht angenehm sein. Also in den Stuhl gesetzt! Lassen Sie Ihren Puls fühlen."

Der Schreiber stellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: „Wieder viel Lärmen um nichts!" ließ sich aber doch folgsam auf seinen Sessel nieder und streckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hause war, die lange Pfeife. Er griff behutsam an den Puls des Patienten und schien mit seinen Beobachtungen zufrieden zu sein. Auch das Aussehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er sich einen Stuhl neben den Sessel des Herrn Larioz zog, sich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge seine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier schnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein so wohlgefälliges Gesicht, daß Herr Doktor Flecker sagte: „Mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust, das auch einmal wieder zu versuchen. Geniren Sie sich gar nicht und stecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider ist."

„Ich habe mich darauf gefreut," sagte Don Larioz freundlich; „Sie kennen aber meine Folgsamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, so will ich mit einer wahren Wollust die ersten Züge thun."

So geschah es denn auch. Der Spanier drehte seine Papiercigarre sehr umständlich, ja, mit einer gewissen Feierlichkeit, zündete sie langsam an, und als er sich nun in den Sessel zurücklehnte, einen langen Zug in sich hineinsog und dann die Augen schloß, spielte ein außergewöhnliches Behagen auf seinem sonst so ernsten Gesichte.

Der Doktor schaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derselbe sagte: „Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt, nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes ist. Aber jetzt sagen Sie mir einmal, auf welche Art sind Sie in den verfluchten Zustand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wissen Sie wohl, Herr, daß wir sehr nahe an einem Nervenfieber herumgestreift sind?"

„Ja, ich war recht krank," sprach ernst der lange Schreiber, „das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Ursache und will sie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Gesellschaft lustiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weise mehr als seit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte."

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Obendrein passirte es mir noch," fuhr Herr Larioz fort, „daß ich mich sehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben."

„Ja, ja, die Wirkung zeigte sich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir sind nicht ein Haar breit an einer sehr schlimmen Krankheit vorbeigerutscht."

„Gott sei Dank, daß sie uns nicht erwischte!" entgegnete lächelnd der Spanier. „Doch kann ich Ihnen versichern, bester Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes Gefühl ist, sich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal so recht ausstrecken zu können — Ah!"

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm stehenden Stuhl gelegt, streckte sich weit in den Lehnsessel zurück und ließ den Dampf seiner Cigarre kräuselnd in die Höhe steigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage des Doktors vorhin nach den Erlebnissen jenes Tages hatte ihm so recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während seiner Krankheit keinen Augenblick versäumt hatte, des schönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn interessirt wie

nie ein weibliches Wesen, so war doch das Unwohlsein schuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft seines ziemlich scharfen Verstandes. Jetzt aber verschwanden die Schleier, die seinen Geist gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und gesehen, wieder so klar, in so scharfen Umrissen vor seinem Geiste auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunste befreit, nach einem schweren Gewitter zu sehen pflegt. Dabei aber hütete er sich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von seinen Erlebnissen geradezu in Kenntniß zu setzen, traute sich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieser die Absicht merke, warum dies geschehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch des großen maurischen Weisen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte — denn wie wir bereits wissen, hielt er durchaus nichts auf Gespenster, Phantome oder Zauberer — so hatte er sich doch schon unsägliche Mühe gegeben, diesen Spruch wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht ist es eine Formel, woran die wunderbar schöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande ist. Denn daß sie mit dieser Errettung irgendwie zusammen hängen müsse, daran zweifelte er eben so wenig, als daß die Brüderschaft zum Dolche Rubens bereit sein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizustehen.

Der Doktor hatte ruhig seine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen schlauen, lächelnden Blick auf den Spanier, in dessen Gesichtszügen er wohl las, daß etwas für denselben Wichtiges seine Seele bewege.

„Ich habe," sagte Don Larioz nach einer Pause, „mich neulich wieder einmal mit altspanischer, eigentlich maurischer Literatur beschäftigt und suche schon lange den Namen eines Weisen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich suche ihn vergeblich."

„Der Teufel mag auch diese maurischen Namen behalten," versetzte lachend der Arzt; „namentlich für uns Deutsche ist das sehr schwer. Das muß euch Spaniern schon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was weiß ich? Meine Kenntniß eurer so schönen Sprache beschränkt sich leider nur auf ein paar Worte, die ich obendrein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beispiel Caracho, was, glaube ich, nichts sehr Schönes bedeutet."

„Man sagt das allerdings nicht häufig in guter Gesellschaft," bemerkte der Schreiber.

„Olla potrida," fuhr der Doktor lustig fort, „und vor allen Dingen, was ich früher am häufigsten von Ihnen gehört: Carbanzos."

„Ah, Carbanzos!" wiederholte der Spanier, und seine Augen leuchteten.

„Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbsen und Speck. Sie strahlen ordentlich."

„Nicht wegen der dicken Erbsen mit Speck," entgegnete Don Larioz feierlich, indem er sich aufrichtete; „aber warten Sie einmal. Wie kann man so ein Wort vergessen. Carbanzos, richtig! Carabanzos — Carabanzeros. Das ist es! Seht, Doktor, wie der Zufall spielt, Carabanzeros ist der Name des maurischen Weisen, der mir gänzlich entfallen war."

„Den Teufel auch!" erwiderte der Doktor und sah seinen Freund mißtrauisch an; „das muß ein sehr unbekannter Weiser sein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört."

„Ja, ja," sagte nachsinnend der Spanier, „ein sonderbarer Weiser. Es existiren eigenthümliche Sprüche von ihm, die sich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache übersetzt, seltsam genug, man könnte sagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor," damit wandte er sich sehr ernst an den Nebensitzenden, „daß es von dem maurischen Weisen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine —"

„Nein," versetzte der Armenarzt laut lachend, „das glaube ich nicht."

„Und doch gibt es einen solchen," fuhr Don Larioz mit unverwüstlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: „Trau, treue Trine — so beginnt der arabische Spruch, in Deutsch übersetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen."

Der Doktor glaubte nicht anders, als sein Gegenüber wolle sich einen Spaß mit ihm machen; da er aber sah, daß dessen Gesichtszüge vollkommen ernst blieben, ja, seine Augen düster sinnend auf ihm ruhten, so kamen ihm ganz absonderliche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenspitze in seinen weit geöffneten Mund zu stecken.

„Trau, treue Trine" — wiederholte der Spanier, indem er schwärmerisch an die Decke emporblickte, „so fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortsetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Uebersetzung ist, glaube ich überzeugt sein zu dürfen, und vielleicht liegt es auch in diesem nicht ganz wohlklingenden Namen, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beispiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, so würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerst angenehm wäre."

„Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm," sagte der Doktor kopfschüttelnd, wobei er es nicht unterlassen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu fassen und nach dessen Puls zu fühlen.

Dieser hatte sich gänzlich wieder einmal in seine Träumereien und Phantasieen versenkt, und während er scheinbar in nebelgraue Fernen vor sich hinausstarrte, sagte er: „Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenso überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuersten Nachdenken nicht so auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann,

ebenso bestimmt weiß ich, daß er mir plötzlich einmal einfallen wird. Das hoffe ich."

„Wenn es Ihnen Freude macht, so will ich mich auch etwas darum bemühen. Also der große maurische Weise — Carabanzeros —"

„Hat ihn gethan, diesen Ausspruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine."

„Gut, ich werde das nicht vergessen," erwiderte der Armenarzt; dann setzte er lauernd hinzu: „Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?"

„So ist es; in einem Hause auf dem Burgplatze."

„Auf dem Burgplatze?" fragte der Doktor, indem er seine Brille fester an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachsann. „Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das ist da unten, ich weiß schon, es wohnen dort viele Künstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher und dergleichen Volk. So! da hinein sind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weise viel Gescheidtes erfahren haben."

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: „Das habe ich auch; ich kann Ihnen versichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich sage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Bursche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenschen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich ist, so werde ich Sie später dort einmal einführen."

„Also eine geschlossene Gesellschaft?" fragte der Doktor, wobei er sehr bedenklich aussah.

„Ja, wenn Sie wollen, es ist so etwas," versetzte Herr Larioz; „eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, sowie zum Frommen aller edlen Menschen, etwas wie gewisse Ritterorden der früheren Zeit."

„O weh, o weh!" sprach der Armenarzt halb laut vor sich hin.

„Der scheint mir in gute Hände gerathen zu sein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieser seiner so außerordentlich schwachen Seite anfassen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieses gute und edle Gemüth." — Dann setzte er laut hinzu: „Ja, ja, das kann schon was Rechtes sein; man muß sich die Sache in der Nähe ansehen. Also eine Verbrüderung? — Und darf man deren Namen wissen?"

Herr Larioz wandte seinem Freunde mit großem Ernste das lange und nach seinem Unwohlsein außerordentlich schmale Gesicht zu, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich versichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran setzen, Ihnen in diese vortreffliche Gesellschaft Eintritt zu verschaffen, und dann werden Sie selbst sehen."

„Ja, ich werde sehen!" seufzte der Armenarzt, und setzte murmelnd hinzu: „Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und strengen Sie Ihr Gehirn nicht so an um den Spruch des großen maurischen Weisen Carabatoxos wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie sind, muß sich Ruhe gönnen, körperlich und geistig. — Nun, leben Sie wohl, ich sehe auf den Abend nochmals nach Ihnen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nadelstiche.

Ehe der Doktor das Zimmer noch verlassen konnte, kam Gottschalk eilfertig hereingelaufen und meldete fast athemlos, der Herr Rechtsconsulent Plager steige eben die Treppe herauf, um dem Herrn Larioz einen Besuch zu machen. Das geschah heute zum ersten Mal, doch war es nicht Mangel an Theilnahme, was den Principal bisher vom Bette seines Gehülfen fern gehalten, vielmehr wirkte hierin der strenge Befehl der Frau Doktorin, eigentlich der der Schwiegermutter, nur durch den Mund ihrer Tochter kund gethan, welche von Schleim- und Nervenfieber und allen möglichen Arten von ansteckenden Krankheiten faselte und versicherte, das Haus augenblicklich verlassen zu wollen, sobald sie erführe, daß der Rechtsconsulent vor völliger Besserung auch nur einen Schritt in das Zimmer des Herrn Larioz gethan. Ach, der gute Doktor Plager wußte, daß das mit dem Davongehen nur eine leere Drohung war, und er hatte schon einmal den kannibalischen Gedanken gehabt, in ein Leintuch seines Schreibers gewickelt, im Zimmer erscheinen zu wollen und zu sprechen: Seht, das habe ich

gethan, um meine werthe Schwiegermutter los zu werden. — Aber es wäre vergeblich gewesen. — Am allertollsten hatte sich Clementine Weibel gegen einen Besuch bei dem Schreiber ausgesprochen und hatte ihren Schwager beschworen, die Sache nicht leicht zu nehmen. „Wenigstens vierzehn Tage lang," hatte sie gesagt, „dürfte mir Herr Larioz, selbst nach vollständiger Besserung, nicht das Zimmer verlassen und noch weniger ins Bureau kommen." Darin hatten Mutter und Schwester, wie in allen Dingen, dem gefühlvollen Mädchen beigestimmt, das noch hinzusetzte: „Wie mir unser Arzt gesagt, sind Rückfälle leicht möglich und am allergefährlichsten."

„Ja, Rückfälle sind entsetzlich," hatte der Rechtsconsulent mit tiefem Seufzer zu sich selbst gesprochen. Und daß er nach alle dem seinen Gehülfen dennoch vor Ablauf der ihm als Frist gestellten vierzehn Tage besuchte, sollten wir fast als Beweis seiner hochherzigen Gesinnung anführen.

Der Doktor verschwand aus dem Krankenzimmer mit einer freundlichen Handbewegung, und der Rechtsconsulent Plager trat herein.

Als sich die Beiden vor der Thür begegneten, fragte der Rechtsconsulent: „Keine Gefahr mehr, bester Doktor?"

Worauf dieser entgegnete: „Nicht die geringste."

Herr Larioz erhob sich begreiflicherweise von seinem Stuhle, um dem Chef einige Schritte entgegen zu gehen.

Doch schritt dieser mit wohlwollender Miene auf ihn zu, und obgleich der Schreiber den Rechtsconsulenten in seinen Lehnstuhl nöthigen wollte, so ließ sich doch derselbe durchaus nicht dazu bewegen. Ihm schwebte dabei das Bild seiner guten Schwiegermutter vor Augen, und er dachte: Was würde sie sagen, wenn sie zufällig erfahren sollte — und bei Gott ist Alles möglich — daß ich nicht nur gegen ihren Befehl den Kranken besucht, sondern sogar in dessen durchwärmtem Stuhle Platz genommen?

Dabei dürfen wir dem geneigten Leser mit einiger Beschämung nicht verschweigen, daß Gottschalk unten an der Treppe aufgestellt

worden war, um im Falle irgend ein zudringlicher — Client erscheinen sollte, den Principal im Augenblick benachrichtigen zu können.

Wenn auch auf der Stirn desselben Wohlwollen für den Kranken, den er mit seinem Besuche beehrte, zu lesen war, so schien sich Herr Doktor Plager doch anderntheils wie so oft in einer etwas gedrückten Stimmung zu befinden; man sah das an nicht zu mißkennenden Symptomen; er seufzte zuweilen still in sich hinein, spitzte auch häufig den Mund, während er die Augenbrauen finster zusammenzog, und versenkte nicht selten sein Kinn erschreckend tief in die Halsbinde.

„Freue mich recht sehr," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „daß ich erfahre, Sie befänden sich wieder auf dem Wege der Besserung. Aber Schonung, Schonung! Ein Reconvalescent muß sich sehr in Acht nehmen, daß er keinen Rückfall erleidet; Rückfälle sind sehr gefährlich." — Dabei seufzte er abermals und fuhr dann fort: „Es hat auch gar keine Eile, daß Sie in den nächsten Tagen wieder aufs Bureau kommen; wir haben eine stille Zeit, es ist nicht besonders viel zu thun."

Herr Larioz dankte für die freundlichen Gesinnungen, sowie besonders für die Ehre des Besuchs, und versetzte: Gottschalk habe ihn davon in Kenntniß gesetzt, wie häufig sich der Herr Doktor nach seinem Befinden erkundigt.

„Das ist meine Schuldigkeit," entgegnete dieser; „ich wünschte nur mehr für Sie thun zu können. — Apropos; jetzt bei der Genesung wird sich auch der Appetit wieder einstellen; ich werde mit meiner Frau darüber sprechen, daß sie Ihnen zuweilen eine angenehme Speise kocht und hersendet."

Er fürchtete sehr, der arme Rechtsconsulent, der Schreiber möchte dieses Anerbieten annehmen; doch dankte ihm dieser bestens dafür, indem er sagte, er habe sich einmal in die Hand des Doktors gegeben, und dieser besorge ihm alles, was für seinen Zustand erträglich und nothwendig. Der Suppenspenden von Gottschalks Schwester erwähnte er absichtlich nicht.

„Und wie steht's mit der übrigen Pflege?“ forschte der Prinzipal, indem er sich im Zimmer umschaute. „Nun, die alte Frau scheint ihre Sachen gut zu besorgen; es ist recht wohnlich bei Ihnen, wenn auch kein Luxus und Ueberfluß an Möbeln, doch Alles ordentlich und reinlich. Dafür schwärme ich.“

Er seufzte bei diesen Worten abermals.

„Was die Bedienung der alten Frau anbelangt, so kann ich darüber durchaus nicht klagen,“ sprach Herr Larioz; „überhaupt besorgt sie meine Junggesellen-Wirthschaft so gut, wie ich es nur verlangen kann. Auch bei diesem leichten Unwohlsein habe ich wohl nichts zu klagen gehabt. Wie es freilich bei einer längeren Krankheit gehen würde, das weiß ich nicht. In einem solchen Falle, sollte ich denken, müßte ein lediger Mensch doch Manches entbehren.“

„Mit einer tüchtigen Bedienung gewiß nicht, Herr Larioz,“ versetzte eifrig der Rechtsconsulent. „Ich kann Sie versichern, man ist da in manchen Fällen besser versehen, als mit einer ganzen Haushaltung, die um einen herumschwirrt. Ich habe alles das erlebt; ich bin in Krankheiten von meinem Bedienten verpflegt worden und später von meiner Frau und Schwiegermutter. Glauben Sie mir, ich gebe in vielen, sehr vielen Beziehungen einem guten Bedienten den Vorzug.“

Dabei tauchte er erschrecklich tief in die Halsbinde hinab, und seine Augen waren kaum sichtbar vor den zusammengezogenen Brauen; auch spielte etwas Melancholie um seine Nasenflügel.

„Aber die sorgsame Pflege einer weiblichen Hand,“ sagte fast schwärmerisch der lange Schreiber, „muß doch unendlich wohlthuend wirken auf unser Gemüth und die Heilung befördern.“

„O ja, die sorgsame Pflege einer weiblichen Hand, wenn sie von Sanftmuth und Nachgiebigkeit geleitet wird,“ antwortete der Rechtsconsulent. „Wissen Sie auch, mein lieber Herr Larioz, was bei Krankheiten eines der besten Heilmittel ist? — Gemüthsruhe. O, was die wohlthätig auf uns einwirkt, davon haben Sie gar keine Idee.

Aber es gibt," setzte er seufzend hinzu, „gewisse weibliche Hände, unter denen einmal gar keine Gemüthsruhe gedeihen kann. Ein weiblicher Dienstbote, ein Bedienter läßt Ihnen Ihren stillen Frieden und ist bei Pünktlichkeit, die ich verlange, wie eine Uhr, wie eine Maschine, was auch wieder für das erregte Gemüth eines Kranken von außerordentlich wohlthuender Wirkung ist."

„Aber im anderen Falle," meinte Herr Larioz, „kann auch ein nachläßiger Bedienter von großem Uebel sein."

„Einen nachläßigen Bedienten," rief der Doktor, während seine Finger zuckten und etwas wie Wildheit aus seinen Augen hervorbrach, „den schicke ich fort, augenblicklich fort, und schicke zehn nach einander fort, bis ich einen einzigen guten finde. Können Sie auch zehn nachläßige Frauen fortschicken, bis Sie am Ende eine finden, die Sie sorgsam verpflegt? — O nein," setzte er wehmüthig lächelnd, fast abgespannt hinzu, „das können Sie nicht, selbst nicht eine Schwiegermutter, die sich bemüht, Ihre Tage durch süße Pflege zu verlängern. — Oh! oh!"

Er tauchte wieder so gewaltig unter, daß seine Ohren auf den nicht hohen Vatermördern ruhten, worauf er fortfuhr:

„Sie sehen mich zweifelhaft lächelnd an und doch ist es so, wie ich Ihnen sage. Ein guter Bedienter stellt Ihre Medizin vor das Fenster, den Löffel in kaltes Wasser, und er würde glauben, eine wahre Sünde zu begehen, wenn er Ihnen den Trank nicht auf die Sekunde hin alle zwei Stunden darreichte. Dazu hat eine Frau oft keine Zeit; Gott! zehn Minuten früher oder später, das kann Ihnen unmöglich was schaden. — Es würde Ihnen vielleicht auch nichts schaden, Herr Larioz, aber der Aerger, den Sie mit jeder Sekunde schlucken, wenn der Zeiger über die Stunde hinausrückt, wenn der Perpendikel wie hohnlachend sagt: sie kommt — nicht — sie kommt — nicht, warte nur — warte nur — 's ist Alles Eins — 's ist Alles Eins! — Nehmen wir einen anderen Fall. Der Arzt verordnet Ihnen Apfel-Compot; wissen Sie, fein zu Brei verkocht, sehr kühlend

und angenehm. Sie sollen davon haben, Mittags und Abends; dazu genügt bei einem guten Bedienten der einfache Befehl, in mancher Haushaltung nicht der zwei-, drei- und vierfache; Mittags konnten Sie unmöglich Apfel-Compot haben, es waren keine Aepfel im Hause. Ich frage Sie, ob Sie sich nicht ärgern, daß Sie schwarz werden? Nun Abends. Endlich kommt das ersehnte Gericht, aber die Aepfel sind nicht zu Brei verkocht, sondern schwimmen als ungenießbare Brocken in einer sauersüßen Brühe. — Wie Gott will; statt des guten Apfel-Compottes haben Sie einen tüchtigen Aerger im Leibe, und der hat vielleicht auch seine Wirkung gethan. Hoffen wir auf morgen, da soll es gewiß nicht fehlen. Der Mittag kommt, mit ihm die Schüssel; es ist ein breiartiger Compot darin, sieht auch nicht so übel aus, Sie versuchen es — — es sind Birnen, gekochte Birnen, scheußliche Birnen, und wer kann Ihnen übel nehmen, daß Sie den Löffel etwas gewaltsam von sich werfen?"

Hier schwieg der Rechtsconsulent einen Augenblick, um tief Athem zu holen; dann legte er die Hand auf den Arm seines Schreibers und sagte wehmüthig: „Hat Ihnen das ein Bedienter gethan — es kann auch bei einem solchen vorkommen, ich will es nicht läugnen, — so wird er sich am Kopfe kratzen und wird tausendmal um Verzeihung bitten; er wird einsehen, daß er gefehlt hat, und dabei schmilzt Ihr Aerger, und Sie sagen: So mach' es morgen anders. — Manche Frau aber, Herr —" das schrie der Rechtsconsulent lauter, als gerade nothwendig war, „wird nicht um Entschuldigung bitten, oder zugeben, daß sie sich geirrt hat, namentlich wenn sie eine Schwiegermutter zur Seite hat. Ja, Herr, sie wird pikirt sein, sie wird die Achseln zucken, sie wird mit einem Blick auf die Andere pantomimisch ausdrücken: Kann man dem Ungeheuer von Mann etwas recht machen? Bin ich nicht ein armes, geschlagenes, unglückliches Weib? — O, Herr Larioz, man hat in solchen Augenblicken oftmals die Geduld eines Engels, hoffend, einen Sturm, der hereinbrechen muß, zu beschwichtigen. Um-

sonst; je mehr Sie nachgeben, je mehr sind Sie im Unrecht. Halten Sie es für möglich, daß eine Frau in einem solchen Augenblicke zu der anderen, die neben ihr steht, gewendet, sagen kann: Du bist mein Zeuge, daß ihm gestern Abend das Apfel-Compot auch nicht recht war. — Als wenn Brocken mit Brühe Apfel-Compot wäre! — Jetzt bringe ich ihm die vortrefflichsten Birnen; ich weiß nicht, wie ich's anders machen soll.

„Sehen Sie, Herr Larioz, da verläßt Sie alle Vernunft, Sie springen auf, Sie toben und schreien vielleicht mehr, als Sie hätten thun sollen, und wenn Sie nachher todesmüde in Ihren Stuhl oder in Ihr Bett zurückfallen, da hören Sie vielleicht von fern her die Stimme der Schwiegermutter, welche spricht: So sind Sie alle; man muß sich nur nichts daraus machen, und nebenbei bin ich fest überzeugt, daß Compot von Birnen viel gesunder ist als von Aepfeln. — Oh! oh! oh! oh!"

Bei den letzten Worten war der Rechtsconsulent aufgesprungen, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, so daß seine Finger zwischen den Rockschößen hervorschauten, und lief eilig im Zimmer auf und ab.

Herr Larioz blickte ihm nach, und da er die aufgeregte Gemüthsstimmung sah, in welcher sich sein Prinzipal befand, so wußte er nicht, was er sagen sollte. Als er aber endlich etwas sprach, war es vielleicht die mindest gute Bemerkung, die er machen konnte. Er meinte nämlich: „Da sollte ich mich ja vielleicht glücklich schätzen, bis jetzt noch zu keiner Frau gekommen zu sein."

Auf das hin blieb Herr Plager, mit einem förmlichen Rucke seinen Spaziergang unterbrechend, vor Larioz stehen, streckte wie beschwörend die Hand aus und versetzte: „Wissen Sie, was Paulus sagt: Heirathen ist gut, nicht heirathen aber besser. Wozu wollen Sie heirathen? Um zu Hause mit Frau und Kindern ein behaglich friedliches und vergnügtes Leben zu führen. Wenn Ihnen das aber nicht gelingt, wenn jeder Schritt, den Sie zu Hause thun, jedes Wort,

das Sie sprechen, von Zank und Widerwärtigkeiten begleitet ist, da wäre es doch wahrhaftig besser, Sie hätten nach Paulus gehandelt. Sie werden mir einwenden, als lediger Mensch habe ich auch Aerger und Unangenehmes in meinem Geschäft oder mit meinem Bedienten. — Richtig, aber nach den Geschäftsstunden können Sie alles Unangenehme hinter der verschlossenen Thür lassen; und dann, einem Bedienten, der Sie ärgert, sagen Sie die Wahrheit und zeigen ihm, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Dann haben Sie wenigstens für den Augenblick Ruhe. — Kommt dann die Nacht, die süße, heilige Nacht," fuhr er mit weicher, schwärmerischer Stimme fort, wobei er seine Hände faltete und an die Zimmerdecke blickte, „so legen Sie sich in Ihr stilles Bett, lesen Ihre Zeitung und schlafen trotz Widerwärtigkeiten im Geschäfte, trotz nachläßiger und unverschämter Bedienten. Aber, Herr —" dabei zitterte seine Stimme — „eine böse Frau läßt Sie nicht einschlafen. O, Sie können mich nicht verstehen. Sie wissen nicht, was eine Gardinen-Predigt ist. Sie halten das für eine Phantasie, für eine Chimäre, von boshaften Schriftstellern erfunden. Nein, Herr, das ist Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit, rasende Wirklichkeit! — Gott der Herr hat jedem Geschöpfe seine Nachtruhe gegeben; der Kanarienvogel steckt seinen Kopf unbelästigt unter die Flügel, Storch und Gans ziehen ihr Bein an sich und schlafen in Frieden, ebenso der Hund in seinem Stalle, der Wurm im Boden, der Goldkäfer in der Rose; jeder Creatur ist nächtliche Ruhe vergönnt, nur einem armen Ehemanne nicht; er allein weiß, was eine Gardinen-Predigt zu bedeuten hat. — Und ich sage Ihnen, mein lieber Herr Larioz, dann nicht entfliehen zu können, ist der schrecklichste aller Schrecken auf Erden. — Wäre ich ein Richter geworden, und hätte ich eine Frau zu verurtheilen, so wäre meine erste Frage: Predigt sie Gardinen oder nicht. — — Ja, sie hält Gardinen-Predigten. — Wohlan denn, sie ist zu Allem fähig."

Herr Larioz hatte bei der außerordentlich langen und heftigen Rede seines Chefs nichts Besseres zu thun gewußt, als sehr bemerkbar

den Kopf zu schütteln, auch die Achseln zu zucken und jetzt beim Schlusse zu sagen: „Das ist erstaunlich, gewiß ganz erstaunlich. Obgleich ich auch schon Einiges vom Ehestand gehört, so habe ich ihn doch nie so scharf von der Seite der Gardinen-Predigten her auffassen sehen. Es muß außerordentlich viel Wahres in Ihren Bemerkungen sein, geehrtester Herr Doktor."

„Viel Wahrheit?" fragte dieser mit einem Blick des Zweifels auf seinen Untergebenen, wobei sein Kopf aus seiner Halsbinde hervortauchte. „Ich sage Ihnen, meine Bemerkungen sind vollgesogen von Wahrheit, sie sind ganz Wahrheit. O, glauben Sie mir, ich habe genugsam schaudernd das selbst erlebt, wovon ich Ihnen sprach."

Er ließ sich auf seinen Stuhl nieder, wie erschöpft in Erinnerung an entsetzliche Dinge, die er erlebt.

„Und das ist eine Krankheit," fuhr Herr Doktor Plager nach einer Pause fort, „die nicht zu heilen ist, die sich steigert und immer steigert durch alle Stadien der menschlichen Redekunst hindurch bis zu einem Paroxysmus, bis zum Ausbruch völligen Wahnsinns, der im Stande ist, Sie anzustecken, so daß Sie sich unter der Last der Beschuldigungen, die man auf Sie wälzt, erstaunt selbst betrachten, ob Sie denn wirklich das moralische Ungeheuer sind, als das Sie Ihre bessere Hälfte Nacht um Nacht kennzeichnet."

„Das sind freilich vortreffliche und höchst nützliche Lehren, und man sollte sie allen heirathslustigen Männern der ganzen Welt mittheilen," meinte der lange Schreiber. „Es gäbe das eine neue Clausel in einem Ehevertrag: Keine Gardinen-Predigten."

„O ja," seufzte der Rechtsconsulent aus tiefster Brust, wobei sein Kopf herabsank wie die Blume einer geknickten Lilie. „Keine Gardinen-Predigten mehr! Wenn ich dafür ein Mittel wüßte! Wer das mit Wahrheit anpreisen könnte, wie man zum Beispiel liest: Keine Hühneraugen mehr! oder: Fort mit Cravatten! ich sage Ihnen, der Mann müßte in einem Jahre Millionär sein."

Als Herr Larioz die wirklich zerknirschte Miene seines Prinzipals

sah, dehnte er sich behaglich im Lehnstuhl aus, betrachtete die kahlen Wände seines Zimmers, seine einfachen Möbel, die Medizin im Glase vor dem Fenster stehend, den silbernen Löffel dabei im kalten Wasser, den Verschlag, wo sein Bett war und wo nächtlich die Stille und der Friede des Paradieses herrschte, wenn er nicht zufälliger Weise schnarchte. Das alles schaute er an und drehte darauf freundlich lächelnd seinen Schnurrbart in die Höhe, erhob auch frisch seine Nase, während die des Doktor Plager schlaff herabhing, ja, während der ganze Mann mit dem Zweige einer Trauerweide zu vergleichen war.

Doch schien nicht die Ruhe in ihm zu sein, welche wir bei diesem melancholischen Baume voraussetzen, oder fuhr ein neuer Wind schmerzlicher Erinnerung durch seine Blätter? Denn nachdem er ein paar Mal tief aufgeseufzt, strich er seine Haare in die Höhe, schlug die Arme über einander und sagte mit höhnischem Lächeln: „Und wenn Sie denn doch jemals die Absicht haben, sich zu vermählen, so heirathen Sie um Gottes willen in keine Familie, deren Mitglieder, wohlverstanden ihren Worten nach, wahre Engel sind; es gibt solche Familien, die weder Fehler haben — von Lastern ist gar keine Rede — noch auch nur eine Ungeschicklichkeit begehen, und die alles Unglück, alle Widerwärtigkeiten, die sie betreffen — und darunter gehört der Mann in erster Linie — gänzlich unverschuldet tragen, wie das Lamm Gottes der Welt Sünden. — Ich, Herr Larioz, ich habe es so getroffen; meine Schwiegermutter, meine Frau, meine Schwägerinnen gehören zu einer gegenseitigen Tugend-Versicherung; es gibt keine edle That, keine Güte und Liebe, deren nicht Eines das Andere für fähig hält, indem es mich dabei stets als den grimmigen Sünder betrachtet, der immer Unheil schwitzt, das der liebe Gott nur in seiner Huld und Gnade für jene reinen Engel nicht zum Ausbruch kommen läßt. Sie kennen meine Frau Schwiegermutter; an ihrer himmlischen Güte, ihrer Sanftmuth, ihrer Unparteilichkeit zu zweifeln, wäre ein Hauptverbrechen. Sie kennen auch Madame. Es gibt keine Tugend, welche dieses von mir unterdrückte unglückliche Weib nicht besitzt. Sie

kennen auch meine Schwägerin, Clementine Weibel, einen Engel der Unschuld, ein fleckenloses Wesen. Und zwischen dieser lichten Familie muß ich, dessen Fehler und Untugenden mir jeden Tag vorgeworfen werden, mir am Ende selbst wie ein wahres Ungethüm erscheinen. Ja, ich fühle es, Herr Larioz, bei so viel Tugend, bei einem solchen Unterschied der Charaktere, könnte man am Ende wirklich ein schlechter Kerl werden."

Der Rechtsconsulent legte die Hände auf die Kniee und ließ den Kopf abermals tief herabsinken. Wohl hatte Herr Larioz dergleichen Anwandlungen auch früher schon an seinem Prinzipal bemerkt, doch meistens nach einer der heftigen Familienscenen, an denen im Plager'schen Hause kein Mangel war. Auch heute oder gestern mußte etwas dergleichen vorgefallen sein, doch war der Schreiber viel zu discret, seinen Prinzipal darum zu befragen, auch wußte er wohl, daß, wenn derselbe einmal anfing, sich Luft zu machen, er nicht mehr viel auf dem Herzen behielt.

Herr Larioz hatte sich auch nicht getäuscht, und nachdem sein Chef ein paar Minuten lang ruhig und nachdenkend gesessen, schien er sich zu ermannen, fuhr abermals durch das Haar, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und spitzte den Mund, worauf er sagte: „Es war gestern Freitag, wie Sie wissen. An solchen Tagen gehört es zum Tone, eine kleine Spazierfahrt zu machen, welche jetzt, im Winter, in dem Glas-Salon des öffentlichen Gartens endigt, wo neben langweiliger Musik sehr schlechter Kaffee bei unendlichem Tabaksdampf genossen wird, wo man sieht und sich sehen läßt. Es ist noch ein Glück, daß an solchen Tagen die Frau Schwiegermutter es vorzieht, mit irgend einer guten Freundin zu Hause in stiller Beschaulichkeit einen weit besseren Kaffee zu genießen. Da aber keine Rose ohne Dornen ist," lachte er giftig, „so erfahre ich schon beim Frühstück, welch ungeheures Opfer Mama mir bringt, daß sie von der Partie zu Hause bleibt, wie man es aber noch nie genug gewürdigt hat, was man alles für mich und mein Haus thut, kurz, wie ich auch in diesem

Punkte wieder das gewöhnliche verabscheuungswürdige Ungeheuer bin. Glücklicher Weise aber lief an dem Morgen das alles von mir ab, wie der Regen vom Fell des Hundes; auch besänftigte man sich rascher, als ich gedacht, da ich meine liebe Schwägerin Clementine eingeladen, mit uns zu fahren, mit uns Kaffee zu trinken, mit uns zu sehen und sich sehen zu lassen. — Sie werden sich," fuhr Herr Plager nach einer Pause fort, „einer unvergeßlichen Soiree bei mir vor einiger Zeit erinnern."

„O ja," erwiderte Herr Larioz mit eigenthümlichem Augenzwinkern; „derselben Soiree, wo jener polnische Punsch gebraut wurde, den ich auf so seltsame Art zu kosten bekam."

„Ja, jener Soiree," sagte der Rechtsconsulent etwas kleinlaut, „wo Sie die unschuldige Ursache waren, daß endlich die Verlobung meiner Schwägerin Clementine mit jenem vortrefflichen Herrn Schilder der Gesellschaft proclamirt werden konnte, worunter sich einige Damen befanden, die den andern Tag Sorge dafür trugen, daß das freudige Ereigniß in der ganzen Stadt bekannt wurde. — Und man kann sagen, es war ein freudiges Ereigniß für mich und mein Haus. Wie sich Herr Schilder später dabei befinden wird," setzte er achselzuckend hinzu, „das ist seine Sache. Aber für ein Mädchen, wie Clementine Weibel, mit wenigem Vermögen, ist der junge Schilder eine Partie, wie man sie nur wünschen kann. Glauben Sie aber, Herr, daß das diese Familie einsieht? daß man mir dankbar wäre, weil ich dazu kräftig das Meinige beigetragen? — Im Gegentheil, Clementine sieht sich als ein Opfer an; ich habe beim Arrangement dieser Partie Gott weiß welche Nebenabsichten gehabt; sie ist ein Werk meines Eigennutzes; ich habe das arme junge Mädchen schändlich verkauft. Ja, sehen Sie, darüber sollte man eigentlich den Verstand verlieren; aber ich verlor den meinigen nicht," sagte er lächelnd, „ich schmiedete das heiße Eisen mit tüchtigen Schlägen, ich veranlaßte meinen Schwager Banquier, dem jungen Manne bereitwillig sein Haus zu öffnen, und wenn ich wirklich vollkommen ehrlich sein will, so habe

ich, Ihnen im Vertrauen gestanden, allerdings bei dieser Heirath meine Nebenansichten. Wäre es nicht möglich," fuhr er händereibend fort, „daß meine gute Schwiegermutter, welcher der Aufenthalt in meinem Hause so äußerst unangenehm ist, es nicht einmal bei ihrer jüngeren Tochter probirte? —

„Doch das wird die Zukunft lehren; bleiben wir beim gestrigen Tage. Sie können sich denken, daß ich Herrn Schilder in Kenntniß setzte, wohin wir unsere Fahrt richten würden, und daß ich das den Meinigen auch nicht vorenthielt, natürlich aber erst, als wir im Wagen saßen. Ich versichere, es war anfänglich, als wenn Clementine mit einem Kübel Eiswasser begossen worden wäre; sie biß die Lippen auf einander, sah ihre Schwester achselzuckend an, summte einige Takte eines mir unbekannten Liedes und begann ihre kleine Scene mit mir: „Jetzt hätte ich gerade Lust, auszusteigen und direkt nach Hause zu gehen." Wie gewöhnlich gab ein Wort das andere, und wenn wir nicht glücklicher Weise rasselnd auf dem Pflaster gefahren wären, so würde der Kutscher allerlei erbauliche Sachen zu hören bekommen haben. Dabei kennen Sie meine Geistesgegenwart. Wenn ich den beiden auch tüchtig meine Meinung sagte — ein Glück war es dabei, daß die Schwiegermutter zu Hause geblieben, — so that ich das doch wegen der Vorübergehenden äußerlich auf die freundlichste und liebevollste Art von der Welt. Wissen Sie, lieber Herr Larioz, man gewöhnt sich an dergleichen, und da auch meine Frau und Fräulein Clementine gute Miene zum bösen Spiel machten, so erschienen wir den Begegnenden, während wir uns die bittersten Dinge sagten, doch wie eine Familie, die voll Liebe und Eintracht einem harmlosen Vergnügen entgegen fährt. Es ist das sehr traurig, aber ich kann es nicht ändern.

„Wir kommen also an, wir nehmen einen Tisch, wir trinken Kaffee. Der Friede ist so weit wieder hergestellt, daß meine Frau wenigstens mit mir spricht, wobei sie aber statt meiner irgend ein Fenster oder auch vielleicht die große Baßgeige anblickt. Fräulein Clementine horcht anscheinend aufmerksam auf die Musik, späht aber

dabei im ganzen Saale umher und weiß auch durch allerlei künstliche Manöver, indem sie sich mit den Kindern beschäftigt, oder ihr Taschentuch fallen läßt, das zu bemerken, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Ich bin so glücklich, alles das zu sehen, thue aber nicht dergleichen, fühle jedoch wohl, daß die Luft noch rein ist.

„Sie sehen mich einigermaßen erstaunt an; aha! ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Herr Czrabowski, der sogenannte polnische Graf weit davon entfernt ist, seit jener für ihn so unangenehmen Punschgeschichte meine gute Schwägerin in Ruhe zu lassen. Das heißt, wenn sie ihm keine Veranlassung gäbe, würde er schon längst aufgehört haben, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen, von denen er dann wüßte, daß sie durchaus zu keinem Resultate führen können. Mir hat die Sache schon Kummer genug gemacht; glauben Sie mir, dieser Mensch ist ein ganz verwahrlostes Subject. Aber können Sie sich denken, daß ich, wenn ich in Betreff seiner nur die geringste wohlgemeinte Warnung ergehen lasse, die Lunte ans Pulverfaß lege? O, ich habe darüber schon schreckliche Auftritte erlebt!"

Dabei seufzte er wieder einmal, blickte an die Zimmerdecke empor und fuhr alsdann fort: „Wie gesagt, anfänglich war die Luft rein; bald aber bemerkte ich, daß die Blicke Clementinens nicht mehr im Saale umherschweiften, sondern sich nach einer gewissen Stelle richteten. Diese Stelle aber befand sich hinter meinem Rücken, so daß ich, ohne Aufsehen zu erregen, nicht sehen konnte, was sich da begab. Aber ich wußte es ganz genau; fing doch das mir wohl bekannte Spiel an. Clementine lächelte sanft in sich hinein, fuhr mit ihrem Schnupftuch an den Mund, roch an einem Blumen-Bouquet viel länger als nothwendig war, und wenn sie den Kopf wenden mußte, um mit ihrer Schwester zu sprechen, so blieben doch ihre Augen wie festgebannt an jener gewissen Stelle haften.

Endlich fand ich Veranlassung, mich herum zu drehen. Richtig! vielleicht zwanzig Schritte hinter mir an einer Säule lehnte der edle Graf Czrabowski mit einer unbeschreiblich schmachtenden Attitude;

er hatte einen Fuß über den andern gelegt, hielt die rechte Hand auf's Herz und strich sich mit den Fingern der linken seinen dünnen Schnurrbart. Als ich mich aber umwandte, drehte er mir plötzlich den Rücken zu."

„Und was sollte alles das heißen?" fragte Herr Larioz mit größter Unschuld.

Der Rechtsconsulent blickte ihn einigermaßen erstaunt an, dann lächelte er und sagte: „Ja, ja, wie sollten Sie das auch wissen! Sie besuchen weder Theater noch Bälle, noch öffentliche Gärten, haben also auch kein Interesse daran, alle die faden Geschichten zu beobachten, mit denen sich dort ein großer Theil junger unschuldiger Mädchen und nichtsthuender Elegants amusirt. Wären Sie aber verheirathet oder hätten eine Tochter oder dergleichen zu bewachen, so würden Sie diese Zeichensprache wie das Alphabet kennen lernen. Ich kenne sie durch alle Nuancen und habe leider eine solche genaue Kenntniß erlangt, daß ich aus einem Lächeln, aus der Art, wie das Schnupftuch an den Mund geführt wird, mit Gewißheit sagen kann, ob es nur ein vorübergehendes Spiel, ob es eine Neigung, ob es eine Liebschaft ist, — im letzten Falle sogar, in welches Stadium diese Liebschaft bereits getreten.

„Zu meinem Schrecken sah ich nun, mit diesem unheilvollen Wissen ausgerüstet, daß das Lächeln Clementinens, daß die Art, wie sie ihre Blicke hinüber warf, wie sie die Augen niederschlug, schon eine ziemlich weit vorgeschrittene Liebschaft anzeigten. Ich sah das und schwieg vorderhand. Später kam auch Herr Schilder, setzte sich mit dem Rechte, das er als Verlobter hatte, neben Clementine und sprach wie immer verständig und angenehm. Daß er vielleicht seine Worte nicht so zu setzen weiß wie jener Andere, daran habe ich nie gezweifelt; aber, du lieber Gott! man sollte doch denken, ein ruhiges und vernünftiges Gespräch müßte so einem Mädchen besser gefallen, als die überschwänglichen Redensarten voll sogenannter Poesie und beständig gespickt mit Anspielungen über dieses oder jenes Zusammentreffen, diesen

oder jenen Blick, den man genossen. Meine Frau war so verständig, Herrn Schilder freundlich zu empfangen, auch Clementine nicht so frostig als ich erwartet, und deßhalb schien Herr Schilder mit der Aufnahme recht zufrieden. Es ist das wirklich ein genügsamer junger Mann; aber so arglos und unbefangen er auch das Leben nimmt, so entgieng es ihm doch nicht, daß Clementine einigermaßen zerstreut war; ja, er mußte bemerkt haben, daß sie häufig neben ihm vorbei sah; und dann kam jenes fatale, gefährliche Lächeln zum Vorschein.

„Wir fuhren zurück," erzählte Herr Doktor Plager nach einem tiefen Athemzuge weiter, „und als wir zu Hause angekommen waren, sprach man von dem verlebten Nachmittag, ein Wort gab das andere, und ich hatte, wenn Sie wollen, die Unklugheit, Clementine vor dem sogenannten polnischen Grafen zu warnen, indem ich ihr lächelnd meine Bemerkungen mittheilte. Aber, du lieber Gott, welche Scene hatte ich mir bereitet! Clementine brach ohne alle vernünftigen Gründe in ein lautes Weinen aus, meine Frau zuckte die Achseln mit jenem nur mir verständlichen unbeschreiblichen Kopfnicken, die Schwiegermutter affektirte einen Augenblick eine völlige Erstarrung, worauf sie ihre Nase erhob und triumphirend sagte: „Das ist die alte Geschichte! Der Mann in seinem Haß gegen uns ist nicht im Stande, uns nur das kleinste, harmloseste Vergnügen zu gönnen." — Ob ich etwas darauf entgegnete, weiß ich nicht genau, ich glaube aber fast, daß ich mich zu ein paar pikanten Worten hinreißen ließ, worauf denn Clementine etwas furienhaft auf mich losstürzte, mit einer Leidenschaft wie ich sie nie gesehen, und mit einer Zungengeläufigkeit, vor der ich förmlich erschrak, die exorbitantesten Dinge sagte, unter Anderem, ich hasse sie und ihre ganze Familie, ich suche jedes Mitglied derselben zu unterdrücken und ihm zu schaden, wo es mir möglich sei; ich fände eine Freude daran, dergleichen Dinge, wie die von dem polnischen Grafen, den Gott verdammen möge, zu erfinden, um ihr einen schlechten Namen zu machen, um Sachen unter das Publikum zu bringen, von

denen ihre reine Seele durchaus nichts wisse, ja vor denen sie förmlich zurückschaudere.

„Ich sage Ihnen, Herr Larioz, der Moment war einigermaßen unangenehm für mich. Sie hätten diese Tugend sehen sollen, neben Mutter und Schwester stehend, sich mit lautem Aufschrei an mich wendend, dann wieder mit ersterbendem Hauch jeden Augenblick bereit, ohnmächtig in die Arme meiner guten Schwiegermutter zu fallen, dabei Unschuld, ganz Unschuld, vollkommene Unschuld, jeder Zoll eine Unschuld; und ich daneben ein Ungeheuer, das diesen fleckenlosen Engel über etwas anklagte, von dem selbiger Engel schon damals bei der Soiree die vollgültigsten Beweise gegeben.

„Daß ich auch nichts weniger als ruhig blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen; ich hätte jeden Anderen in diesem Feuer sehen mögen: Clementine mich wie eine wilde Flamme umspielend, Madame sich mit wenigen, aber höchst scharfen Bemerkungen immer mehr steigernd, und die gute Schwiegermutter mit jedem Worte, das sie sprach, einen Tropfen siedenden Oels auf mich träufelnd.

„Endlich entsprang ich. Der Teufel ist gemacht, es so auf die Länge auszuhalten. O, Herr Larioz, wäre ich nur damals statt Ihrer oder des guten Schilder in die Küche getreten, wo der polnische Punsch gebraut wurde, es wäre wahrlich besser! — Aber wer weiß!" setzte er nach einer Pause achselzuckend hinzu; „ich sage Ihnen, diese drei Frauenzimmer sind im Stande, Sie glauben zu machen, die Sonne sei schwarz und ein Rhinozeros sehe einem Kanarienvogel vollkommen ähnlich. Oh! oh!

„Aber ich mußte hieher kommen, ich mußte mich erleichtern; ich glaube, Zorn und Wuth hätten mir langsam die Kehle zugeschnürt, hätten mich zu einem stillen Manne gemacht; und den Gefallen kann ich ihnen unmöglich jetzt schon thun. — Du lieber Gott!" setzte er melancholisch hinzu, „diesen ihren Lebenszweck werden sie doch endlich erreichen; aber jetzt hielt ich es wirklich noch für zu früh. Ach, glauben Sie mir, ich fühle wohl, daß man von Eisen sein müßte, um alles das zu er-

tragen; ich kann Ihnen versichern, mich beherrschen oft ganz traurige Phantasien, und manchmal, wenn ich so allein sitze und schreibe, ertappe ich mich mit Schrecken beim Summen alter Kirchenlieder, z. B. Im Grab ist Ruh, oder: Das Grab ist tief und stille."

Bei diesen Worten ließ der Rechtsconsulent den Kopf wieder tief auf die Brust herabsinken und faltete dabei die Hände, so daß er ein gar klägliches Bild der Zerknirschung bot.

Der lange Spanier betrachtete Herrn Plager mit wirklicher Theilnahme, denn er hatte oft die Leiden mit angesehen, die derselbe zu erdulden hatte. War er doch selbst schon wie der geneigte Leser weiß, in Mitleidenschaft gezogen worden; an seinem schwarzen Frack waren längere Zeit die Spuren davon sichbar gewesen, — Spuren, die, dem später gemachten Vertrag zum Hohne, Babette doch nicht vertilgt hatte. Er hielt es deßhalb auch für seine Pflicht, dem Prinzipal einigen Trost zuzusprechen, und sagte ihm daher:

„Ei, ei, Herr Doktor, Sie wollen anfangen, den Muth zu verlieren, und wer das thut, gibt sich schon halb verloren. Daß die Verhältnisse dorten wohl eigener Art sind, das wird niemand läugnen, der sie kennt; aber wenn man es am wenigsten erwartet, tritt oft eine Aenderung ein."

„O ja," seufzte Doktor Plager; „im Grab ist Ruh."

„Ach was! daran denken wir nicht. Lassen Sie vor der Hand die Sachen laufen, wie sie wollen; bekümmern Sie sich nicht mehr um den polnischen Grafen. Fräulein Clementine ist alt genug, um zu wissen, was sie thut, und glauben Sie mir, was sie möglicher Weise thun könnte, wird sie vor Ihnen wohl versteckt halten."

„Leider, leider! Und doch gäbe ich eine Million, den beiden Anderen beweisen zu können, wie Recht ich habe."

„Da Sie mich einmal in ihr Vertrauen zogen," fuhr Don Larioz fort, „so kann ich mir wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben. Poussiren Sie die Sache mit dem Herrn Schilder; auch ich glaube,

daß im Falle einer Verheirathung Fräulein Clementinens die verehrte Madame Weibel vielleicht in der That vorziehen würde, es einmal bei ihrer jüngeren Tochter zu probiren."

„O, wenn dem so wäre!" seufzte der Rechtsconsulent mit aufgehobenen Händen.

„Bei alle dem," sprach der Schreiber mit einem Tone der Mißbilligung, welche dem Prinzipal gegenüber freilich etwas schüchtern durchklang, „sind Sie doch am Ende der Herr in ihrem Hause, und wenn ich eine Schwiegermutter besäße, die mir das Leben so sauer machte, so —"

„O, daran habe ich auch schon gedacht," versetzte der Andere, indem er sich schüchtern umsah. „Aber, lieber Herr Larioz, es ist nicht Jedermann Lust und Muth gegeben, den Kampf mit dem Drachen zu beginnen. Ich weiß wohl, Sie haben ein eigenes Naturel darin; bis jetzt zwar ist es Ihnen eine Lust, gegen widerwärtige Verhältnisse anzukämpfen. Und doch," setzte er betrübt hinzu, „mußten auch Sie sich damals vor dem Punschglase zu einem hastigen Rückzuge bequemen."

„Das allerdings," sagte Herr Larioz, indem er die Augenbrauen hoch emporzog und seinen Schnurrbart drehte. „Aber ich hatte damals nicht das Recht, als Kämpfer aufzutreten, sonst —"

„O, sie kommt vielleicht noch, diese Zeit," meinte kleinlaut der Rechtsconsulent, „wo ich Sie bitten werde, handelnd aufzutreten, und wo Sie bei mir den Anfang machen können, Ihre Lieblings-Theorie, den Unterdrückten beizustehen, in Ausführung zu bringen. — Was wir aber hier gesprochen," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sich scheu umgesehen, „bleibt natürlicher Weise unter uns. Sie können mir glauben, man darf vorderhand nicht einmal wissen, daß ich hier bei Ihnen war. O, ich finde mich recht gedrückt, recht in Ketten und Banden."

Damit hatte Herr Plager sich erhoben, ermahnte den Schreiber nochmals, sich recht zu pflegen und ja nicht zu früh in das Bureau

zu gehen, und ihm es vor allen Dingen sagen zu lassen, wenn er sich wieder zur Arbeit einstellen wolle. So verließ er das Zimmer in ziemlich gebeugter Haltung; ehe er aber die Treppe hinabstieg, blickte er vorsichtig in dem Gange umher, ob dort nicht vielleicht ein unbequemer Lauscher sichtbar wäre.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritter und sein Knappe.

Don Larioz blieb allein in dem Zimmer, nachdem er begreiflicherweise seinen Chef bis zur Thür begleitet. Auch begab er sich, als dieser verschwunden war, nicht wieder zu seinem Lehnsessel zurück, sondern schritt, in Gedanken versunken, im Gemache auf und nieder. Wenn auch diese Gedanken anfänglich bei dem verweilten, was Herr Doktor Plager mit ihm besprochen, so fand er doch im Nachsinnen darüber baldigst Abschweifungen in andere Phantasieen. Wohl bedauerte er seinen Chef, konnte ihm aber nicht in allem, was derselbe gesagt, unbedingt Recht geben. Daß mancher Ehestand mit Unannehmlichkeiten der verschiedensten Art verknüpft ist, daran war eben so wenig zu zweifeln, als daß es weibliche Wesen genug gebe, die einem Manne das Leben schon sauer machen können. Aber es konnte doch unmöglich der größte Theil so sein; es mußten sich doch auch Charaktere unter ihnen finden, die, mit Liebe, Sanftmuth, Herzlichkeit und Güte angethan, alsdann unfehlbar das Glück eines Menschen zu begründen im Stande sein würden. Den kleinen scharfen Augen der Madame Weibel war allerdings nicht viel Gutes zuzutrauen, ebenso wenig denen der Rechtsconsulentin, die, von unbestimmtem Ausdruck, in allen möglichen Farben schillerten. „Ja, auf das Auge muß man

gehen," sprach der Spanier zu sich; „in den Augen liegt das Herz." Und als er dabei an ein paar schwarze, wirklich schöne Augen dachte, fühlte er, wie sich sein Herz sanft erwärmte und wie es heftiger schlug, als einen Moment vorher. — Diese Augen konnten nicht trügen; die Blicke in ihrer glänzenden Klarheit waren wie das durchsichtige Wasser eines tiefen, wunderbaren See's: sie ließen den Grund desselben vollkommen überblicken; man sah deutlich, daß da unten weder Klippen noch Untiefen waren. — Trau treue Trine —!

Herr Larioz machte zwei Schritte gegen einen kleinen Tisch, auf dem ein Kästchen stand; doch nur zwei Schritte, dann wandte er seinen Fuß wieder nach der entgegengesetzten Seite des Gemachs, wobei er seufzend dachte: Warum den Pfeil noch tiefer in dieses arme Herz drücken? Und dennoch blieb er nicht lange in der eben angegebenen Richtung; schon die nächste Minute brachte ihn dem Tische und dem Kästchen näher. „Warum auch nicht?" sprach er zu sich selber. „Verleihe ich ihr doch in meiner Phantasie noch tausend andere Reize, die sie in der Wirklichkeit vielleicht nicht besitzt, und die auch das Bild nicht zeigt. Betrachten wir es darum getrost; die kalte Malerei wird wie eine Abkühlung auf meine heißen Träume wirken."

Bei diesen Worten stand er auch schon an dem Kästchen, öffnete den Deckel desselben und nahm das Bild heraus, welches er von den Gebrüdern Breiberg gekauft. — Ja, sie war schön, schöner als das schönste Weib auf Erden. Und was war dieses Bild immerhin gegen sie selbst, wie sie in seinem Gedächtnisse brannte! Es war so wenig Zeit zwischen jenem seligen Augenblicke verstrichen, als er sie zum ersten Male gesehen, und doch kam ihm dieses glänzende Auge so bekannt vor. Hatte er ein ähnliches früher in Spanien erschaut? Hier im kalten Deutschland konnten doch unmöglich Blicke zu finden sein, die der Gluth dieser ähnlich waren. Und doch, was ihm heute früh schon aufgefallen war, daran dachte er jetzt wieder und mußte sagen, daß er sich nicht getäuscht. Margarethe hatte etwas von diesem Blicke, ja, Margarethe,

Gottschalks Schwester. Er bedauerte fast, vorhin das Bild nicht angeschaut zu haben, als das junge Mädchen noch im Zimmer war; er ließ die Hand mit dem Portrait sinken und sah eine Minute in die Höhe, ja, er bedeckte nachdenkend die Augen mit seiner Rechten; doch so viel er auch nachsann, er mußte sich gestehen, daß hier eine Aehnlichkeit obwalte.

Da klopfte es leise und bescheiden an die Stubenthür.

Herr Larioz, mit dem Portrait in der Hand, fuhr zusammen, als habe er etwas Unrechtes begangen, und beeilte sich auch, das Bild wieder einzuschließen, ehe er Herein! rief.

Es klopfte abermals und wieder mit gleicher Schüchternheit.

Der lange Schreiber stützte seine Hand auf den Tisch, hob den Kopf empor und nahm, aus welchem Grunde, war ihm selbst nicht recht klar, eine imposante Haltung an, ehe er sein Herein! ertönen ließ.

Die Thür öffnete sich mit großer Schüchternheit, weßhalb es eine Zeit lang dauerte, ehe der Eintretende völlig sichtbar wurde. Dies war eine kleine, schmächtige Figur mit Beinen, die um so waghalsiger erschienen, als sie mit eng anliegenden Hosen von einem auffallend carrirten Stoffe in grau und grüner Farbe bekleidet waren. Den Oberkörper bis eine Handbreit über das Knie bedeckte ein Radmäntelchen von dunklem Stoff, welches die kleine Figur auf eine leichte Art übergeworfen hatte, so daß man sah, der Besitzer dieses Radmäntelchens sehe mehr auf malerische Formen, als auf Schutz gegen die Kälte. Dazu trug er einen grauen Filzhut in der rechten Hand und hielt sein Spazierstöckchen, den Knopf im Obergewand verborgen, so, daß es wie eine Degenscheide aussah.

Schon an der Thür machte er eine tiefe Verbeugung und näherte sich erst, als der Spanier freundlich seinen Kopf neigte und ihn mit lauter Stimme ersuchte, näher zu treten. Wie er aber näher trat, geschah dies in so eigenthümlich hüpfender oder schwebender Bewegung, daß sich Don Larioz wohl erinnerte, diese Gestalt schon gesehen zu haben. Auch das Gesicht kam ihm bekannt vor, der Mund mit dem

freundlich süßen Lächeln, die struppigen Haare emporstehend wie die Stacheln eines Igels.

„Euer Gnaden kennen mich vielleicht nicht mehr," sagte die kleine Gestalt, als sie ziemlich nahe gekommen war und noch eine tiefe Verbeugung vor dem ernst aussehenden langen Manne gemacht hatte.

Wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß der Fremde im Radmäntelchen vielleicht eine Hand höher war, als der freilich überaus lange Stoßdegen des Spaniers, dessen Knopf diesem bis gegen die Mitte der Brust reichte.

Da Herr Larioz sich im ersten Augenblicke vergeblich zu erinnern versuchte, wo er den kleinen, schmächtigen Mann schon gesehen, so erwiderte er, daß er sich allerdings nicht recht besinnen könne, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen.

„Du lieber Gott! das ist ja so begreiflich," sprach der Andere mit Wärme. „Euer Gnaden, so außerordentlich beschäftigt, so wichtig beschäftigt und gewiß häufig so poetisch beschäftigt, werden sich wahrhaftig nicht damit befassen können, sich eines so unbedeutenden Menschen wie ich bin, zu erinnern."

Damit legte der kleine Mann seine Finger, in welchen er Hut und Stock hielt, zierlich zusammen, neigte sich vornüber, senkte den Kopf etwas nach der linken Seite und lispelte, während er auf die freundlichste Art den Mund spitzte: „Windspiel, Euer Gnaden; ja, es ist Windspiel, der Kellner aus dem Reibstein, der sich die Ehre gibt, Euer Gnaden mit seiner geringen Gegenwart zu belästigen."

Ja, ja, es war der kleine tänzelnde Kellner. Jetzt erinnerte sich Larioz vollkommen desselben, welcher ihn in der Stube empfangen und später bis an die Thür geleitet hatte. Ihm trat lebendig wieder der ganze Nachmittag vor die Seele, er meinte die tiefe Stimme des Kupferstechers zu vernehmen, er sah wieder vor sich den feuchten Verschlag, wo er seine Proben bestanden, die nothwendig waren zur Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens. Ja, es war ihm deutlich, als hörte er jenen Unsichtbaren wieder sprechen, und durch alles das

hindurch klang ihm der Anfang jenes räthselhaften Spruches: Trau, treue Trine — ohne daß er aber auch jetzt im Stande gewesen wäre, zu fragen, worauf die treue Trine eigentlich trauen soll.

Hatten sich die Züge des Herrn Larioz bei diesem Nachdenken vielleicht finster zusammengezogen, der leichtfüßige Kellner tänzelte einen Schritt zurück und sagte erschrocken: „Ja, ich fühle, es ist von mir unbescheiden, in die Gemächer Euer Gnaden zu dringen. Tausend Mal bitte ich um Verzeihung; ich will mich schleunig zurückziehen. O, ich war doch so glücklich, zu sehen, wo Euer Gnaden wohnen."

Der lange Schreiber war bei diesen Worten aus seinen Träumereien erwacht, und der Schluß der Rede des kleinen Kellners veranlaßte ihn, nachdem er Windspiel freundlich ersucht, zu bleiben, zu der Frage, woher er denn eigentlich seine Wohnung erfahren?

Bei dieser Frage machte der Andere ein Gesicht, als nehme er sie für Scherz; dann antwortete er: „Euer Gnaden nannten Ihren Namen und bezeichneten auch Ihre Wohnung selbst in dem schönen Augenblicke, als Sie um den Tisch schritten, um mit jedem der Künstlerschaft ein Glas zu trinken. Ich," setzte er mit Stolz hinzu, „war dabei dicht hinter Euer Gnaden und hatte das Glück, Ihnen die leeren Gläser abzunehmen und die gefüllten dafür zu behändigen."

„Was Sie häufiger thaten, als nothwendig war," sagte Larioz lächelnd. „Doch lassen wir das; sagen Sie mir lieber, was verschafft mir die Freude ihres Besuchs?"

„Ja, wenn ich das nur mit kurzen Worten ausdrücken könnte!" entgegnete Windspiel in Ekstase. „O es ist nicht das erste Mal, Euer Gnaden, daß ich es wagte, hier vorzudringen, daß ich ängstlich die Treppe heraufschlich, daß ich — ich gestehe es — mit Herzklopfen zu dieser Thür gelangte, daß ich schon den Finger gekrümmt hatte, um anzuklopfen, und doch wieder schüchtern zurückwich, ein Mal aus freiem Antrieb, ein anderes Mal, weil gerade eine alte Frau aus dem Gemache kam, die mir sagte, Euer Gnaden seien krank und schlafen."

Dies alles hatte der kleine Kellner mit außerordentlicher Geschwin-

digkeit, ja, wie man zu sagen pflegt, in Einem Athem gesprochen, weßhalb er einige Mal heftig schlucken mußte, um fortfahren zu können: „Ach, Herr von Larioz, Herr Don Larioz verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, denn ich bin ja nur ein armer unbedeutender Kellner; kann ich doch für meine Verwegenheit bloß das zur Entschuldigung anführen, daß es mich gedrängt hatte, den Mann — verzeihen Sie den trivialen Ausdruck — wieder zu sehen, der von sich sagen kann:

Weit von hier das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland.

„Sehen Sie, Herr Don Larioz, ich habe den Tag über ein sehr anstrengendes Geschäft; die Künstler, die sich bei uns versammeln, treiben mich oft gewaltig umher; ich muß vom Keller in die Küche, aus der Küche in das allgemeine Schenkzimmer, von da wieder in den Club der Künstler, und kann das, um gehörig herum zu kommen, nur in schnellen Sätzen thun, weßhalb man mir auch den Namen Windspiel zugelegt. Ich bin den ganzen Tag eine sehr prosaische, höchst nüchterne Person, aber Abends, Herr Don Larioz, geht es mir, wie soll ich sagen? wie der Eule, die den ganzen Tag geschlafen, nein, sagen wir mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie dem Schmetterling der von einer Ecke in die andere gekrochen und mit dem Eintritt der stillen Nacht seine bunten Schwingen entfaltet."

Hierbei hatte der kleine Kellner mit beiden Armen sein Radmäntelchen etwas auseinander gelüpft, als wollte er auffliegen, was, verbunden mit der Begeisterung, in welcher er seine Reden vorbrachte, einen nicht ungünstigen Eindruck auf den langen Schreiber machte, weßhalb dieser ihn wohlwollend anblickte und freundlich ersuchte, Hut, Stock und Mantel abzulegen und sich zu setzen.

Nach mehreren Complimenten und nachdem er sich nicht um eine Million früher gesetzt, als bis sich Herr Larioz in seinen Lehnstuhl niedergelassen, kam endlich auch Windspiel zum Sitzen und fuhr nach einem auffordernden „Also!" des langen Mannes fort, indem er einen

schwärmerischen Blick an die Decke warf: „Abends, Herr Don Larioz, Abends wenn die Nacht eintritt mit ihrem dunklen Schleier, dann zieht es auch mich aufwärts, geistig und körperlich zu reden. Ist das Schenkzimmer einmal verschlossen, hat sich der letzte duselige Gast entfernt, so darf auch ich aufwärts steigen, in eine kleine Stube, hoch, hoch über dem Treiben der Menschheit, unter dem Dach gelegen, etwas klein und eng zwar, aber mit einer entzückenden Aussicht. Und da ich diese Aussicht meistens nur beim Mondschein genießen kann — denn nur Abends bin ich für ihre Schönheit empfänglich, Morgens, Herr Don Larioz, kommt mir dagegen das Leben mit seiner Schenkstube und seinem Bier gar zu nüchtern und prosaisch vor — so finde ich alles, was ich sehe, poetisch und schön in den weißschimmersilbernsanftglänzendenmelancholischdasherzergreifendentraurigstimmenden Strahlen der keuschen Luna. Erscheinen doch, so gesehen, selbst die alten Schornsteine, die Blitzableiter und Wetterfahnen wie verklärt. Blicke ich doch über die Stadt hinweg, bei den Kirchthürmen vorüber, wo im Glanze eben desselben Mondenschimmers die schwarzen Tannenwälder nicken."

Wenn auch Herr Larioz fand, daß Windspiel etwas confus sprach, so lag doch für ihn in seinen Reden, namentlich aber in dem aufwärts gerichteten Auge, ein gewisses Etwas, das ihn nachsichtig machte für den allenfallsigen Unsinn, der in den Worten des Kellners mit unterlief. Auch hatte er seine eigenen Gedanken, als Windspiel von seiner Dachkammer erzählte, und er fragte deßhalb nicht ohne Grund: „Von dem Fenster Ihres Zimmers sehen Sie also auch in die Nachbarschaft?"

„O, ich sehe sehr in die Nachbarschaft," entgegnete kopfnickend der Kellner; „und das ist es ja gerade, Herr Don Larioz, was mich am meisten hieher trieb und mich veranlaßte, Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit zu stehlen. O, Euer Gnaden," fuhr er nach einer Pause fort, nachdem er die Hände bewundernd zusammengeschlagen, „als Sie damals sagten, Sie seien ein Spanier, ein wirklicher und echter Spanier, da ging es in mir auf — wie — wie — nun ich kann eigent-

lich nicht sagen, wie — aber es ging in mir auf, das fühlte ich an meines Herzens lauteren Schlägen. Auch — verzeihen Sie mir, ich will Ihnen wahrhaftig keine Schmeicheleien sagen -- Ihr ganzes Wesen, mit dem Sie eintraten, wie Sie Ihren Stock hielten, der Bart — Don Alonso's —"

„Wessen Bart?" fragte der lange Schreiber.

„Verzeihen Sie meinen Ausdruck," fuhr Windspiel fort, „ich dachte an ein Bild, welches ich bei mir draußen gesehen, — Don Alonso vor dem Fenster seiner Laura Mondoline spielend, — ein schönes Bild, wo der ritterliche Kopf des jungen Spaniers auch mit einem solchen Barte geziert ist. — Also — was wollte ich doch sagen? Ja, richtig, als ich Sie, Herr Don Larioz, so vor mir sah, da faßte mich eine grenzenlose Verehrung, und ich wäre schon vom ersten Augenblicke an für Sie durch das Feuer gelaufen."

Obgleich sich der lange Schreiber durch diese echte Zuneigung — denn daß sie echt war, bezeugte die unverkennbare Begeisterung, mit welcher der Kellner sprach, sowie das Leuchten seiner Blicke — geschmeichelt fühlte, so suchte er doch das Feuer des jungen Mannes zu dämpfen, indem er ihn bat, ruhiger zu sein und nicht Sachen zu sagen, die er in der Art, wie sie vorgetragen würden, doch wohl füglich nicht für Ernst nehmen könnte.

Windspiel legte die Hand aufs Herz, ließ sein Köpfchen wie betrübt sinken und hob dabei die Augen etwas forcirt in die Höhe, die er dann mit einem schmelzenden Ausdruck auf dem Spanier ruhen ließ. Das war seine ganze Entgegnung, welche ihre Wirkung auf Larioz nicht verfehlte. Dann seufzte der Kellner tief auf und fuhr fort: „Als aber Eure Gnaden sprachen von da drüben, von den Gebrüdern Breiberg und jener jungen Dame — verzeihen Sie mir, Herr Don Larioz, daß ich diesen delikaten Punkt berühre, aber es muß sein, wenn sich auch mein Herz dagegen sträubt — da sah ich gleich die ganze Lage jenes unglücklichen Geschöpfes ein, denn diese Gebrüder Breiberg sind zu Allem fähig; — es kommt ihnen auf eine kör-

perliche Mißhandlung nicht an, sogar bei denjenigen, die sich um unterdrückte weibliche Wesen in ihrem Hause bekümmern," setzte Windspiel nach einer Pause wie mit sich selbst redend hinzu; „und obgleich ich das wußte," sagte er mit lauter Stimme, „so beschloß ich doch, Alles anzuwenden, um jenem furchtbaren Geheimnisse auf die Spur zu kommen, — ja, Herr Don Larioz, einem furchtbaren Geheimnisse, wie Sie später hören werden, einem verbrecherischen Geheimnisse, welches auch schon daraus hervorgeht, daß die Gebrüder Breiberg jenes unglückliche Mädchen vor aller Welt so verborgen zu halten wissen, daß Niemand im Hause und in der Nachbarschaft überhaupt auch nur eine Idee von ihrer Existenz hat."

„Also doch!" rief der Spanier. „O, ich las damals schon etwas Kummervolles, etwas tief Unglückliches in dem einigermaßen starren Blicke der wunderschönen Dame. Ich hatte mich also nicht geirrt! Doch fahren Sie fort, geehrtester Herr. Wenn die Nachrichten, die Sie mir geben, auch mein Herz betrüben, so interessiren sich mich doch wieder in hohem Grade. — So viel ich mich erinnere, wohnen Sie in nächster Nachbarschaft der Gebrüder Breiberg."

„Das Hintergebäude, auf dessen luftiger Zinne meine Dachkammer liegt," fuhr Windspiel fort, „stößt fast an jenes Haus und ist so gelegen, daß ich von dort in die Fenster des Breiberg'schen Ateliers sehen kann."

„Und da erblickten Sie —?"

„Mehrere Tage sah ich gar nichts, denn jene Fenster sind von unten auf verstellt, um, wie die Künstler sich ausdrücken, das Licht zu spannen. Wenn ich aber so betrachtend in meinem Zimmer war, so hörte ich zuweilen —"

„Sie hörten also —?" fragte begierig Don Larioz, als der Andere wie nachsinnend einen Augenblick schwieg.

„Ich hörte zuweilen," sprach Windspiel weiter, „Mandolinenklänge, — traurige, melancholische Klänge."

„Wie man sie an den Ufern des Guadalquivir vernimmt," meinte

nachdenkend der Spanier, „oder unter den blühenden Orangen des herrlichen Granada.“

„O mein Gott, ja,“ wiederholte schwärmerisch der Kellner, „wie man sie am Ufer des Guadalquivir vernehmen mag oder unter den blühenden Granaten herrlicher Lorbeergebüsche.“

„Und Sie hörten dabei nicht den süßen Gesang einer weiblichen Stimme?“

„Zuweilen war es mir so, doch dann hörte ich deutlicher polternde, harte Worte des groben Jean Baptist, und darauf war plötzlich Alles still.“

„Dieser Barbar!“ rief entrüstet Don Larioz. „Sogar die kleine Freude, sich an den süßen Klängen der Heimath zu ergötzen, gönnt er diesem unglücklichen Wesen nicht! Doch fahren Sie fort. Was Sie mir sagen, interessirt mich in hohem Grade. — Und Sie sahen sie nie?“

„O ja, ich sah sie,“ sprach Windspiel mit einem tiefen Seufzer. „Es war am Samstag-Nachmittag,“ fuhr er mit finsterem Stirnrunzeln fort, „als ich von unten entdeckte, daß die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg nicht nur von ihrer Verhüllung befreit waren-sondern weit offen standen. Einen günstigeren Moment gab es nicht für mich. Ich eilte in meine Dachkammer und sah dort, wenn ich mich stark hinaus beugte, daß drüben in den Zimmern geputzt wurde. Jean Baptist handhabte selbst den Flederwisch, womit er Möbel und Bilder abstaubte, und ich hörte ihn fluchen und sagen: Was man nicht selbst thut, das ist doch nur halb geschehen; all dies faule Weibsbildergezeug taugt doch nichts; sie sind nicht werth, daß sie das Leben haben. Fort! eilt euch! — So polterte er immer zu, und zuweilen sah ich ihn erboßt seinen Flederwisch aufheben und dann ins Innere des Zimmers eilen.“

„Ich will aber doch nicht hoffen,“ fuhr Don Larioz mit tiefster Entrüstung auf, „daß Sie den aufgehobenen Flederwisch und das Zurückeilen ins Zimmer mit jenem zarten Wesen in Verbindung brin-

gen wollen! O, eine solche Abscheulichkeit wäre doch sogar bei einem Breiberg nicht möglich!"

„Die sind zu Allem fähig," fuhr Windspiel fort, indem er sich durch den Schmerz des Spaniers sichtlich gesteigert fühlte. „Und ich bin noch nicht zu Ende," sagte er mit dumpfer Stimme. „Ob dieser Unmensch zuschlug — nein, ich habe es nicht gesehen, aber daß er schlug, hörte ich."

„Ich möchte lieber weiter nichts vernehmen," sprach der lange Schreiber in tiefem Schmerze. „Ja," setzte er heftig hinzu, „wenn ich alsdann aus der Ecke dort meinen Stoßdegen nehmen dürfte —"

„Gott, einen Stoßdegen!" sagte Windspiel mit bewegter Stimme.

„Hineilen, um dieses Ungeheuer zur Rechenschaft zu ziehen! Aber so bin ich hier rath- und thatlos und vermag nichts zu thun, als mir das heilige Versprechen zu wiederholen, daß jede Mißhandlung, welche diesem wunderbaren Geschöpfe angethan wurde, furchtbar gerächt werden soll. Das schwöre ich bei meinem Namen, der einen guten Klang hat in Spanien. — Doch jetzt lassen Sie mich Alles hören."

Windspiel schüttelte sich. War es das Entsetzen vor dem feierlichen Schwur, den Larioz gethan, oder die Erinnerung an das, was er gesehen? Doch gehorsam der Weisung, die er erhalten, sagte er kopfnickend: „Das Schimpfen und das Schlagen — ja, den Tönen nach muß ich das vermuthen — dauerte eine Zeit lang fort, dann bemerkte ich, daß Clemens Breiberg, der schleichende, boshafte Clemens — er ist der Schlimmste von Beiden — bei dem Fenster vorüber kam, sie, jenes unglückliche Mädchen, gewaltsam nach sich schleppend."

„Das sahen Sie?" rief Don Larioz mit blitzenden Augen. „O, entsetzlich!"

„Ja, er schleppte sie in die andere Ecke des Zimmers, und sie folgte ihm mit herabhängendem Kopfe, wie aufgelöst vor Schmerz, ein armes, wehrloses Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit. — So sah ich ihn bei beiden Fenstern vorüber kommen, und daß ich aufs angestrengteste lauschte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Deßhalb

hörte ich denn auch noch einen schweren Fall, wie wenn Jemand eine Last auf den Boden wirft, und dann vernahm ich die teuflische, höhnende Stimme von Clemens Breiberg, welcher sagte: Jetzt wird die auch für heute genug haben; worauf Jean Baptist hinzusetzte — o, ich vermag das Wort kaum zu wiederholen — aber er setzte hinzu: Genug wird sie freilich haben; die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft."

Dies sprach Windspiel mit leiser, schüchterner Stimme und erhob darauf mit bittendem Gesichtsausdruck seine Hände flehend zu dem Spanier, als wollte er damit den Ausbruch wilden Zornes, der nun folgen mußte, beschwichtigen. Doch hatte sich Larioz männlich gefaßt; das einzige Zeichen der Erregung, welches man an ihm bemerkte, war, daß er seine Lippen fest auf einander biß und seine Finger sich wie krampfhaft öffneten und wieder schlossen. Ja, er erhob sich ziemlich ruhig von seinem Sitze und schritt mehrmals, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemache auf und ab, wobei er nur den Kopf bedeutend tiefer sinken ließ, als man das je an ihm gesehen.

Der Kellner folgte ihm aufmerksam mit den Blicken, und so oft der lange Spanier in die Nähe des Stoßdegens kam, glaubte Windspiel, jetzt müsse seine künstliche Ruhe schwinden, er werde auf die Waffe zueilen, sie schwingen, und vielleicht San Jago! rufend, davonstürzen.

Glücklicher Weise aber geschah nichts von alle dem. Wohl seufzte Don Larioz einige Mal tief auf, schluckte auch wiederholt und heftig, wenn er an dem Tische vorüber kam, auf dem das kleine Kästchen stand, aber er schien seine Partie genommen zu haben und von Sekunde zu Sekunde ruhiger geworden zu sein. Jetzt fuhr er sich mit der Hand über seine Augen, legte die Rechte auf die Schulter des Kellners und sagte mit sanfter Stimme: „Sie haben mir ein Gefühl bewiesen, eine Theilnahme bezeigt, wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin und das ich Ihnen nie vergessen werde. — Ich habe niedergekämpft, was mir freilich im ersten Augenblicke das Herz zu zerspren-

gen drohte; ich bin ruhig geworden, sehr ruhig; und deßhalb können Sie ohne Scheu mir das Wort wiederholen, welches jener Unmensch, jener Jean Baptist Breiberg, zuletzt aussprach. Sagte er nicht: Die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft? — Wieder — woraus ich entnehmen muß, daß dieses Ausklopfen schon häufig vorkam."

Windspiel bezeichnete durch ein melancholisches Lächeln, daß er der gleichen Ansicht sei.

„O Schmach, einer Spanierin angethan!" fuhr Don Larioz fort; „Entehrung der spanischen Tracht, die das unglückliche Wesen trug! Auch einem Fremden kann es nicht entgangen sein, daß ihre Tracht vollkommen spanisch war. Ist es nicht so, werther Herr?"

Der Kellner schüttelte wehmüthig sein Haupt und entgegnete: „Ich sah nicht viel von jener entzückenden spanischen Tracht, die man auf den Bildern unserer Maler so häufig erblickt; mir schien — ich spreche es schaudernd aus — jenes unglückliche Mädchen eigentlich mit gar keiner Tracht bekleidet gewesen zu sein."

Der lange Schreiber fuhr bei diesen Worten zurück, und seine Augen funkelten seltsam.

„Sie wollen doch mit Ihren Worten nicht ausdrücken," sagte er, einigemal stockend, „daß jene Dame unbekleidet gewesen sei?"

„Das nicht so ganz," erwiderte Windspiel, indem er die Augen zu Boden schlug; „aber wenn ich nicht sehr irre, bestand ihre ganze Kleidung aus einem grauen unscheinbaren Zeuge, und waren die weißen Arme, sowie der blendende Hals unbedeckt."

Herr Larioz nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer heftiger wieder auf als vorher und wehrte dabei mit den Händen von sich ab, als wollte er sagen: „Genug, genug des grausamen Spiels!" Er wurde auch wieder ruhiger, nachdem er einigemal auf und ab geschritten war, und versank endlich in tiefes Nachsinnen, aus dem er plötzlich erwachte und mit einem trüben Lächeln sagte: „Glauben Sie mir, Herr, ich fürchte, man hat den Gebrüdern Breiberg die Theilnahme verrathen, die ich, der Spanier, an jener unglücklichen Anda-

lusierin genommen. Ja, ja, es kann nicht anders sein; deßhalb nahmen sie ihr die wundersam kleidsame Tracht, deßhalb hüllten sie sie in ein härenes Gewand, deßhalb — o mein Gott! deßhalb sprach Jean Baptist Breiberg jenes verruchte Wort — nachdem er so Scheußliches begangen. — — Ja, Herr, ich sehe es jetzt schaudernd ein, ich selbst bin vielleicht die unschuldige Ursache von der Pein des armen Mädchens, von der entsetzlichen Behandlung, die ihr zu Theil geworden. — Glauben Sie mir, die beiden Breiberg werden das unschuldige Geschöpf noch in Ketten und Banden legen, damit es mir unmöglich werde, zu ihrer Befreiung in jenes geheimnißvolle Haus zu dringen. — Und doch werde ich eindringen, siegreich eindringen trotz aller Schrecken, die mir dort entgegen treten können! O, wenn ich jenes Tages gedenke, da ich dort die finsteren Treppen empor stieg, so begreife ich es jetzt vollkommen, warum mich ein beklemmendes Gefühl überschlich, das ich mir damals nicht klar machen konnte, als ich alles das sah, was man sonst in keinem rechten Hause antrifft: die an sich wackelige Treppe, mit der kleinen Lichtöffnung, wie das Fenster eines Kerkers, was mir Anfangs fast romantisch erschien; daneben in düsteren Winkeln seltsame Geräthschaften, Kisten und leere Fässer auf einander gethürmt — letztere vielleicht mit Nägeln versehen, als furchtbares Marterwerkzeug dienend," sprach er finster vor sich hinblickend; „dann Ritterhelme mit zerzausten Federn, nicht zu vergessen die rothen Hosen eines Scharfrichters, — alles, alles das, was mir ahnungsvoll und warnend entgegen trat. Doch mögen mir Schrecken erscheinen, welche da wollen, ich werde nicht vor ihnen zurückweichen. — Wie schon gesagt," sprach er, indem er dem Kellner seine Rechte darbot, welche dieser ehrerbietig ergriff, „Ihnen danke ich aufs herzlichste für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen, und wenn Sie auch nichts für mich thun können, so werden Sie doch unverbrüchliches Stillschweigen bewahren über das, was Sie mir mitgetheilt."

„Und doch werde ich mehr für Sie thun," rief Windspiel mit Begeisterung aufspringend, „wenn Sie die Hand eines armen schwa-

chen Wesens, wie ich bin, nicht zurückstoßen. O Gott, wie wäre ich glücklich, wenn ich Ihnen dienen könnte! Warum ist jene gewaltige Zeit vorüber, wo tapfere Ritter auszogen, um Drachen zu bekämpfen und holde Jungfrauen mit Waffengewalt aus den Händen blutdürstiger Ungeheuer, wie zum Beispiel dieser Gebrüder Breiberg, zu befreien? Warum ist es mir nicht vergönnt, einem tapferen Ritter zu folgen, ihm Helm und Schild zu tragen, im heißen Kampf an seiner Seite zu stehen, wenn er Sieger ist, ihm den Panzer zu lüften und zu lauschen den Erzählungen seiner reichen Thaten; fällt er aber verwundet, was ja auch vorkommen kann, ihn zu pflegen, ihm die Zeit mit Erzählungen aus der Heimath zu verkürzen, ihm bekannte Lieder zu singen, zur Mandoline oder auch zur Guitarre, welches Instrument ich leidenschaftlich verehre; — warum sind sie vorüber, jene wunderschönen, glorreichen Zeiten?"

„So ganz vorüber, wie Sie denken, sind diese Zeiten doch nicht, mein junger Freund," sagte gerührt Don Larioz. „Was freilich den Panzer betrifft und den Helm, sowie auch Schwert und Lanze, so sind diese Embleme der tapferen Kämpen allerdings für die unterdrückte Unschuld nicht mehr anzuwenden. Aber diese unterdrückte Unschuld existirt immer noch und wartet nur des starken Armes. Leider können wir nicht mehr hoch zu Roß den gefährlichen Drachen niederwerfen, aber darum ist doch dieser Drache noch ebenso vorhanden wie damals, freilich nicht mit langem Schwanze und großen Flügeln und mit dampfendem Rachen und Augen, deren giftiger Glanz das Herz des Tapferen erzittern macht; er hat sich verwandelt und schleicht behutsam. Und ebenso all die Laster und bösen Gewalten, gegen welche damals der Rittersmann mit geschlossenem Visir anritt, wuchern heute noch als ebenso wildes und verderbliches Unkraut, die gute Saat erstickend wie damals. Ueberall, wohin wir blicken, macht sich die niederträchtigste Heuchelei breit, Verstellung, Bosheit, Verleumdung, Habsucht und Eigennutz, und das sind gefährlichere Feinde als damals der stark gepanzerte Riese, der Menschenblut liebte, und der Jung-

frauen raubende Ritter vom schwarzen Schloß. Denn sie schleichen verborgen umher, sie stellen sich nicht Mann gegen Mann, sie überfallen uns unsichtbar und führen aus dem Dunkeln, und ehe wir uns dessen versehen, einen tödtlichen Stoß. — Gegen sie zu kämpfen, ist heute ebenso ersprießlich und ehrenhaft, wie es damals ruhmvoll war, mit Schild und Lanze den Feind niederzuwerfen."

Nachdem der Spanier so gesprochen, legte er seine Hand auf die Schulter des kleinen Kellners und sagte mit weicher Stimme: „Aber dieser Kampf, mein lieber Freund, ist ein sehr undankbares Geschäft. Zu gewinnen ist sehr wenig Gutes dabei und der Turnierpreis häufig, daß man über uns lacht, daß man hinterlistiger Weise unsere Kleider mit unangenehmen Flüssigkeiten tränkt, der Püffe, Stöße und zerkratzten Nasen gar nicht zu gedenken. Es gehört schon ein besonderes Gemüth dazu, diesen Preis für würdig zu finden, und ihm zu Lieb sich um Sachen zu bekümmern, die, wie die Menschen geringschätzend sagen, Einen durchaus nichts angehen. Und doch —"

„Ja und doch!" rief Windspiel schwärmerisch, „kommen doch gewiß in diesem finsteren Kampfe auch lichte, schöne Augenblicke, die Erkenntlichkeit einer edeln Seele, der Dank aus holdem Munde! Und dann das Gefühl der Poesie, das uns selbst dann belohnt, wenn wir, für das Gute ringend, niedergeworfen oder sogar auf schmachvolle Art beträufelt werden!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das geheimnißvolle Licht.

Unter diesen Gesprächen war der Nachmittag verschwunden, und der hereinbrechende Abend warf seine dunklen Schatten in das Gemach. Gottschalk hatte Erlaubniß erhalten, nach beendigten Kanzleistunden zu seinen Eltern zu gehen, und Windspiel, der einen freien Nachmittag hatte, war entzückt, daß ihm der Spanier erlaubte, noch etwas länger in seiner Gesellschaft zu bleiben. Mit gierigem Blicke betrachtete er die für ihn so edle Einfachheit des Zimmers, beschaute mit Ehrfurcht das Portrait über dem Kamin, und schwelgte im Anblick der Mandoline und des langen Stoßdegens. Hatte er es doch der freundlichen Einladung des Schreibers gemäß gewagt, das musikalische Instrument in die Hand zu nehmen und versucht, ein paar Accorde zu greifen. Da aber die Stimmung der spanischen Laute anders war als die der deutschen Guitarre, so brachte er nur einige verworrene Töne zu Wege, was aber Don Larioz nicht zu beachten schien, da er nachdenkend durch das Zimmer schritt und sich zuweilen ans Fenster stellte, wo er alsdann sah, wie hier und da in der Nachbarschaft die Lichter angezündet wurden.

Da wurde die Thür des Gemaches langsam geöffnet, und man vernahm die Stimme des Tigers, welche den Namen des Schreibers

rief. Die alte Frau wäre wohl in das Zimmer gekommen, doch wußte sie, daß Besuch da war, und ersuchte deßhalb Don Larioz, einen Augenblick auf den Gang hinaus zu kommen.

Draußen sagte sie: „Jetzt können Sie sich selbst überzeugen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich sagte, daß sich drunten in der Schreibstube, nachdem Alles verschlossen ist und nachdem ich genau weiß, daß Niemand mehr da sein kann, doch ein Licht befindet."

„Und wo ist das Licht?" fragte der Schreiber.

„Mir scheint im Zimmer des Herrn Doktors. Da sind aber innerhalb hölzerne Läden, weßhalb man dort auf der Straße nichts durchschimmern sieht; wenn man sich aber drüben in den Hof stellt, so sieht man an den Fenstern Ihrer Schreibstube, obgleich die grauen Rouleaux herabgelassen sind, doch einen unbedeutenden Schimmer, der aus dem Nebenzimmer herauskommt."

Larioz schüttelte den Kopf und meinte: „So wird es der Herr Doktor selbst sein, der dort noch arbeitet."

„Das ist nicht möglich," sprach die alte Frau mit bestimmtem Tone. „Der Herr Doktor war heute Nachmittags nur einen Augenblick auf seinem Bureau, und als er nach Hause ging, sagte er mir: „Ich komme nicht wieder," und ich mußte ihm einige Papiere, die auf seinem Tische lagen, nach der Wohnung tragen. Wissen Sie, Herr Larioz, ich beeilte mich nicht damit, denn ich wollte sehen, ob er später zu Hause sei. Als ich nun dorthin kam und meine Papiere, wie ich allemal thue, wenn ich was zu bringen habe, auf den Schreibtisch legte, da sah ich, daß der Herr Doktor nicht da waren."

„Nun also, so wird er selbst in seinem Bureau sein."

Die alte Frau schüttelte pfiffig lächelnd mit dem Kopf; dann sagte sie: „Nein, Herr Larioz, er ist nicht drunten, denn die Schlüssel zu der Schreibstube hingen zu Hause an seinem Schreibtische. Wiedergekommen ist er auch nicht, denn Fräulein Clementine, die bei den Kindern saß, sagte mir, der Herr käme heute Abend nicht mehr, er

sei in seine Gesellschaft gegangen. Fräulein Clementine war recht freundlich, sie fragte auch nach Ihnen, ob Sie noch krank seien, und darauf antwortete ich, ja noch recht sehr, Sie würden noch mehrere Tage das Bett hüten müssen."

„Gut, und als Ihr zurückkamt," fragte der Schreiber, „saht Ihr drunten Licht?"

„So deutlich, daß ich darauf schwören könnte."

Larioz dachte einen Augenblick nach; dann sprach er: „Ich will also selbst hinabgehen und nachsehen. Aber das sage ich Ihr: wenn Sie mir Flausen gemacht hat, und es nichts ist, als vielleicht der Wiederschein der Straßenlaterne auf dem Fenster oder sonst so etwas, dann ist es das letzte Mal gewesen, daß ich Ihr überhaupt etwas glaube."

„Darüber bin ich ganz ruhig," erwiderte der Tiger; „aber," setzte er ängstlich hinzu, „Sie werden es doch nicht ganz allein riskiren wollen, Gott weiß welchen Spitzbuben in die Hände zu fallen, wenn nicht vielleicht noch etwas weit Schlimmeres da unten ist." Das Letztere sagte sie mit ganz leiser Stimme.

Der Schreiber gab hierauf begreiflicher Weise keine Antwort; doch sprach er nach einer Pause, mehr zu sich selbst, als zu der alten Frau redend: „Freilich habe ich den Schlüssel zu beiden Zimmern; aber wenn ich eines von ihnen öffne, so gibt das ein Geräusch, und wenn wirklich Jemand in unrechter Absicht im Zimmer ist, so hat er Zeit genug, nach der Straße oder dem Hofe zu entwischen."

„Daran habe ich auch gedacht," versetzte die Frau, „und wenn mir Herr Larioz erlauben wollen, meine Meinung zu sagen, so dächte ich, daß Sie den kleinen Verschlag öffneten, welcher sich hinter beiden Zimmern befindet und wo unser Brennholz liegt — Sie haben ja den Schlüssel dazu. — Da ist neben dem alten Kasten die Tapetenthür, welche ohne alles Geräusch aufgeht."

Dieser Vorschlag des Tigers war nicht zu verwerfen, und Herr Larioz beschloß, demgemäß zu handeln. Er schickte die alte Frau mit

dem Befehle hinweg, auf die Straße zu gehen und dort Thür und Fenster im Auge zu behalten; dann ging er ins Zimmer zurück, wo der kleine Kellner noch immer damit beschäftigt war, melancholische Töne aus der Mandoline hervorzulocken, welche Musik er aber augenblicklich einstellte, als der Spanier zur Thür herein kam und ein Licht anzündete. Auch schien ihm dies ein Zeichen zu sein, daß es Zeit für ihn sei, sich nach Hause zu verfügen, weßhalb er Mantel und Hut nahm und sich mit zierlichen Worten verabschieden wollte. Nicht unangenehm überrascht war er aber, als ihn der Andere ersuchte, noch einen Augenblick zu bleiben, ja, als er ihn um eine kleine Dienstleistung bat.

Herr Larioz ging hierauf hinter seinen Bretterverschlag, und als er zurückkam, hatte er ein Paar Stiefel angezogen, sowie den Mantel umgenommen und den Hut aufgesetzt.

Erstaunt sah der Kellner, daß sich der Kranke bei dem naßkalten Wetter zum Ausgehen anschickte; doch wuchs sein Erstaunen noch, als derselbe nach der Ecke ging, wo der lange Stoßdegen lehnte und diesen zu sich nahm.

„Sie haben gewünscht," sprach der Schreiber, wobei er sanft lächelte, „mir als Knappe oder Schildträger zu dienen, und ich will Sie schneller beim Wort nehmen, als Sie sich wohl gedacht. Es wird sich freilich um keinen Kampf handeln, auch nicht um ernstliche Gefahr, und wenn dem auch so wäre, so will ich Ihren Worten von vorhin trauen, daß Sie Muth genug haben, auch davor nicht zurückzuschrecken."

Der kleine Kellner legte statt aller Antwort die Hand auf das Herz, und nachdem er alsdann bewundernd den langen Stoßdegen betrachtet, fragte er schüchtern, ob er sich zu dem beabsichtigten Unternehmen auch vielleicht mit einer Waffe versehen solle.

„Das ist eigentlich unnöthig," meinte Herr Larioz; „doch da ich aus Erfahrung weiß, daß das Vertrauen zu sich selber wächst, wenn man etwas zur Vertheidigung in der Hand führt, so finde ich es

nicht unangemessen, wenn auch Sie Ihren Arm bewaffnen; an einem anderen Degen oder dergleichen fehlt es nun freilich, doch nehmen Sie dort am Ofen das stark gekrümmte Schüreisen; es ist wenigstens etwas, und wenn Sie es vorkommenden Falles bei dem nächtlichen Dunkel draußen gegen einen Feind schwingen, so wird dieser glauben, Sie führten irgend eine furchtbare Waffe."

Damit gingen beide fort, und als sie langsam die Treppen hinabstiegen, erzählte der Schreiber seinem Begleiter von dem Lichte, das schon seit einigen Abenden drunten in der Schreibstube gesehen werde, und daß er entschossen sei, der Ursache vorsichtig nachzuspüren.

Unten angekommen, führte er den Kellner auf den öden Hof, den wir bereits kennen, und ertheilte ihm seine Instruktion, die beiden Fenster der Schreibstube im Auge zu behalten, und, wenn sich dort etwas Verdächtiges begebe, seiner Einsicht und den Umständen gemäß zu handeln.

Wir müssen eingestehen, daß Windspiel durch das Vertrauen, welches ihm der tapfere Spanier bewies, einen der glücklichsten Momente seines Lebens hatte. Obgleich der Hof sehr dunkel war, so gewöhnten sich doch seine Augen sehr bald hieran, so daß er den Schutthaufen entdeckte, auf den er sich begab, um so das Terrain herum besser im Auge zu haben, und auch weil er gehört hatte, daß man von einer Anhöhe herab mit viel mehr Gewalt über einen Feind, der sich unten befinde, herzufallen im Stande sei. O, wenn doch ein solcher Feind kommen wollte! dachte Windspiel, da er sich von einem gewaltigen Muthe beseelt fühlte, aber ein Feind, der einen ernstlichen Kampf aufnähme! Welches Glück, wenn ich mich dabei vor den Augen eines Mannes auszeichnen könnte, der von Geburt ein Spanier ist, der den schönen Namen Don Larioz führt und der mit Stoßdegen und Mandoline umgeht, als wenn das die allergewöhnlichsten Dinge wären! Erwärmt von diesen Phantasieen, fühlte er nicht, daß der Regen sanft herabrieselte und daß seine Füße in den nassen Schutt und Kehricht sogleich ein paar Zoll einsanken.

Dem Befehle des Schreibers gemäß hatte sich der Tiger von der andern Seite auf die Straße begeben, es aber dabei für klug gehalten, eine befreundete, sehr handfeste Waschfrau aus dem Hinterhause zu sich zu berufen, welche beide Weiber nun abwechselnd Thür und Fenster im Auge behielten, und dann auch wohl auf Augenblicke nach der Nebenseite des Hauses gingen, wo ein weit überhängendes Dach einigen Schutz gegen den Regen gewährte.

Während nun so die Vorposten ausgestellt waren, schritt Don Larioz, wie es auch nicht anders seinem Heldenmuthe geziemte, allein und ohne Furcht und Tadel, dem verborgenen Feinde auf den Leib. Daß er hierbei die Thür des Verschlags aufs geräuschloseste öffnete und dann auf den Fußspitzen näher schlich, geschah nur in der Absicht, um die muthmaßlichen Räuber desto sicherer zu überraschen. Dabei blieb er aber von Zeit zu Zeit stehen und lauschte. Wenn er auch anfänglich gedacht, die ganze Geschichte beruhe auf einem Irrthume der alten Frau, so hatte er doch nur wenige Schritte in dem kleinen Gange gemacht, als er ein Geflüster von Stimmen zu vernehmen glaubte.

Behutsam trat er näher, erreichte die dünne Tapetenthür, welche in die Stube des Rechtsconsulenten führte, und nachdem er einen Augenblick gelauscht, hörte er, daß er sich nicht geirrt. Ja, es wurde in dem Zimmer gesprochen, zwei Stimmen sprachen mit einander, eine männliche und eine weibliche Stimme, und die letztere erkannte er, daran war kein Zweifel. Er richtete sich aufs höchste überrascht auf, und es war ein Glück, daß er sich dabei zeitig des langen Degens erinnerte und ihn in die Höhe nahm, sonst hätte er ihn mit verrätherischem Geräusch auf den Boden niedergestoßen. Auch die männliche Stimme glaubte er schon gehört zu haben, doch konnte er sich nicht gleich erinnern, wo; sie sprach mit einem etwas fremden Accent, und gerade dieser Accent war ihm schon einmal ins Ohr geklungen. — Konnte das möglich sein? Und doch war es nicht anders. Ihm trat mit einem Male jene unvergeßliche Soiree

beim Rechtsconsulenten lebhaft vor die Seele, und als er dabei der Personen gedachte, die dort anwesend waren, da wußte er klar, daß hier kein Irrthum möglich war und daß die Stimme, welche so eben sprach, dem Grafen Czrabowski angehörte.

„O, mei—ne theure Clementine," redete derselbe, „alle Welt sagt es, und ich fühle es bei dem Schmerz, der dieses Herz zerreißt, so oft ich Sie sehe, ohne mich Ihnen nähern zu dürfen, daß es wahr ist, ich werde Sie bald verlieren. — Kann ich dieses Gefühl denken? O, ich kann es mir nicht denken, wie es auch unmöglich ist, daß wir es uns ausmalen können, wie es einmal sein wird, wenn dieses arme Herz nicht mehr schlägt, wenn die Nacht des Todes uns umfängt — o, mei—ne theure Clementine! — Muß ich doch zwei Mal sterben, nein, hundert Mal, tausend Mal. Denn jeder Gedanke, Sie, mein himmlisches Mädchen, zu verlieren, ist tausendfacher Tod."

Dem langen Schreiber rieselte es beim Anhören dieser Worte kalt über den Rücken herab, und gleich darauf fühlte er sich wieder außergewöhnlich warm, als er nämlich Clementine antworten hörte: „O, wie stürmisch Sie sind, bester Graf! so etwas habe ich noch nie erlebt. Nein — nein. Ich glaube, daß Sie mich lieben, ja, ich habe ja Beweise davon; aber diese Leidenschaftlichkeit erschreckt mich."

„O, wie kann Sie meine Liebe erschrecken!" antwortete die andere Stimme. „Kennen Sie sie doch, diese meine ungeheure Liebe; hatte sie doch meine Seele ergriffen, das erste Mal, als ich so himmlisch beglückt war, Sie sehen zu dürfen. Und soll sie jetzt schwächer werden, bei dem mir drohenden Verluste, den ich gewiß nicht überleben kann?"

Darauf vernahm Herr Larioz einen tiefen Seufzer, und dann fuhr die Stimme des polnischen Grafen also fort: „Aber Sie sind kalt, mei—ne Clementine, o kalt, wie Eis! — Und grausam, o grausam! Sie fühlen nicht meine Leiden, meinen tiefen Schmerz. O könnte ich hier zu Ihren Füßen sterben!"

Ei, dachte Herr Larioz, der Phantasie genug besaß, um die Worte,

die er hörte, mit der Situation drinnen in Einklang zu bringen, das muß eine interessante Position sein; es wäre doch vielleicht an der Zeit, die Thür zu öffnen. Er wollte dies schon mit einem einzigen Druck auf die Thürklinke bewerkstelligen, doch hoffte er auf eine gelegene Pause; auch schien es ihm ungalant, gerade die Rede Clementinens zu unterbrechen, welche nun sprach: „Sie nennen mich grausam, o Stanislaus? Sie nennen mich kalt, und wenn ich Eins von Beiden wäre, — würde ich thun, was ich für Sie gethan?“

„O, Verzeihung der Raserei meiner Liebe!“ sagte die andere Stimme, aber sie klang etwas dumpfer als vorher.

„Wie viel wage ich,“ fuhr Clementine fort, „da ich hieher komme, um Sie zu sehen! Und daß ich gekommen — heute nicht zum ersten Mal — ist das nicht ein Beweis, wie gut ich Ihnen bin? — Daß ich es möglich machte, Sie zu sehen, — verdiene ich deßhalb, daß Sie mich grausam nennen und — — kalt — — O, wäre ich — — Beides — wäre ich grausam — und kalt — kalt — mein Stanislaus! — —“

Dies dünkte dem Herrn Larioz ein passender Moment, um die Thür zu öffnen, doch wußte er selbst nicht, welches Gefühl ihn abhielt, dies so plötzlich zu thun, als er sich anfänglich vorgenommen; er ließ die Hand zögernd auf den Griff des Schlosses fallen, und so brauchte er zwei Sekunden, bis die Tapetenthür dem Drucke nachgab.

Er trat in das Zimmer, nicht ohne daß er von einem durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme empfangen wurde; auch hörte er ein Geräusch, wie wenn ein Stuhl zur Erde fällt und Jemand hastig emporspringt. Vorderhand mußte er sich auch mit dem, was er hörte, begnügen, denn obgleich er beim Oeffnen der Thür einen Lichtstrahl gesehen hatte, so war doch dieser augenblicklich verschwunden, und tiefe Dunkelheit herrschte rings umher, die nur in der Nähe der Fenster durch die zwei herzförmigen Oeffnungen unterbrochen wurde, die in den Läden angebracht waren.

Der lange Schreiber, der das Terrain genau kannte und oft in

der Finsterniß hin und her gegangen war, machte ein paar Schritte gegen das Nebenzimmer, sein Bureau, dessen Thür offen stand und wo es nicht ganz so stockfinster war, da dort die abgenutzten Vorhänge und schlechten Rouleaux eine Idee vom Schimmer der Gaslaternen eindringen ließen. Er begab sich nicht ohne Absicht dorthin, um nämlich zu verhindern, daß der, dem die männliche Stimme angehörte, dort hinaus einen Fluchtversuch anstelle. Herr Larioz hatte sehr viel kaltes Blut und war auf Alles vorbereitet.

Nachdem vielleicht eine halbe Minute seit seinem Eintritt vergangen war, sagte er mit großer Ruhe: „Hier in diesen Zimmern, die meiner Obhut anvertraut sind, geht Ungebührliches vor; es ist etwas hier nicht in Richtigkeit. — Vorhin ein Schrei, sowie das Umfallen eines Stuhles zeigt mir an, daß Personen da sind, die durchaus nicht hieher gehören. Wer es aber auch sein mag, ich bin entschlossen, es mit Jedem aufzunehmen. Haltet euch ruhig; bei dem ersten Geräusch, das ich vernehme, schieße ich meine Pistolen aufs Gerathewohl ins Zimmer hinein ab, und darauf wird schon die Wache erscheinen, um mir behülflich zu sein beim Festnehmen von Räubern und Dieben."

Ein unterdrückter Ausruf der weiblichen Stimme war die ganze Antwort, die erfolgte, worauf der Schreiber fortfuhr: „So wollen wir denn Licht machen, um die Sache gehörig zu beleuchten."

„Halt!" rief nun die männliche Stimme, aber ohne männlichen Ton in derselben, vielmehr zitterte sie ein wenig; „das scheint mir durchaus nicht nothwendig zu sein. Wir sind weder Räuber noch Diebe, sondern Personen — die — vielleicht nicht so ganz Unrecht haben, sich hier zu befinden."

„Von solchen Personen kenne ich nur eine einzige," entgegnete kaltblütig Herr Larioz, indem er sein Feuerzeug, das er sorgsamerweise droben zu sich gesteckt, hervorzog; „nur eine einzige, das ist nämlich mein Prinzipal, der Rechtsconsulent Doktor Plager. Doch hat Ihre Stimme mit seiner nicht die geringste Aehnlichkeit; deßhalb —"

Damit zündete er das Streichhölzchen an, und nachdem der Spanier, ohne aufzublicken, den Schwefel hatte abbrennen lassen, schritt er auf das Bureau des Rechtsconsulenten zu, um das dort befindliche Licht, das so eben erst ausgeblasen worden war, wieder anzuzünden. Darauf lehnte er sich an den Schreibtisch, stützte die Hand auf den langen Stoßdegen und warf einen langen Blick auf die Beiden, wobei ihn ein ganz seltsames Gefühl überschlich.

Es waren in der That der edle polnische Graf Czrabowski und Clementine Weibel, die Schwägerin seines Chefs, diese Unschuld, diese fleckenlose Jungfräulichkeit. Ihm kam in der Erinnerung an das Gespräch, welches er heute Nachmittag mit seinem Chef geführt, der Gedanke: Wenn Doktor Plager jetzt plötzlich zur Thür herein schauen könnte! Es wäre für die Betheiligten sehr hart, eine gar zu schauerliche Nemesis gewesen.

Die junge Dame stand neben dem Sopha, vor ihr befand sich der umgeworfene Stuhl; sie hatte sich abgewandt und schien ihr Gesicht in beide Hände zu verbergen. Ein paar Schritte von ihr entfernt befand sich der polnische Graf, der es vergeblich versuchte, eine gleichgültige oder sogar herausfordernde Miene anzunehmen; er schluckte einige Mal heftig, kaute an den Nägeln seiner rechten Hand und warf einen schüchternen Blick auf Clementine, die leise zu schluchzen schien.

„Also Räuber oder Diebe sind es nicht," sprach Don Larioz nach einer sehr langen Pause. „Doch kann ich nicht verschweigen, daß ich solche lieber hier gefunden hätte, daß ich dem Anblick, der sich mir jetzt darbietet, einen Kampf auf Tod und Leben unbedingt vorgezogen haben würde. O, Fräulein Clementine, das sind ja ganz entsetzliche Geschichten!"

Statt zu antworten oder sich umzuschauen, wehrte diese mit einer Hand von sich, als wenn sie sagen wollte: Still, nur still!

Der Graf Czrabowski, nachdem er lange genug an seinen Nägeln gekaut, fuhr durch sein spärliches Haar, drehte auch gelinde an seinem Schnurrbarte und sagte mit fast herausfordernder Stimme: „Nun ja, es

ist wahr, wir sind hier, daran läßt sich nichts ändern. Was soll nun weiter geschehen? Ich hoffe nicht, daß Sie beabsichtigen aus dieser delikaten Sache einen Skandal zu machen. Was mich anbelangt, für meine Person könnte mir das sehr gleichgültig sein; aber diese junge Dame würde furchtbar darunter leiden — Sie sind Spanier wie ich weiß, also glaube ich überzeugt zu sein, daß Sie wissen, was hier zu thun ist."

„O, ich weiß das ganz genau," versetzte ernst Herr Larioz, „und hoffe auch die Gesetze der Galanterie und Ritterlichkeit nicht nur vollkommen kennen gelernt zu haben, sondern auch auszuüben.

„Wenn das wirklich der Fall wäre," erwiderte der Andere, der sicher glaubte, die Ehrfurcht vor den Verwandten seines Prinzipals werde den Schreiber schon veranlassen, gelinde Saiten aufzuziehen, „so sollte ich denken, daß, nachdem Sie sich überzeugt, Sie haben es nicht mit Räubern und Dieben zu thun, Sie Ihre Pflicht gethan hätten und Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, sich zurückzuziehen. Ich glaube nicht, daß man sich in Spanien gewaltsam in die Verhältnisse zweier jungen Leute drängt."

Don Larioz lächelte, als er den Herrn von Czrabowski so reden hörte. Doch entgegnete er mit derselben Ruhe wie früher: „Nachdem die Verhältnisse dieser jungen Leute sind, mischt man sich allerdings hinein."

„Und mit welchem Rechte?" fragte der Graf, der sich durch einen Seitenblick des jungen Mädchens, den der Schreiber nicht bemerkte, ermuthigt fühlte.

„Vorderhand mit dem Rechte desjenigen," sagte der Spanier, „dem in Abwesenheit des Prinzipals diese Zimmer anvertraut sind. — Allerdings fuhr er nach einer Pause fort, „mischt man sich in Spanien höchst selten in die Verhältnisse zweier Liebenden, und ich würde das auch hier nicht thun, wenn diese Verhältnisse nicht so ganz eigenthümlicher Art wären. Träfe ich Sie an einem Orte, wo ich selbst das Recht habe, mich aufzuhalten, wie zum Beispiel hier, Gott weiß, durch welches Ungefähr mit einer Dame Ihres Standes, so würde ich viel-

leicht die Achseln zucken und Ihnen das Feld räumen. Aber im vorliegenden Falle steht die Partie anders; Sie, ein sogenannter polnischer Graf, haben sich herabgelassen, mit jenem bis jetzt für sehr anständig gehaltenen jungen Mädchen bürgerlicher Abkunft ein Verhältniß einzugehen, das wie die Sachen jetzt stehen, einen mehr als zweideutigen Anstrich bekommt."

„Herr —!"

„O, lassen Sie mich ausreden! — Sie sehen das ganz gut ein, die junge Dame will das nicht einsehen; aber ich, Herr Graf, empfinde die ganze Schmach, die Sie dem ehrlichen Hause meines Chefs anthun, da Sie seine Verwandte mit Ihrer Neigung beehren."

„O, Herr Larioz!" rief Clementine, ohne dabei umzuschauen.

„Die ganze Schmach fuhr der Spanier unerbittlich fort. „Oder wie nennen Sie das vielleicht, wenn Sie ein junges Mädchen mit Ihrer Leidenschaft verfolgen, einer Leidenschaft, die nicht für Sie —" damit streckte er seinen langen Arm aus und berührte mit dem Zeigefinger fast die Brust des Anderen, der vor dieser Bewegung einen halben Schritt zurückwich — „wohl aber für Jene von den entehrendsten und unglücklichsten Folgen sein muß? Sie nennen sich Graf Czrabowski; ob Sie ein Edelmann sind, mag Gott wissen; ich zweifle daran."

„Herr —!"

„Für jedes meiner Worte werde ich Ihnen später Rede stehen," sagte Don Larioz mit einer in der That eleganten und ritterlichen Verbeugung. „Sie haben eine, wie man es nennt, gewählte Toilette, Sie führen den fremd klingenden und deßhalb für Manche interessanten Namen Czrabowski, Sie sprechen mit einem fremden Accent, und das sind leider schon sehr viele Hülfsmittel, um einem Mädchen, das keine Warnung annehmen will, den Kopf zu verrücken, einem Mädchen, das obendrein, wie Sie ganz genau wissen, einen sehr braven Verlobten hat."

Während der Schreiber des Advokaten also sprach, versuchte der edle Graf mehrmals, ihn zu unterbrechen. Doch hob Herr Larioz jedes

Mal die Hand mit einer so gebieterischen Geberde empor, daß der Andere verstummte und dann, um dieses Verstummen zu motiviren, mit den Achseln zuckte und verächtlich die Lippen aufwarf, als wollte er sagen: Laßt ihn reden; ich höre nur Worte, die für mich keinen Sinn haben.

Für Clementine schienen sie aber doch verständlich zu sein; denn sie sank langsam in die Ecke des Sopha's und drückte ihr Gesicht in die Kissen desselben.

„Wie das übrigens möglich ist, ist mir für meine Person unbegreiflich," fuhr der Spanier fort, „kommt aber leider nur zu häufig vor. Was ist freilich ein junger braver Mann wie der Fabrikant Schilder mit seinem einfachen Gesichte, seinen gelbblonden Haaren, seinem bartlosen Kinn, gegen die Vorzüge Ihres Kopfes! — gegen die äußeren Vorzüge desselben, unterstützt von gewählten Redensarten, von einer hochpoetischen Anschauungsweise des Lebens, zu der sich ein Geschäftsmann und Fabrikant ja unmöglich aufschwingen kann! Er hat nur ein einfaches bürgerliches Ja, ja! und Nein, nein! Sie dagegen geben Ihr gräfliches Ehrenwort. Er sagt vielleicht recht trocken und prosaisch zu einem jungen Mädchen: Ich bin dir gut, ich liebe dich; Sie aber sprechen wohl: Unendlich, wie der Himmel über uns, ist meine Leidenschaft zu dir; ebensowenig, wie du die Sterne zählen kannst, ebensowenig auch meine Gedanken, die getränkt von meiner heißen Liebe, dich täglich und stündlich umschweben. — Dergleichen Unsinn sprechen Sie vielleicht, und jene denkt: Ach, wie das schön und romantisch ist! ja, das ist die wahre Liebe, die sich in so wunderbar schönen Bildern bewegt. Und was ist Ihre wahre Liebe? — daß Sie diese junge Dame zu einem Schritte verleiten, wie der gegenwärtige, bei dem sie das erfüllt, weßwegen Sie die ganze Bekanntschaft angefangen. — Dann," setzte er hinzu, während er finster die Augenbrauen zusammenzog, „haben Sie gethan, was Sie nicht lassen konnten, und Sie gehen lachend weiter, bis Sie wieder eine ähnliche Liebschaft finden, wieder ein schwärmerisches Gemüth, das Sie un-

widerstehlich und göttlich findet, weil Sie der Graf Czrabowski sind, weil Sie mit fremdem Accent sprechen, Ihr Augenglas vortrefflich zu tragen verstehen, und untadelhafte Handschuhe zeigen, und weil Sie im Geruch der Abenteuerlichkeit stehen, die leider einer gewissen Classe von Mädchen so außerordentlich wohl gefällt. — So! wenn Sie jetzt meine Worte widerlegen wollen, so werde ich Ihnen ein aufmerksames Ohr leihen, und ich bin überzeugt, Fräulein Clementine ebenfalls."

Der polnische Graf hatte seine Hand unter dem Rocke verborgen, trat mit dem Absatz des rechten Fußes wiederholt und heftig auf und sagte mit hoch erhobener Nase: „Es lohnt sich wohl der Mühe, Ihre höchst gemeinen Reden mit anständigen Worten zu erwidern! Sie bedienen sich des Rechtes, welches Ihnen der Zufall über mich gegeben, indem Sie Dinge sagen, die das Herz dieses armen Mädchens zerreißen müssen."

„Und zerreißen werden," setzte Don Larioz mit großer Kaltblütigkeit hinzu, „wenn Sie sich nicht die Mühe der Widerlegung geben wollen."

„O, wie bin ich unglücklich!" rief Clementine und setzte hinzu, indem sie sich gegen den Grafen wandte: „Ja, mein Herz ist zerrissen über jene Reden; ich brauche ein Wort des Trostes, eine Widerlegung."

„Doch nicht hier — vor diesem Menschen?" sagte zögernd Herr von Czrabowski. „Soll ich die heiligen Versicherungen, die ich Ihnen in feierlicher Stunde gab, vor diesem da wiederholen und so die süßesten und edelsten Gefühle des Herzens profaniren?"

„Nein, Sie werden meine Reden nicht widerlegen," sprach kalt der lange Schreiber, „weil Sie fühlen, daß ich Recht habe, weil Ihnen eine Widerlegung unmöglich ist."

„Unmöglich?" rief der Graf aus, indem er eine etwas theatralische Stellung annahm, „unmöglich? Clementine, Sie wissen, was ich Ihnen gelobt, und ich werde meine Versprechungen halten in ganz kurzer Zeit. Nur so lange haben Sie Vertrauen zu mir, wie Sie es bis jetzt gehabt, o mein göttliches Mädchen!" — Bei diesen Worten

genirte er sich durchaus nicht, sondern näherte sich zum größten Erstaunen für Larioz mit einem raschen Schritte der jungen Dame und legte seinen Arm um ihre Taille, wobei diese sehr sanft widerstrebte. „Eine Widerlegung ist unter meiner Würde; ich könnte sie leicht mit den eigenen Worten dieses Herrn geben. Habe ich wirklich Vorrechte, weil ich der Graf Czrabowski bin, weil ich einen fremdartigen Accent spreche — von den anderen etwas lächerlichen Eigenschaften gar nicht zu reden? — Im Gegentheil, gerade deßhalb mißtraut man mir; ja, man mißtraut mir mit großem Unrecht; jener Monsieur Schilder darf die Hand dieser jungen herrlichen Dame verlangen; man ist entzückt darüber, man findet das ganz in der Ordnung; aber wenn ich, der Graf Czrabowski, sage: Geliebte Clementine, willst Du mein Weib sein, so wagt man es, die Achseln zu zucken, von Verrath zu sprechen. Aber man soll nicht über einen Verrath meines Herzens sprechen," setzte er affektirt und sich augenscheinlich in eine Heftigkeit hineinredend fort; „man soll nicht die Achseln zucken über die künftige Gräfin Czrabowski."

Das Letzte sprach er mit sehr hoch erhobener Nase und glaubte damit einen großen Eindruck auf den Anderen hervorgebracht zu haben. Doch war dieses nur bei Clementinen der Fall, und der Spanier schüttelte mit einem recht schmerzlichen Lächeln den Kopf als er hörte, wie Jene sagte: „O mein Stanislaus! ich habe nie an Ihrer Liebe und Treue gezweifelt."

Dabei wußte aber Larioz für den Augenblick nicht, was er machen sollte, als Clementine nach diesen Worten gänzlich unbekümmert um ihn in die Arme des polnischen Grafen sank.

Dieser aber half ihm, indem er das Mädchen sanft aufrichtete und zu ihr sprach:

„Ja, vertraue mir. Aber jetzt vor allen Dingen Fassung; man muß herzlosen Menschen kein derartiges Schauspiel geben." Dann wandte er sich zu dem Schreiber und sagte mit erhobener Stimme: „Sie haben nun, hoffe ich, gesehen, daß hier nichts Unrechtes vorgeht,

und können es mir überlassen, der jungen Dame einigen Trost zuzusprechen und sie nach Hause zu geleiten."

Auf das hin lächelte der Spanier sarkastisch und versetzte nach einigem Besinnen: „Wenn ich auch Ihren billigen Wunsch recht gern erfüllen wollte, so wäre es mir doch ohne ausdrücklichen Befehl meines Prinzipals, des Herrn Doktor Plager, nicht möglich, Sie noch länger in diesen Zimmer zu lassen, wo der Schein der Lichter in so ungewohnter Stunde in der Nachbarschaft Aufsehen erregen könnte, in einer Nachbarschaft, die viel böse Zungen hat, welche es vielleicht wagen könnten, herzloser Weise den Ruf der künftigen Gräfin Czrabowski anzutasten, wenn sie mit Ihnen zu gleicher Zeit das Haus verließe. — Ich muß deßhalb schon dringend bitten," setzte er mit fester Stimme hinzu, während er einen Schritt gegen das Sopha machte, „daß Sie, Herr Graf, das Haus nun recht bald allein verlassen."

„Ja, ja," sagte Clementine, „es ist besser so; man muß sich hier so sehr vor den Leuten in Acht nehmen; ist doch Niemand vor Verleumdungen sicher."

„Ehe Sie aber gehen," fuhr Herr Larioz fort, „wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie mir Ihre Wohnung bezeichnen wollten. Ich habe" — dies sprach er außerordentlich fest und langsam — „im Anfange meiner Rede vorhin einige Worte fallen lassen, die ich für nothwendig halte, Ihnen näher zu erklären.

„Meine Wohnung gehört nicht zur Sache," antwortete der Graf mit einem leichten verlegenen Seitenblick auf Clementine. „Ich werde Sie schon zu finden wissen, und bitte, mir das, was nothwendig ist, allein zu überlassen."

Don Larioz verbeugte sich, worauf der Graf seinen Hut nahm, dem jungen Mädchen mit ausbrechender Zärtlichkeit die Hände küßte und dann dem langem Schreiber folgte, der durch die Tapetenthür in den Verschlag ging und dann behutsam die Hausthür öffnete, um Jenen hinaus zu lassen, wobei er sorgfältig umherspähte, ob sich kein Neugieriger oder Unbefugter draußen sehen lasse. Doch war hier glück-

licher Weise Alles still, öde und leer; denn der Tiger und die handfeste Wascherin befanden sich in diesem Augenblicke an der Nebenseite unter dem Vordache.

Ehe der Graf Czrabowski das Zimmer verließ, rief er noch einmal mit tiefem Gefühl: „O, meine Clementine!“ und stürmte alsdann zum Hause hinaus, ohne Don Larioz eines weiteren Blickes oder Wortes zu würdigen.

Clementine aber hatte noch einmal dem geliebten Flüchtlinge die Arme nachgestreckt, wobei sie ausrief: „O, mein Stanislaus! — wann werde ich dich wieder sehen?“

Als sie das gethan, warf sie sich auf das Sopha und fing als ein kluges Mädchen an, sogleich über ihre Lage nachzudenken. Wie sollte sie im nächsten Augenblicke den Schreiber ihres Schwagers behandeln? Sollte sie ihm stolz, vornehm entgegentreten, ihn fühlen lassen, wie höchst unschicklich es eigentlich gewesen, die künftige Gräfin Czrabowski in einem Rendezvous zu überraschen? Sollte sie mit gekränkter Miene durchblicken lassen, man wisse zu Hause eigentlich ganz genau um dieses Verhältniß, wobei sie dann aber hinzuzusetzen dachte: dem Rechtsconsulenten, als mit zu wenig Gefühl begabt, sei allein diese Sache verborgen und müsse es auch bleiben, oder der Zorn ihrer Schwester und ihrer Mutter, der Madame Weibel, würde fürchterlich auf das Haupt des unbedeutenden Schreibers niederfallen; sollte sie mit einem Worte die Trotzige und Gekränkte spielen, oder die Bittende, die sich wandte an den ihr wohlbekannten Edelmuth des Herrn Larioz?

Nach schneller Ueberlegung wählte sie das Letztere und nahm demgemäß ihre Haltung. Sie hatte sich in einer vortheilhaften Lage in die Sophaecke geworfen und hielt ihr Taschentuch vor die Augen, nahm es auch nicht weg, nachdem Herr Larioz schon in das Zimmer getreten war, versenkte sich vielmehr aufs Tiefste hinein und affektirte eine völlige Zerknirschung.

Der Spanier schritt nach dem Pulte des Rechtsconsulenten hin und sagte nach einer Pause: „Wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Fräu-

lein Clementine, so würde ich Sie zur Thür, die nach dem Hofe geht, hinausführen."

„Ich danke Ihnen sehr," sprach sie unter dem Sacktuche hervor.

„Es kann das keinen Verdacht erregen," fuhr er fort; „denn ich setze den Fall, es hätte Jemand den Herrn Grafen Czrabowski das Haus verlassen sehen, so wird diese Person Sie doch nicht erblicken, da das Hofthor nach einer ganz anderen Straße führt."

„Und wenn man auch Verdacht schöpfte," sagte das junge Mädchen mit leisem Schluchzen, „kann es mir doch einerlei sein, ob die Welt einen Tag früher oder später erfährt, was hier vorgefallen."

„Ich meine, die Welt braucht es eigentlich gar nicht zu erfahren," entgegnete der Spanier.

„Aber sie wird es erfahren; o, ich bin fest davon überzeugt, es macht Ihnen, Herr Larioz, das größte Vergnügen, ein armes Mädchen, wie ich bin, um ihren guten Ruf zu bringen."

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu diesem Glauben schon Veranlassung gegeben. Es könnte Ihnen ja nur schaden, wenn ich wirklich der Welt Ihre Sache erzählte; aber schaden will ich Ihnen gewiß nicht, Sie höchstens für Andere unschädlich machen."

„Wie verstehe ich das?" fragte ängstlich Clementine, indem sie sich halb aufrichtete, den Kopf auf der Hand ruhen ließ und mit ihren glänzenden Augen emporblickte.

„Das ist ganz einfach zu verstehen," entgegnete Herr Larioz. „Glauben Sie mir, mein Fräulein, es fällt mir nicht ein, die Welt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, von diesem Vorfall in Kenntniß zu setzen, nicht einmal Ihren Herrn Schwager, was am Ende meine Schuldigkeit wäre; nur halte ich es für meine dringende Pflicht, den Herrn Schilder, der ein Ehrenmann ist und sich immer freundlich und gut gegen mich benommen, vor der künftigen Gräfin Czrabowski zu warnen."

„O, das werden Sie gerade nicht thun, Herr Larioz!" rief

Clementine ängstlich. „Nein, so entsetzlich werden Sie nicht gegen mich handeln, mich so gänzlich zu Grunde richten in der Meinung des Herrn Schilder."

Sie hatte diese Worte wohl erregt gesprochen, aber doch mit sanfter, schmeichelnder Stimme. Dabei war sie vom Sopha aufgesprungen und hatte ihre Hand auf den Arm des Schreibers gelegt, der unter dem warmen Drucke derselben erstaunt stehen blieb.

„Was kann Ihnen noch an der Meinung Ihres früheren Verlobten liegen?" sagte Larioz nach einem kleinen Stillschweigen. „Die Sache liegt ganz klar vor uns: Sie werfen das von sich, was Ihnen Herr Schilder zu bieten vermag, Sie greifen nach der glänzenden Existenz, die Ihnen der Herr Graf Czrabowski versprochen; aber dabei ist nicht mehr als billig, daß man ehrlich zu Werke geht, und deßhalb halte ich es für meine Pflicht, dem Herrn Schilder so schonend wie möglich zu sagen, wie die Sache steht."

„O nein, Herr Larioz, Sie werden das nicht thun. Sie werden barmherzig gegen mich sein. Ich glaube, daß Stanislaus die besten Absichten hat; ja, ich bin das von seinem edlen Charakter überzeugt; aber so viel ich von ihm erfahren, muß er die Beendigung eines großen Prozesses, der sich um eine bedeutende Erbschaft handelt, erst abwarten, ehe er seiner Neigung folgen und mir seine Hand reichen kann."

„Ah! ich verstehe," sagte verächtlich der Schreiber, „und bis dieser Prozeß gewonnen ist — er kann ja auch verloren gehen — wird der gute Schilder nicht aus dem Netz entlassen, in das er sich muthwillig gestürzt. — Aber sagen Sie mir ums Himmels willen, Fräulein Clementine, glauben Sie denn wirklich an diese Erbschaft und an diesen Prozeß?"

„O ja, ich glaube fest daran," entgegnete das Mädchen; doch war der Ton ihrer Stimme nicht so, wie er hätte sein sollen, wenn man einen unbedingten Glauben ausspricht. — „Aber wozu diese Fragen?" fuhr sie dringender fort. „Seien Sie edel gegen mich,

Herr Larioz." — Damit drängte sie sich näher an ihn. — „Geben Sie mir Ihr Wort, mich nicht zu verrathen."

Der Schreiber schüttelte mit dem Kopfe und blickte mit einem eigenen Gefühl auf das Mädchen nieder, das sich von Angst aufgelöst in seine Arme werfen zu wollen schien; ja, sie ließ ihre Stirn einen Moment auf seiner Schulter ruhen, dann hob sie den Kopf hastig in die Höhe und sah ihn mit ihren dunkeln Augen so flehend an, daß der Spanier ein Herz von Stein hätte haben müssen, um ihr zu widerstehen. Er wußte nicht, warum, aber er rief sich in diesem Augenblick das Bild jener unglücklichen jungen Dame, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mit voller Kraft ins Gedächtniß zurück; es war ihm fast ängstlich zu Muth, als Clementine so gewaltsam in ihn drang, und er fühlte wohl, daß er ihren Bitten baldigst nachgeben müsse.

„Gut denn," sprach er nach einer Pause, „ich werde Ihrem Wunsche willfahren, ich werde gegen keinen Menschen von der Scene des heutigen Abends sprechen, doch nur unter der Bedingung, daß sich der Graf Czrabowski innerhalb dreier Tage gegen Ihre Mutter erklärt und Herr Schilder auf diese Art erfährt, daß er von Ihnen nichts zu hoffen hat. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, den Grafen dazu zu bewegen, und das zu thun, sind Sie sich selbst schuldig."

Ob nun Clementine in der That glaubte, den Grafen dazu bewegen zu können, bei ihrer Mutter um ihre Hand anzuhalten, oder ob sie vorderhand mit der Bewilligung eines dreitägigen Stillschweigens zufrieden war, wissen wir nicht genau anzugeben — genug, sie heuchelte eine große Dankbarkeit, sie vergoß ein paar Thränen und sagte mit schimmernden Augen: „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und darauf baue ich fest. Dabei versichern Sie mir aber auch, durch sonst kein Mittel veranlassen zu wollen, daß vor der bestimmten Zeit etwas bekannt werde von dem, was heute Abend hier geschehen? O, Herr Larioz, wie würde ich Ihnen dankbar dafür sein!"

„Ich wüßte nicht," versetzte der Schreiber, „auf welche Art von

dem heutigen Abend etwas bekannt werden sollte, wenn Sie nicht selbst darüber sprechen.“ — Daß der Tiger um das Haus herum schlich, davon hatte er keine Ahnung, daß aber der Kellner, der sich auf dem Schutthaufen postirt hatte, nichts von dem Manne gesehen haben konnte, war selbstredend, da dieser das Haus auf der anderen Seite verlassen.

Clementine athmete sichtbar erleichtert auf, dann sagte sie: „Ich hatte gefürchtet, Sie würden das Haus mit Spähern umgeben haben, mit Jenen, die Ihnen etwas davon verrathen, daß ich so unklug war, den Bitten des Grafen nachzugeben und hieher zu kommen. Denn verrathen wurde ich,“ setzte sie mit einem leichten Blitz ihrer Augen hinzu. — „Doch was ist das?“ rief sie erschrocken aus, indem sie sich hastig einen Schritt zurückzog und horchte.

Auch Herr Larioz fuhr erstaunt empor, denn man vernahm draußen vom Hofe her einen seltsamen Lärmen. Ein paar Weiberstimmen kreischten: „Ah, wir haben ihn! wir haben ihn!“ Darauf klirrte im Nebenzimmer eine Fensterscheibe, und man vernahm das heisere Organ des Tigers, welcher schrie: „Kommen Sie geschwind, Herr Larioz, wir haben ihn!“

Die flammende Röthe auf dem Gesichte des jungen Mädchens war mit einem Male einer tiefen Blässe gewichen; die Lippen, welche sie so schmachtend geöffnet hatte, daß man ihre frischen Zähne sah, preßte sie nun fest auf einander, und aus ihren, in der That schönen Augen brach ein böser Blick hervor, der etwas von dem des Basilisken an sich hatte, oder auch von dem ihrer würdigen Mutter, wenn diese einmal durch äußere Verhältnisse gezwungen wurde, eine Widerrede gegen ihren Schwiegersohn zu verschlucken.

„Also das ist Ihr Versprechen?“ sagte sie mit leiser, aber doch sehr hörbarer Stimme, wobei sich ihre Brust mühsam hob. „Während Sie mir Ihr Wort gaben, mich nicht zu verrathen, bin ich es schon, und während Sie bedauernd darüber sprechen, was die Welt sagen könnte, daß man mich hier gefunden, treffen Sie alle Anstalten, um meinen Ruf für ewige Zeiten zu vernichten! — Pfui Teufel!“

Daß bei diesem sehr sprudelnd hervorgebrachten Redefluß, welcher von der jungen Dame mit Pantomimen begleitet wurde, in denen Larioz eine beinahe erschreckende Familienähnlichkeit erkannte, derselbe ganz erstarrt dastand, jetzt in Verwunderung Clementine ansah, dann aufs höchste erstaunt nach dem Fenster horchte, wo man die Stimme des Tigers vernahm, freilich etwas undeutlich, denn das alte Weib hatte sich bereits heiser geschrieen, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; es war dem Schreiber durchaus nicht eingefallen, Wachen oder Späher auszustellen, und was den Kellner anbelangt, dessen er sich jetzt wieder erinnerte, so hatte dieser den bestimmten Befehl erhalten, vorderhand nur zu beobachten, und wenn man dessen dürftiges Wesen mit den nicht unansehnlichen Körperformen des Grafen Czrabowski verglich, so konnte man überzeugt sein, daß jener beim größten Heldenmuthe es nicht wagen würde, diesen fest zu halten, welcher ja noch obendrein in ganz entgegengesetzter Richtung das Haus verlassen hatte; dazu die Weiberstimmen, die er vernahm — die des Tigers erkannte er augenblicklich, wie gesagt, er wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte, und dieser Ausdruck der Ueberraschung, ja, der Unschuld, war so auf seinem Gesichte ausgeprägt, daß ihn jede andere Person, als gerade dieses sehr aufgeregte junge Mädchen, für völlig ohne Theilnahme an dem Lärmen draußen gehalten hätte. Er versuchte einige entschuldigende Worte gegen Clementine, doch ließ ihn diese nicht zur Rede kommen, sondern sagte, nachdem sie ihn mit einem gewissen verächtlichen Blicke, mit welchem junge Damen sich aus manchen Verlegenheiten trefflich zu retten wissen, von oben bis unten angesehen:

„Schweigen Sie, halten Sie mich nicht für dumm und leichtgläubig; meinen Sie ja nicht, daß ich so leicht zu fangen. O, jetzt erkenne ich dieses ganze scheußliche Spiel, das mein theurer Schwager angezettelt hat" — dabei machte sie einen nicht sehr graciösen Knix — „und das dieser edle Spanier, der sich von den Mägden Don Larioz nennen läßt, mit der ganzen Großmuth seiner Nation unterstützt." Dabei knixte sie zum zweiten Male. „Aber helfen soll euch dieses

Spiel nichts, das schwöre ich euch. Und wenn Sie mir etwas Uebeles nachsagen wollen, so sehen Sie sich vor; wir wollen doch sehen, ob Sie im Stande sind, zu beweisen, daß ich oder sonst Jemand da gewesen."

Damit riß sie ihren Hut und Shawl an sich, setzte den ersteren in der Hast etwas schief auf und stürzte nach dem Ausgange gegen die Straße, zu welchem sie die Schlüssel ihres Schwagers in der Tasche hatte, um von dort schleunigst das Feld zu räumen.

Herr Larioz hätte sie wohl zurückhalten können, aber er dachte nicht im entferntesten daran; er blickte ihr achselzuckend nach, sah, wie sie zur Stubenthür hinaus stürmte, welche sie weit aufstehen ließ, hörte, wie sie die wenigen Schritte bis an die Hausthür machte, und dachte bei sich: Es ist am Ende besser; so durch ihr Benehmen entbindet sie dich deines Wortes, und du kannst, ohne Alles zu sagen, dem braven Herrn Schilder einen Wink geben, der ihn vorsichtig macht, ohne das Mädchen gerade zu compromittiren. — Er blieb noch einen Augenblick auf der Stelle stehen, wo er sich befand, um sich zu überzeugen, daß die Hausthür wieder geschlossen würde; doch hörte man nicht einmal, daß sie geöffnet wurde, obgleich Clementine sie schon gewiß seit einer halben Minute erreicht haben mußte. — Er lauschte, — was war das? — Er irrte sich nicht, er vernahm, daß an diese Hausthür leise angeklopft wurde; ja, da war keine Täuschung möglich — jetzt auch an den Fensterladen, als wenn Jemand Einlaß begehre, und dabei wurden die Schläge, wenn auch leise, doch so entschieden geführt, als wenn der da draußen ein Recht habe, Einlaß zu begehren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kampf und Niederlage.

Um dem geneigten Leser die plötzlich eingetretene, höchst peinliche Situation pflichtschuldigst zu erklären, müssen wir in unserer Geschichte um eine Viertelstunde zurückgehen, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo Windspiel sich auf dem Schutthaufen aufgestellt hatte in der festen Absicht, sich würdig zu zeigen des Vertrauens, das der edle Don Larioz in ihn gesetzt, möge auch kommen, was da wolle. Das Schüreisen hatte er in der rechten Hand und trug es auf der Schulter; mit der linken hielt er den Stock ungefähr so, wie ein tapferer Rittersmann auf Vorposten sein Schwert zu handhaben pflegt. Einige Zeit hindurch aber kam gar nichts, was seinen Muth auf die Probe gestellt hätte; nur zuweilen fuhr ein Windstoß durch das offene Thor des Hofes und jagte ihm dann und wann einen Regenschauer ins Gesicht, dessen Kälte eigentlich nicht dazu gemacht war, seinen Muth zu vermehren.

Die Augen hatte er fest auf die beiden Fenster der Schreibstube gerichtet, er sah, daß sich dort herabgelassene Rouleaux befanden, durch welche er, freilich sehr undeutlich, einen Lichtschimmer bemerkte. Es

dauerte aber nicht lange, so erlosch derselbe, wie dem Leser bereits bekannt. Nach einiger Zeit erschien dieser Schimmer jedoch wieder, und dann war es dem Wachestehenden, als vernehme er, daß im Zimmer gesprochen werde. Alles das gab ihm indeß keine Veranlassung, seinen Posten zu verlassen, und so scharf er auch umher spähte, er sah in dem ganzen Hofe eine Zeit lang durchaus nichts Verdächtiges. Uebrigens war es so dunkel, daß er seine Sehwerkzeuge scharf anstrengen mußte, um die Umrisse der Hintergebäude sowie die Form des Hauses vor ihm zu erkennen. Jetzt blickte er aber schärfer nach der Ecke desselben, ja, er beugte sich erwartungsvoll etwas vornüber, denn es war ihm gerade, als sehe er eine Gestalt dort herum schleichen. Richtig, er hatte sich nicht geirrt, etwas schlich an dem Hause dahin, langsam und spähend — eine menschliche Gestalt.

Wir wollen nicht verschweigen, daß dem tapferen Windspiel das Herz einigermaßen schneller schlug. Das geschah aber natürlicherweise nicht aus Angst, sondern nur weil er sich selbst sagte, daß der entscheidende Augenblick komme, wo es sich zeigen müsse, ob er des in ihn gesetzten erhebenden Vertrauens würdig sei oder nicht.

Die Gestalt schob sich so dicht an dem Hause hin, daß man sie kaum noch sah und daß sie dann erst wieder recht sichtbar wurde, als sie vor die matt erleuchteten Fenster trat. Da blieb sie stehen, da beugte sie den Kopf herab, da schien sie etwas vorzunehmen.

Nun hatte Windspiel oft von Dieben gelesen, die bei ihren Einbrüchen mit einem scharfen Diamant die Fensterscheiben zu zerschneiden pflegten, dann durch die gemachte Oeffnung den Riegel des Fensters zurückschoben und so ihren Einbruch bewerkstelligten. „Verwegene Gesellen, die so handeln," sprach der Kellner zu sich selber, „kräftige Leute, die meistens noch mit gefährlichen Mordinstrumenten bewaffnet sind." — Doch gleichviel; mochte auch die Gefahr, in die er sich stürzte, noch so groß sein, er beschloß, langsam vorzugehen, was er denn auch that. Seinen Stock ließ er oben auf dem Schutthaufen in den weichen Boden eingedrückt; das stark gekrümmte Feuereisen

schien ihm eine bessere Waffe zu sein, und indem er es mit aller Kraft umfaßte, setzte er seinen Weg wirklich immer muthiger fort.

Die Gestalt unten war so beschäftigt, daß sie die Annäherung Windspiels durchaus nicht bemerkte, sogar als dieser nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, wo dann der Kellner seinerseits mit Erstaunen sah, daß der vermeintliche Dieb Weiberkleider trug. Glücklicher Weise erinnerte er sich aber, daß kühne Räuber bei ihren nächtlichen Angriffen sich nicht nur die Gesichter zu schwärzen pflegten, sondern sich auch oft, um gänzlich unkenntlich zu bleiben, der Weibertracht bedienten. Deßhalb beschloß er, zum Angriff zu schreiten, und that dies nach einem tiefen Athemzuge, indem er den Arm mit dem Feuereisen weit von sich abstreckte, um mit der gekrümmten Spitze des letzteren den Nacken des Räubers zu fassen und ihn auf diese Art rückwärts zu Boden zu ziehen. So geschah es denn auch, und es gelang ihm vortrefflich. Mit einem tüchtigen Rucke brachte er den einbrechenden Dieb auf den Boden nieder und warf sich dann über ihn hin, um ihn durch Festhalten der Hände von dem Gebrauch seiner Mordwerkzeuge abzuhalten.

Anfänglich schien der fürchterliche Räuber überrascht zu sein, dann aber schrie er: „Ach, Herr Jesus, helft, helft!“ und zu gleicher Zeit fühlte Windspiel etwas wie scharfe Nägel in seinem Gesichte.

Leider hatte der tapfere junge Mensch nicht daran gedacht, daß Räuber bei ihren Einbrüchen selten allein zu sein pflegen, sonst wäre er vorsichtiger zu Werke gegangen und nicht unterlegen, wie wir leider der Wahrheit gemäß berichten müssen. Denn im nächsten Augenblick fühlte er seine Arme von zwei so kräftigen Fäusten erfaßt, daß er sich trotz seines Ringens nicht loszumachen im Stande war; er mußte einem entsetzlichen Räuber, wenn nicht vielleicht einem erbarmungslosen Mörder in die Hände gefallen sein. Wie mit eisernen Klammern fühlte er sich zusammengefaßt und mit wahrer Riesenkraft in die Höhe gehoben, ja, förmlich in die Höhe gehoben, wie ein schwaches Kind, wodurch es dem am Boden liegenden Diebe in Weiber-

kleidern möglich war, aufzustehen, der nun zu seiner großen Verwunderung an zu schreien fing: „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ und der darauf, wie wir bereits wissen, so stark an die Fenster schlug, daß eine Scheibe zerbrach, wobei er fortwährend mit heiserer Stimme rief: „Kommen Sie, kommen Sie, wir haben ihn! — Kommen Sie geschwind, Herr Larioz!“

Da wir uns in unserer wahrhaften Geschichte immer der größten Gewissenhaftigkeit befleißigen und es verschmähen, durch unglaubliche Ueberraschungen auf unwürdige Art das Interesse des Lesers zu steigern, dagegen aber pflichtschuldigst erzählen müssen, wie sich eine Sache wirklich begeben, so erlauben wir uns, durch ein paar erklärende Worte zu sagen, woher fast im gleichen Augenblicke, als das eben Erzählte im Hofe geschah, mit sehr sicheren Schlägen an Thür und Fensterläden der Schreibstube des Herrn Doktor Plager geklopft wurde. Wir wollen damit beweisen, daß diese an sich etwas auffallende Thatsache durchaus nicht erfunden wurde, um unsere Geschichte pikant zu machen, sondern daß wir, wie schon oben bemerkt, nur das einfach berichten, was sich begeben und was sich, wie nun einmal der Lauf der Welt ist, stündlich wieder begeben kann.

Die Rechtsconsulentin war mit ihrer Mutter, der Madame Weibel, bei einer Kaffeegesellschaft gewesen und schritt von dort, nachdem die Dunkelheit längst eingebrochen war, ihrem Hause zu. Das ist eine Begebenheit, die durchaus nichts Außergewöhnliches hat, ebensowenig, wie das, was bei anderen Kaffeegesellschaften schon häufig genug vorgekommen, daß der abwesenden Ehemänner in allerlei Empfindungen, selten in Liebe und Güte gedacht wurde. Es ist eigen, daß sich bei solchen Zusammenkünften die Theilnehmerinnen so oft als unglückliche Opfer ihrer ehelichen Verhältnisse ansehen; es muß in der That etwas sehr Aufregendes in dem Genusse des Kaffee's liegen, wobei dann Eine der Anderen selten mit einem soliden Troste unter die Arme greift, sondern vielmehr durch viel Achselzucken, Augenbrauen in die Höhe ziehen und Seufzen all das Schlimme, was sie erfahren,

vollkommen als richtig anerkennt. Darin liegt freilich auch eine Art von Trost, daß Keine was Besseres besitzt als die Andere, und daß sich am Schlusse die ganze Conversation zu einem Seufzerkranze verschlingt, in dem wie Dornen und Disteln die Worte eingeflochten sind: „Sie sind alle so — Keiner ist besser — nein, Keiner — es ist doch eine wahre Landplage — ich weiß nicht, warum alle Mädchen so aufs Heirathen versessen sind!"

Von einem eigenthümlichen Einflusse des Kaffee's auf die Nerven der Thiere lesen wir schon bei alten Schriftstellern, wo Schafe, Ziegen und Böcke nach dem Genusse der fremden Bohne vor Vergnügen anfingen zu springen und zu tanzen. Diese Kraft muß sich nun in der Länge der Zeit dahin modificirt haben, daß sich die Nervenerregung, nachdem man eine feste Kaffeegesellschaft überstanden, nur selten in vergnüglichen Sprüngen und Tänzen äußert, sich dagegen jetzt häufiger in geistigen Sprüngen zeigt, in einer gewissen Gereiztheit, einem blinden Glauben an das, was man Nachtheiliges über seinen Nebenmenschen hört, und einer fast unglaublichen, krankhaften und unglückseligen Sucht, längst vergessene Sachen wieder hervorzurufen und frisch aufzuwärmen.

Letzteres war sehr bei der Rechtsconsulentin, namentlich aber bei deren würdigen Mutter der Fall. Es brauchte sich nur in einer Kaffeegesellschaft eine theilnehmende Freundin etwas umständlich nach dem Befinden des Rechtsconsulenten zu erkundigen oder vielleicht, wenn auch noch so entfernt, des kleinen Gottschalk und jener seltsamen Geschichte zu erwähnen, durch welche er auf das Bureau gekommen, so hob Madame Weibel ihre Nase in die Höhe und lauschte so aufmerksam, daß sie auch Sachen vernahm, die gar nicht einmal gesprochen wurden. Dabei schwebte dieser respectabeln Dame und ihrer Tochter das vom Hause entfernte Bureau des Rechtsconsulenten als ein Ort vor, wo schlimme Unthaten zu geschehen pflegen, da er nicht unter ihrer beständigen Controle stand, und der nothwendiger Weise der Schauplatz verbrecherischer und höchst entsetzlicher Thaten sein müsse.

Wir sind überzeugt, Madame Weibel hätte sich gar nicht gewundert, wenn man ihr eines Tages erzählt von Jammergeschrei, das man dort vernommen, sowie von schuldlosen Jungfrauen, die dorthin verlockt worden seien und dann nie mehr zum Vorschein gekommen. Sie hatte die Ansicht, das könne gar nicht anders sein, und wenn je zu Hause die Rede auf dieses Thema kam und der Rechtsconsulent sehr entschieden und allen Ernstes seine Meinung dagegen aussprach, so besaß die Madame Weibel statt aller Antwort einen so eigenen Blick und ein so ungläubiges, verächtliches Lächeln, daß ihr Schwiegersohn demselben selbst in den ruhigsten Augenblicken nur ein sehr indignirtes Achselzucken entgegenzusetzen wußte.

Durch dergleichen Aeußerungen indeß stand das Bureau auch wie ein schwarzer Punkt vor der Seele der Rechtsconsulentin, und wenn sie in außergewöhnlichen Stunden von einem Besuche nach Hause ging, namentlich in der Begleitung ihrer Mutter, so scheuten die beiden Damen einen ziemlichen Umweg nicht, um an den verschlossenen Fenstern dieser Mörderhöhle einen Augenblick zu lauschen und endlich einmal eine Bestätigung ihrer schauerlichen Ahnungen zu finden.

Mit welcher Wirkung dies auch am heutigen Abend geschah, als Beide im Begriff waren, von ihrer Kaffeegesellschaft nach Hause zurückzukehren, brauchen wir nach alle dem eigentlich nicht ausführlicher zu beschreiben. Das scharfe Auge der Madame Weibel hatte schon von Weitem einen Lichtschimmer entdeckt, worauf sie triumphirend, ihre Tochter aber mit klopfendem Herzen, näher schritt. Wie ward ihnen nun aber, als sie drinnen Stimmen hörten, von denen es ja genug war, daß sie unterscheiden konnten, es sei eine männliche und eine weibliche Stimme! Dieses Ungeheuer von einem Manne!

Wenn sich auch die Rechtsconsulentin schon längst einen vollen Beweis gewünscht hatte, so knickten ihr doch jetzt, Angesichts dieser vollendeten Untreue, beinahe die Kniee ein, und sie erschrack aufs höchste, als nun Madame Weibel, die nicht mehr an sich halten konnte, den Heuchler zu entlarven, mit fester Hand zuerst an die Thür, dann an

die Fensterläden schlug; auch flüsterte die Tochter, es sei das sehr unklug gewesen, wogegen die Mutter sagte: in einer solchen Sache sei sie gegen alle Halbheit, man müsse wissen, mit wem es dieser schlechte Mann zu thun habe.

So standen die Sachen; im Hofe versicherte der Tiger mit lauter Stimme, daß man ihn habe; an die Fensterläden, die auf die Straße führten, wurde immer heftiger geklopft. Clementine, die gerade den Schlüssel in das Schloß stecken wollte, fuhr entsetzt vor diesem Klopfen zurück und stürzte im nächsten Augenblicke, zitternd vor Wuth und Aufregung, in das Zimmer hinein, wo sich Don Larioz befand. Ihr an sich schon etwas dunkler Teint erschien fast gelblich, die Augen flammten, die krampfhaft geschlossenen Lippen ließen kaum die Worte: „O, Sie Ungeheuer!" durch, und mit den Fingern machte die junge Dame dicht vor der Nase des Spaniers allerlei verdächtige, zuckende Bewegungen, so daß Larioz unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

In diesem höchst kritischen Momente mußte etwas geschehen; der Lärm im Hofe war so toll, daß er nothwendig die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregen mußte. Herr Larioz, der jetzt wohl begriff, daß der Tiger ebenfalls das Haus umspäht habe, konnte nicht anders denken, als daß der Herr Graf Czrabowski um das Gebäude herum geschlichen und dort, so unglaublich dies auch schien, von dem tapferen Windspiel festgehalten worden sei. Um also dem lauten Skandal ein Ende zu machen, eilte er in das dunkle Nebenzimmer, von dort auf den Gang, der zum Hofe führte, und gebot dem Tiger, das Maul zu halten und in die Schreibstube zu kommen. In der Dunkelheit entdeckte er nichts als drei undeutliche Gestalten, von denen die eine, der polnische Graf, sich noch immer heftig sträubte. Auch polterten die Drei ziemlich lebhaft ins Zimmer herein, während der Schreiber in das Bureau seines Herrn eilte, um Clementine durch einen Blick zu befragen, was wegen der Klopfenden draußen geschehen solle.

Die Eile war jedoch vergebens, und auch eine wirkliche Frage umsonst. Das junge Mädchen hatte seine Hände vor das Gesicht ge-

drückt und ließ kein Wort vernehmen; um so deutlicher aber hörte der Spanier eine andere Stimme, die draußen vor dem Laden sprach: „Machen Sie augenblicklich auf, es hilft Alles nichts! Wir haben die Person hinein gehen sehen! Keine Zögerung, und wenn ich klopfen sollte, bis der Nachtwächter kommt!“

Herr Larioz kannte diese Stimme und wußte auch genau, daß die Besitzerin derselben sich nichts daraus machen würde, die halbe Stadt in Aufruhr zu bringen, um ihrer Rache genug zu thun; deßhalb nahm er seinen eigenen Schlüssel, ging an die Hausthür und öffnete.

Wie ein Schwärmer fuhr Madame Weibel durch den Hausgang in das Zimmer. Langsam, aber doch mit entschiedenem Wesen folgte ihre Tochter. Clementine saß in der Ecke des Sopha's, den Kopf noch immer in die Hände gedrückt, theils geduldig erwartend, wie sich Alles entwirren werde, theils nachdenkend, welche Ausrede in diesem Fall am besten zu gebrauchen sein möchte.

Die Schwiegermutter hatte beide Arme in die Seiten gestemmt und den Kopf in den Nacken geworfen, mit welcher Attitude ihr eleganter Hut und Shawl nicht vollkommen harmonirte. Da saß die Verbrecherin, an welche sie ihre Worte wandte, während ihre Blicke an der geöffneten Thür des Ganges hafteten, um den ungleich größeren Verbrecher, sowie er eintreten würde, niederzuschmettern.

„Da ist also das saubere Weibsbild,“ schrie sie, „das sich erfrecht, nächtlicher Weile in Häuser einzudringen, das sich nicht schämt, mit Menschen zu verkehren, deren Aeußeres eher vor der Sünde zurückschrecken sollte als dazu anzureizen! — Doch dieser Person kann man es nicht so übel nehmen.“ — Man hörte, wie sich der Schreiber, nachdem er die Thür wieder verschlossen, langsam näherte. — „Sie thut, was sie nun einmal nicht lassen kann; macht sie doch keine Ansprüche vor der Welt und will nicht mehr scheinen, als sie wirklich ist — ein gemeines Weibsbild! — Aber er — er, — den unsere Familie — die Familie Weibel! —“

„Mama!" kreischte Clementine in diesem Augenblicke auf und schnellte vom Sopha in die Höhe, wobei sie sich selbst ihren schönen Hut fast rückwärts vom Kopfe riß. „Mama, um des Himmels willen! ich bin's ja, und es ist wahrhaftig nicht so schlimm, wie du glaubst."

Wenn in diesem Augenblicke eine Stimme vom Himmel erschollen wäre, die gerufen hätte: „Laßt mir meinen Plager in Frieden, es ist das eine edle Seele!" so hätte Madame Weibel nicht in größeres Entsetzen gerathen, nicht fürchterlicher enttäuscht und überrascht werden können als jetzt, da sie die Stimme ihrer eigenen Tochter vernahm. Doch mochte sie vielleicht diese Erscheinung für eine Zauberei halten, von dem bösen Geiste, der unfehlbar dem Rechtsconsulenten dienstbar sein mußte, hervorgebracht; oder war es die Begierde, nicht früh genug den Schuldigen unter die Zunge kriegen zu können, — genug, sie wehrte Clementine mit der Hand von sich ab und blickte mit einem Ausdruck wahrer teuflischer Freude nach der Thür, die auf den Hausgang führte, wo nun — der lange Schreiber erschien.

„Und wo — wo — wo ist der Andere? Der Andere, ja der Andere?" rief Madame Weibel, wobei sie zwischen jedem Worte auf eine wahrhaft beängstigende Art nach Luft schnappte.

Dieses auffallende nach Luft schnappen beunruhigte Clementine so sehr, daß sie ihre Mutter bei der Schulter ergriff und dann sogleich begann, dieselbe so kräftig als möglich hin und her zu schütteln. Dabei schrie sie ihr weinend und wiederholt in die Ohren:

„Welcher Andere denn, Mama? Was willst du denn von einem Anderen? O Gott, es ist ja aber gar kein Anderer da!"

„Kein Anderer da?" antwortete Madame Weibel endlich mit matter Stimme und stierte dabei auf eine bedenkliche Art um sich. „Kein Anderer? Wo ist denn mein Schwiegersohn, Doktor Plager?"

Bei der Nennung dieses Namens schaute Larioz hinter sich in den Hausgang, denn nach dem stieren Auge der alten Dame zu urtheilen, welches sich suchend bei ihm vorbei in die Dunkelheit bohrte,

glaubte er nicht anders, als der Rechtsconsulent sei dort auch auf eine unbegreifliche Art erschienen. Dem war aber nicht so, und als das endlich die Neuangekommenen inne wurden und fühlten, daß das am meisten herbei gewünschte Opfer ihrer Rache vorderhand nicht zu haben sei, da sank die Schwiegermutter in die uns bekannte Sopha-Ecke, schlug die Hände zusammen und rief aus: „Das hat mich über alle Maßen angegriffen!"

Am ruhigsten benahm sich die Rechtsconsulentin; ja, wir müssen als Freunde von jedem häuslichen Frieden mit Freuden gestehen, daß sich im Gegensatze zu ihrer Mutter ihre finsteren Mienen aufklärten, als sie den nicht fand, welchen diese Mutter hier zu finden gehofft hatte. Wir können es nicht verschweigen, daß sie unter einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank!" sagte, aber so leise, daß es Niemand verstehen konnte, und sich darauf mit großer Verwunderung und einem fragenden Blick an ihre Schwester Clementine wandte, wobei sie die Hände zusammenschlug.

Der lange Schreiber beschloß, nach Verlauf der Umstände zu handeln, und begab sich deßhalb mit leisen Schritten an die Thür des dunkeln Nebenzimmers, wo sich, seiner Meinung nach, der polnische Graf Czrabowski befand, fest gepackt von Tiger und Windspiel. Da lehnte er sich an den Thürpfosten und harrte in majestätischer Ruhe der Dinge, die da kommen sollten.

Ein paar Sekunden lang herrschte jetzt tiefe Stille in beiden Schreibstuben, aber es war jene schwüle Stille, jene unheimliche Ruhe, die wir häufig vor Ausbruch eines großen Gewitters bemerken. Es dauerte auch nicht lange, so fing es an unter den zusammengezogenen Augenbrauen der Madame Weibel zu blitzen, und ihre Stimme klang wie ein ferner Donner, als sie sich gegen ihre Tochter Clementine wandte und sprach: „Aber sage mir, was soll die ganze Geschichte bedeuten? Kommt man denn in dem Hause nie zu seinem bischen Frieden? Gott im Himmel! hätte ich doch Alles eher erwartet, als dich hier zu finden!"

„Ach, Mama," weinte das junge unschuldige Mädchen, das seinen Schlachtplan entworfen hatte, „weiß ich doch eigentlich selbst kaum, wie ich hieher gekommen bin; daß ihr nun aber erschienen seid, o, das macht mich ganz glücklich, und ich bin froh, nun endlich mit euch Beiden wieder von hier weggehen zu können."

„Weggehen zu können?" fragte Madame Weibel und richtete mit einer gewissen Majestät ihre grauen Augen auf Herrn Larioz, der an der Thür stand und diesen Blick mit einem sehr gemüthlichen Lächeln aushielt. „Weggehen zu können?" wiederholte sie; „ich hoffe doch nicht, daß Jemand den Versuch gemacht hat, dich mit Gewalt zurückzuhalten! — Sprich, mein Kind, wie kamst du hieher?"

Ehe aber dieses Kind sprechen konnte, hob die Mama ihren Zeigefinger in die Höhe und sagte, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte: „Wir sind im Bureau deines Herrn Gemahls, Emilie; dort steht sein würdiger Helfershelfer, der Herr Sekretär Don Larioz; die Brut des Jägers wird auch nicht fern sein, eben so wenig wie die alte Vettel, die alle möglichen Commissionen besorgt. Ich sage dir, das ist eine tief angelegte Geschichte, und ich bin fest überzeugt, man hat Clementine zu irgend einem Zwecke durch allerlei Mittel hieher gelockt."

„Vielleicht, um sie zu compromittiren," meinte die Rechtsconsulentin. „Es ist wahr, Plager kann Clementine nie in Ruhe lassen und hat immer etwas an ihrem Betragen auszusetzen."

„Um sie zu compromittiren," sprach mit großer Entschiedenheit Madame Weibel. Dann sagte sie zu ihrer jüngeren Tochter: „Nun, wie ist die Geschichte, mein Kind? — Erzähle uns alles genau und ohne Scheu."

„Ach, Mama," erwiderte seufzend das junge Mädchen, „das hat mich so angegriffen, daß ich den Zusammenhang nicht recht werde finden können. Doch so war es —" Darauf hustete sie ein paar Mal sehr laut, gerade als wollte sie zum Grafen Czrabowski im Neben-

zimmer sagen: Gib Achtung, damit unsere Aussagen nöthigenfalls übereinstimmen. Dann fuhr sie fort: „Ich war bei euch, Mama, und ging fort, um nach Hause zurückzukehren, — weißt du, es war schon dunkel — und wie ich auf die breite Straße komme, bemerke ich, daß mir Jemand folgt."

„So! es folgte dir Jemand?" — meinte die Mutter.

„Ja, Mama, es folgte mir Jemand."

„Vielleicht Herr Schilder?" fragte die Rechtsconsulentin ungezwungen.

„Herr Schilder?" that erstaunt das junge Mädchen. „Ach Gott, ja, das dachte ich im ersten Augenblicke auch; kurz, es folgte mir Jemand, weßhalb ich mich sehr ängstigte. Ich hatte schon vor, wieder nach eurem Hause zurückzukehren, doch da wäre ich ja gerade meinem Verfolger in die Hände gelaufen. Deßhalb ging ich rasch vorwärts, und als ich in die Nähe des Bureau's kam, war ich recht froh, daß ich Licht durch den Fensterladen schimmern sah."

„Erlauben Sie!" konnte sich hier der Schreiber nicht enthalten, ihr in die Rede zu fallen.

Doch warf ihm Madame Weibel einen so entschlossenen Blick zu, und seine eigenen Worte: „Erlauben Sie!" welche sie ihm zur Antwort gab, wurden so determinirt ausgesprochen, daß der Spanier beschloß, fürs Erste noch den Verlauf der Erzählung abzuwarten.

„Ja, es schimmerte Licht durch den Laden," fuhr das junge Mädchen einigermaßen zögernd fort; doch da sie nicht mehr zurück konnte, schritt sie muthig auf dem Pfade der Lüge dahin. „Da ich nun dachte, der Schwager sei noch auf seinem Bureau, so klopfte ich heftig an den Laden, worauf derselbe sogleich geöffnet wurde; als ich aber eintrat, sah ich, daß meines Herrn Schwagers Schreiber — der edle Herr Larioz allein in der Schreibstube war."

Abermals erhob Madame Weibel ihren Zeigefinger und sprach zu ihrer älteren Tochter: „Du wirst nicht vergessen, Emilie, daß der Schreiber deines Mannes, obgleich er sich krank gestellt, hier im Bu-

reau war, allein und zu ganz ungewöhnlicher Stunde. — Reden Sie nicht mit uns," wandte sie sich an den Spanier, der sich, auf Clementinens Worte, von neuem aufrichtete und die Lippen zu einer Antwort öffnete; „Sie haben sich bei Ihrem Prinzipal zu verantworten; wir wollen nichts von Ihnen wissen, nicht das Geringste. Verstehen Sie mich?"

Obgleich die Schwiegermutter versucht hatte, den Angeredeten mit Blick und Wort niederzuschmettern, so gelang ihr das doch in diesem Falle nur sehr unvollkommen; Herr Larioz trat vielmehr einen Schritt näher und sagte, indem er sich an die alte Dame wandte: „Nachdem Fräulein Weibel die Sache nach ihrer Auffassung dargestellt, werde ich mich durch kein Geschrei abhalten lassen, die Geschichte zu erzählen, wie sie wahr ist."

„Also wollen Sie sich unterstehen," rief die Schwiegermutter in überlautem Tone, „meine Tochter einer Lüge zu beschuldigen? Sie — Subjekt!"

„Höre ihn nicht an, Mama!" kreischte das junge Mädchen; „höre den Menschen nicht an!" wiederholte sie, indem sie sich, aufgeregt durch Angst und Zorn, mit einer drohenden Bewegung gegen den langen Mann warf. „Das ist eine tief angelegte Geschichte, wie du vorhin sagtest, ein schändliches Complot. Denke nur, der da hat das ganze Haus, uns alle mit Spionen umgeben, um unsere Schritte zu verrathen, um etwas Schlimmes über uns aussagen zu können. Und was er nun sieht und nicht sieht, das rapportirt er treulich seinem Herrn."

„Solch ein Intriguenspiel," sagte Madame Weibel mit Würde, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte, „sieht deinem Manne ähnlich."

„Ach, Mama, ja," gab Clementine jetzt statt ihrer älteren Schwester sanft weinend zur Antwort. „Intriguen, nichts als Intriguen! Man will nun einmal mit Gewalt etwas auf mich bringen, und da

sind ihnen alle Mittel recht. Wie ich euch gesagt, so ist es die Wahrheit; gewiß so und nicht anders; darauf könnte ich schwören."

„So würden Sie also schwören, mein Fräulein," sagte Don Larioz mit einer großen Ruhe, welche für jeden Unbefangenen hätte vortheilhaft abstechen müssen gegen die Aufregung der Anderen; „so wollen Sie also schwören, daß Sie nicht schon hier im Zimmer waren, als ich herein trat, daß ich Sie nicht überraschte im Zwiegespräch mit einem — Manne?"

„Mit einem Manne?" schrie das junge unschuldige Mädchen, und man sah an der Art, wie sie krampfhaft ihre Hände emporwarf, daß schon dieser Gedanke allein im Stande war, sie außer sich zu bringen. „Ich mit einem Manne? — Haben wir nicht Recht, Emilie," wandte sie sich schluchzend an ihre ältere Schwester, „daß dies ein niederträchtiges Complot ist?"

Madame Weibel hatte sich mit großer Indignation erhoben und schlug mit der Faust so heftig auf das Schreibpult, daß Dintenfaß, Lineal und Siegellack erschreckt in die Höhe hüpften.

„Schweigen Sie!" rief sie Larioz entgegen; „mein Schwiegersohn soll morgen mit Ihnen reden, und ich hoffe, zum allerletzten Male; er wird wissen, wie er sich gegen einen Schreiber zu benehmen hat, der bei Nacht und Nebel die Bureaux aufschließt, um Gott weiß zu welchem Zwecke in den Akten umherzustöbern. Und Sie wollen nun die größten Infamieen, die ausgesuchtesten Schändlichkeiten auf dieses unschuldige Mädchen aussagen, um Ihre eigenen sträflichen Handlungen zu verbergen? — Pfui Teufel! wir hatten Sie für sehr schlecht gehalten, aber doch nicht für so niederträchtig."

Herr Larioz hatte bisher noch immer unbeweglich seinen Platz in der Mitte des Zimmers behauptet und nur bei den letzten schmachvollen Worten seine Hand auf den langen Stoßdegen gelegt. Er fühlte, daß seine Finger zu zucken begannen, auch färbte sich sein bleiches Gesicht mit einer dunkeln Röthe; all das Ungeheure, was man ihm ins Gesicht gesagt, mußte in dem sonst so ruhigen Manne einen

furchtbaren Sturm hervorbringen; doch gelang es ihm, sich zu bezwingen; ja, er war in den ersten Sekunden wieder so weit Herr seiner selbst, daß er, wenn auch mit zuckenden Lippen, lächeln, dann eine Verbeugung machen konnte und, freilich mit bebender Stimme, sagte: „So bin ich denn gezwungen, Zeugen für mich reden zu lassen, und wir wollen sehen, ob Fräulein Weibel es wagt, auch vor diesen ihre Aussagen von vorhin zu wiederholen."

Wohl erschrak das junge Mädchen, doch faßte sie sich im nächsten Augenblicke wieder und sprach: „Siehst du wohl, Mama, er hat Zeugen, das sind seine Spione."

„Und wir wollen sie nicht sehen, diese Spione!" schrie Madame Weibel im höchsten Zorne. „Emilie, du bist die Hausfrau, du hast hier zu befehlen; jage das Gesindel zur Thür hinaus."

Doch es war zu spät. Auf einen Wink des langen Schreibers hatten sich die Drei aus dem Nebenzimmer genähert, und ohne rückwärts zu blicken, sagte Don Larioz gegen Clémentine: „So soll denn das Fräulein Angesichts dieses Herrn wiederholen, daß ich sie nicht in einem sehr zärtlichen Zwiegespräch mit demselben hier im Zimmer überrascht. — Sie haben mich zu diesem Verfahren gezwungen," setzte er hinzu, „messen Sie sich die Folgen selber bei."

So standen die Sachen, als die Drei an der Thür erschienen, worauf Clementine einen furchtbaren Schrei ausstieß und, den Anfang einer Ohnmacht affektirend, in die Arme ihrer Mutter stürzte, gleich darauf aber wieder emporschnellte und, fast jubelnd hinaus schrie: „O Mama, rette mich, hilf deinem Kinde! mit diesem Menschen da soll ich ein Rendezvous gehabt haben!"

Danach schloß sie sehr eilig die Augen und fiel mit steifen Gliedern, wie eine hölzerne Puppe, in die geöffneten Arme ihrer Mutter.

Der Schrei, den Clementine ausgestoßen, war in der That so außerordentlich gewesen, daß sich Don Larioz veranlaßt sah, nach der Gruppe, die jetzt im Scheine des Lichtes war, umzuschauen, worauf er nahe daran war, ebenfalls einen Schrei der Ueberraschung auszu-

stoßen. War doch da keine Spur von dem polnischen Grafen Czrabowski zu erblicken; zwei alte Weiber drängten sich vor; die eine war der Tiger, die andere die früher erwähnte handfeste Wäscherin aus der Nachbarschaft, und zwischen ihnen befand sich Windspiel in allerdings sehr trübseliger Gestalt, seine carrirten Beinkleider, sowie sein Radmäntelchen, an dem ein abgerissener Fetzen tief herabhing, trugen Spuren der verschiedenen Erdarten, die sich draußen im Hofe befanden; den Hut hatte er verloren, sein straffes Haar, das, wie wir uns erinnern werden, immer in die Höhe stand, sah jetzt wirklich aus, als habe es sich bei dieser entsetzlichen Scene vor Schrecken emporgerichtet, und sein bleiches Gesicht war mit ein paar blutigen Schrammen geziert.

„Gerechter Gott!" rief Madame Weibel, „in welche Gesellschaft sind wir gerathen? Emilie, das ist der Anhang deines Mannes; fühlst du jetzt, arme Seele, warum man dir in der ganzen Stadt mit so wenig Achtung begegnet? — O nein, es kann nicht anders sein! — Wenn du dir das bieten lässest, wer soll dich da noch achten?"

Jetzt erwachte Clementine aus ihrer scheinbaren Ohnmacht, und da sie nach derselben die Abgespannte und Ermattete spielen mußte, so wandte sie sich mit flüsternder Stimme an ihre Schwester und sagte zu ihr: „Ich kann nicht mehr, das hat mich vernichtet; auch würde mich jedes Wort reuen, das ich noch mit jenem Menschen sprechen müßte. Frage du ihn," setzte sie weinend hinzu, „ob er es vor Gott verantworten kann, mich zu beschuldigen, ich habe mit jenem Subjekte —" dabei zuckte ihr Körper wie schaudernd zusammen — „als habe ich mit jenem Subjekte, das ich in meinem Leben nicht gesehen — o, ich kann nicht endigen! —"

Sie schloß mit einem herzbrechenden Seufzer die Augen und fiel aufs neue zurück.

Nun fühlte sich Herr Larioz in der That etwas unbehaglich bei der unerwarteten Wendung, welche die Dinge genommen; er wußte, daß er es mit drei Damen zu thun hatte, von denen selbst bei den

vollgültigsten Beweisen keine von der andern etwas Schlimmes geglaubt hätte. Wenn er ihnen wirklich mit gleichem Maße hätte heimzahlen und, eine Lüge mit der andern vergeltend, behaupten wollen, Windspiel sei jener Mann gewesen, so sah doch der arme Kellner in diesem Augenblicke gar zu trübselig aus, als daß diese Beschuldigung den geringsten Glauben hätte verdienen können. Auch hatte der Spanier nie gelogen und würde es am allerwenigsten hier gethan haben. So bitter schwer es ihm also auch wurde, hier die Wahrheit zu gestehen, so konnte er doch nicht anders, obgleich er die Folgen wohl voraussah, und er sagte deßhalb achselzuckend: „Ich muß gestehen, ich habe mich geirrt, dies ist allerdings nicht der Mann, den ich hier im Zimmer getroffen."

Trotz ihrer wiederholten Ohnmacht hörte Clementine ganz genau, was Larioz sagte, und antwortete mit matter Stimme und sehr kluger Weise: „O, gib nur Achtung, Mama, nun wird er behaupten, es sei ein Anderer gewesen, den ich hier gesehen. O, ich unglückliches Mädchen!"

„Das wird er nicht behaupten," sprach Madame Weibel mit einer erschrecklichen Entschiedenheit, indem sie, die Nase hoch erhoben, mit dem Ausdruck eines Racheengels auf die Gruppe an der Thür zutrat. „Glaubt nicht, meine Kinder, daß ich mich vor diesem Dinge da," sie meinte den Stoßdegen, „oder vor der langen Gestalt jenes Menschen fürchte. — In der That eine saubere Gesellschaft!" fuhr sie fort, nachdem sie die beiden Weiber und das klägliche Windspiel gemustert. „Sie kenne ich wohl," wandte sie sich an den Tiger, „aber Sie soll in diesem Hause Ihr letztes Brod gegessen haben; dann kann Sie ihre liederlichen Commissionen künftig ausrichten, wo man Ihrer Dienste bedarf, Sie Vettel Sie! Was die Andere anbelangt, so kenne ich dies schmierige Weibsbild nicht, sie wird aber auch zum Anhange deines Mannes gehören."

Die beiden Weiber hatten den armen Kellner losgelassen, und während die handfeste Wäscherin vor den harten Worten, die sie ver-

nahm, zurückfuhr, und darauf mit ihren Fäusten zu zucken begann, faßte der Tiger die Waffe des tapferen Lauerpostens, das Schüreisen, welches sie Windspiel abgenommen, etwas fester in die Hand, wobei die alte Frau aber kläglich zu weinen anfing.

„Was Ihn betrifft," fuhr die Schwiegermutter in gesteigerter Wuth fort, indem sie wie zu Anfang dieser Scene abermals die beiden Fäuste auf ihren Hüften ruhen ließ, „so halte ich es für überflüssig, Ihm alles das zu wiederholen, was ich schon einmal gesagt. Glaube Er aber nicht, erbärmlicher Mensch, daß eine Frau meines Gewichtes und meiner Stellung im Leben ungestraft Dinge anhört, wie Er sich erlaubt zu sagen. Was mein Schwiegersohn morgen mit Ihm beginnt, ist mir so weit gleichgültig, als es mir einerlei sein kann, ob er Ihn einfach zum Teufel jagt oder den Gerichten übergibt. Was mich aber anbelangt, so vergesse Er den heutigen Abend nicht und nehme Er das — und theile es mit dem Lump da und den beiden liederlichen Weibsbildern."

Es thut uns außerordentlich weh, erzählen zu müssen, worin das Geschenk bestand, welches die Schwiegermutter dem Herrn Larioz verehrte als Erinnerung an den heutigen Abend. Ehe dieser nämlich zurücktreten oder abwehrend den Arm aufheben konnte, hatte die alte Dame in überraschender Geschwindigkeit ihre rechte Hand erhoben, und auf der Wange des langen Schreibers brannte eine Maulschelle, ähnlich jener aus der Fabel, von der es heißt, daß sie in Ewigkeit nicht versaust sei.

Don Larioz stand entsetzt bei diesem furchtbaren Attentate; er erhob, aufs Aeußerste getrieben, den Arm, doch wandte sich Madame Weibel, welche diese Bewegung gesehen, mit einer bewunderswürdigen Schnelligkeit und fuhr zurück, ehe die Hand ihres Todfeindes sie erreichen konnte. Aber ihrem Schicksal entging sie deßhalb doch nicht. Die handfeste Wäscherin, welche das liederliche Weibsbild nicht verschmerzen konnte, streckte ihren langen Arm vor, erfaßte von hinten den Hut der Madame Weibel, und da diese unaufhaltsam davon

stürzte, jene sich aber mit ihren Fingern in Band, Seide und Blumen festkrallte, so rißen die schwachen Bänder der mißhandelten Kopfbedeckung, und der Hut selbst blieb als Siegestrophäe in den Händen der Wäscherin zurück; freilich nur einen Augenblick, denn im nächsten flog er ins Zimmer hinein, leider aber ungeschickterweise gegen das Licht auf dem Schreibpult, das dadurch umgeworfen wurde und im Niederfallen erlosch.

Der Spanier hatte den Griff der Wäscherin nicht hindern können, so gern er das auch gethan hätte, wie wir zu seiner Ehre eingestehen müssen. In diesem entscheidenden Augenblicke aber, wo die Finsterniß zu allerlei dunklen Thaten veranlassen konnte, hielt er gewaltsam seine Hülfstruppen zusammen und vernahm dabei zu seiner größten Befriedigung, daß sich eilige Schritte in den Gang verloren, daß draußen die Hausthür geöffnet wurde und wenige Augenblicke darauf wieder schallend ins Schloß zurückfiel.

Nach dem, was geschehen, vor den Anwesenden ein Licht anzuzünden, war ihm nicht möglich; er bat dieselben deßhalb, das Lokal so geräuschlos als möglich zu verlassen, und war dabei edelmüthig genug, den zusammengebrochenen Kellner mit einigen hochherzigen Worten wieder aufzurichten. Der aufs höchste alterirte Tiger schluchzte in Einem fort, und das Schüreisen klapperte in seiner Hand; die handfeste Waschfrau dagegen versicherte, ihr zittere noch immer vor Wuth Leib und Seele; so etwas habe sie, so alt sie sei, noch nicht erlebt und von Leuten, welche ihre Nasen so hoch trügen, auch nimmer geglaubt.

Trotz dieser Emotion verließen aber die Drei mit möglichster Stille die Schreibstube, und die Weiber halfen sogar den Hut des armen Windspiel suchen, der unter eine Dachtraufe gerollt war und von Regenwasser überlief.

Larioz aber sammelte sich einen Augenblick, dann zündete er abermals das Licht an, betrachtete mit einem traurigen Gefühl den

Schauplatz entsetzlicher Thaten, die heute Abend hier geschehen, hob den zerknitterten Hut der Madame Weibel auf, der noch am Boden lag, legte ihn schweigend neben sich auf das Schreibpult, nahm Papier und Dinte und fing emsig an zu schreiben, wobei er von Zeit zu Zeit seine brennende Wange befühlte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Mappe voller Pläne.

In den hübschen und eleganten Schreibsalon des Grafen Helfenberg haben wir den geneigten Leser bereits an einem trüben Regentage eingeführt, ihm denselben dann auch wieder Abends bei Beleuchtung und dadurch in viel behaglicherem Lichte gezeigt, und um nun eine Steigerung zu haben, die man so nothwendig bei einer längeren Geschichte braucht, begeben wir uns jetzt nach eben diesem Salon, und zwar an einem klaren, prachtvollen Wintermorgen. Nach dem Palaste des Grafen könnten wir im Schlitten fahren, denn es ist seit einigen Tagen eine gute Bahn vorhanden; ziehen wir einen Wagen vor, so hören wir, wie die Räder bei jedem Umschwunge knirschen und jene eigenthümliche Melodie hervorbringen, die Aehnlichkeit mit der hat, wenn man mit dem nassen Finger auf dem scharf geschliffenen Rand eines Glases hin und her fährt. Gehen wir aber zu Fuß, so werden wir uns beeilen, denn es weht ein ziemlich scharfer Nordostwind, und wenn wir über die bläulichen Schatten dahinschreiten, welche die Häuser auf den Schnee werfen, so empfinden wir die Macht des Winters und erfreuen uns an unserem guten Paletot oder Pelze.

Das Letztere that auch der wohlbeleibte Portier im gräflichen Hause; seine Livree war so dick mit Pelz besetzt, daß ein Nordpolfahrer daran sein Vergnügen hätte haben können, und wenn auch schon im gewöhnlichen Leben die Figur dieses ehrlichen Dieners etwas unbeholfen aussah, so hatte sie jetzt alle menschlichen Formen verloren, und der Portier stellte nun eine blau und schwarze Kugel vor, oben mit einem rothen Knopfe, unten mit zwei Stützen versehen, die aber gegen die ganze Masse so dünn und zerbrechlich erschienen, daß sie der dritten Stütze, des Stabes nämlich, unbedingt nicht entbehren konnten.

Der dicke Portier hatte übrigens im Winter seine schlimmste Zeit; er litt etwas an Engbrüstigkeit, und wenn er lange in seiner kleinen geheizten Loge sein mußte, so verursachte ihm das ein Gefühl, wie wenn ein Fisch sich auf trockenem Sande befindet; ebenso wie ein solcher, pflegte er dann auch nach Luft zu schnappen. Deßhalb hielt er sich bei trockener Kälte am liebsten unter dem Thorbogen oder in dem vom Schnee reingefegten Hofe auf, und da es ihm hier an Unterhaltung gebrach, veranlaßte er auch gern Andere aus der Dienerschaft, ihm hier und da Gesellschaft zu leisten, die aber, weniger beleibt und bepelzt, das warme Zimmer vorzogen. Auch Besuche, an welche der Portier es wagen durfte, ein Wort zu richten, hielt er nicht selten auf der Treppe fest und that dies namentlich am heutigen Morgen, eben sowohl aus der angeführten Ursache als auch aus einer anderen, für ihn noch viel wichtigeren.

Doktor Flecker hatte nämlich eben die Zimmer droben verlassen und sprang mit raschen Tritten, wie er es zu thun gewohnt war, gestikulirend und mit sich selbst redend, die Treppen hinab, um unten von dem dicken Portier augenblicklich angehalten zu werden. Dieses Anhalten bestand indessen nur in einer ehrerbietigen Verbeugung, wobei der alte Mann seinen Hut abnahm und den Doktor mit bittender Geberde ansah.

Dieser war aber augenblicklich in Gedanken vertieft und mit einer Idee beschäftigt, die er sich nicht wollte entschlüpfen lassen, weßhalb

er den Thürhüter von sich abwehrte, indem er den rechten Arm ausstreckte und mit den Fingern den dicken Pelzbesatz von dessen Ueberrock faßte.

So blieben die Beiden ein paar Sekunden lang neben einander stehen, der Doktor aufwärts blickend und dann mit einem Male sagend: „Ja, ja, es wird und muß gehen; ich kann mich nicht getäuscht haben; nur langsam, langsam, höchst langsam!“

Nach diesen Worten hatte er seine Gedanken verabschiedet und schüttelte nun den Portier ein klein wenig, indem er sprach: „Nun, was ist's, Meister Jonathan? Haben wir abermals Indigestionen oder uns vielleicht bei dem Wetter erkältet? In beiden Fällen brauche ich Ihnen nicht zu rathen; Sie wissen, wie ich für die betreffenden Hausmittel schwärme.“

„Ach ja, Herr Doktor, ich schwärme auch dafür, aber — “

„Kamillenthee, Abends so heiß Sie ihn trinken können, dann warm zugedeckt und tüchtig geschwitzt. Haben wir uns aber leicht den Magen verdorben, dann unsere bekannte Medicin: ein kleines Gläschen Boonecamp of Maagbitter.“

„Danke recht sehr, Herr Doktor; ich werde diese kostbaren Mittel all mein Lebtag nicht vergessen, aber — “

„So, etwas Anderes?“ rief der Armenarzt. „Nun denn geschwind heraus damit, ich habe noch einen weiten Weg zu machen.“

Statt aber zu antworten, winkte der alte Portier so auffallend nach dem ersten Stock hinauf, daß der Doktor unwillkürlich die Treppe hinanblickte, wo aber nichts zu sehen war als die alten Ritter, die ebenso unbeweglich standen wie immer, heute aber um Vieles freundlicher aussahen, da ein scharfer Sonnenstrahl zu dem Fenster oben hereindrang und einen goldenen Glanzstreifen auf die grauen Steinfiguren warf.

„Aha, ich verstehe,“ sagte der Doktor, nachdem Meister Jonathan seine Mimik wiederholt. „Wir sind ein wenig neugierig und möchten erfahren, wie es droben aussieht. Nun ist mir das aber sehr schwer zu sagen, denn Sie werden mir zugeben, daß es höchst gefährlich ist,

über das gute Gelingen eines Unternehmens zu reden, wenn dieses Gelingen noch sehr zweifelhaft ist."

„Aber nicht unmöglich?" fragte mit einer bittenden Geberde der alte Mann. „Sehen Sie, Herr Doktor," fuhr er fort, indem er die Hände unterhalb des dicken silbernen Knopfes seines Amtsstabes faltete, „seit Sie im Hause sind, habe ich die größten Hoffnungen. Früher hatte ich nämlich gar keine, und da mag man sagen, was man will, ich kenne unseren Herrn und kann Sie versichern, Herr Doktor, er ist in der kurzen Zeit schon um ein Gewisses besser geworden. Sie greifen das Ding aber auch so an, wie ich mir gedacht habe, so müsse es angegriffen werden. O, Hausmittel sind etwas Köstliches! Ich habe einen wahren Abscheu gegen die Apotheke."

„Ich auch, ich auch, Meister Jonathan!" sagte eilig der Arzt, indem er fortzukommen suchte, was ihm aber nicht so leicht gelang, denn der Portier in seinem Pelzrocke füllte die ganze Glasthür aus und fuhr, ohne zu weichen, fort: „Ich habe es Allen gesagt: Gebt Achtung, wie der Herr Doktor Flecker ins Haus kommt, geht die Sache anders. Hausmittel, habe ich gesagt, gebt nur Achtung, Hausmittel! Und das ist ja auch alles, was Sie dem armen gnädigen Herrn verordnen, Bäder und Wassertrinken und viel Bewegung, und auf das Letztere halte ich namentlich viel. Aber, nicht wahr," fragte er abermals recht dringend bittend, „es geht schon etwas besser?"

Der Armenarzt sah wohl, daß ihn der Pelzkoloß nicht eher frei ließ, als bis derselbe eine Antwort erpreßt. Deßhalb faßte er ihn mit beiden Händen lachend am Kragen und sagte, indem er den Versuch machte, ihn auf die Seite zu rücken: „Nun ja denn, Meister Jonathan, wir sind nicht unzufrieden, und ein Anderer würde schon sagen, es gehe besser."

Dieser Ausspruch wirkte wie ein Zauberwort, der alte Portier gab mit einer tiefen Verbeugung die Thür frei, und der Doktor sprang behende davon.

Meister Jonathan setzte seinen Hut würdevoll auf den Kopf,

nahm den Stock an die Seite und schritt, nachdem er die Glasthür hinter sich zugezogen, auf den Hof, wo man die Remise geöffnet sah und eine Menge der verschiedensten Equipagen so weit vorgezogen waren, daß man bequem um sie herum gehen konnte. Am Ende dieses Hofes lagen die Stallungen und auch hier standen die Thüren offen, und man bemerkte sämmtliche Wagen- und Reitpferde in ihren glänzenden Geschirren, sowie unter dem eleganten Sattelzeug, daneben Stallleute, welche im Begriffe waren, die Thiere ihres Glanzes zu entkleiden, während die Reitknechte und Vorreiter in großer Livree mit zufriedenen Mienen damit beschäftigt waren, sich derselben wieder zu entledigen.

An der Eingangsthür zum Stalle stand der Bereiter des Grafen in gran fiocchi, ein Wachtmeister von der ehemaligen Schwadron des Herrn von Breda, und nickte dem würdevoll heranschreitenden Portier freundlich zu.

„Die Stallparade," sagte der Letztere, „muß ja außerordentlich gut ausgefallen sein; seine Erlaucht summten ein Lied vor sich hin, als Sie die Treppen wieder hinaufstiegen."

„Und daran haben Sie hoffentlich nie gezweifelt?" sagte der Bereiter, ein Mann von kraftvollem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdruck. „Aber, unter uns gesagt, mir war diese Stallparade an sich lieber als jene Paraden, die ich noch mitzumachen das Glück hatte. Es ist doch ein Zeichen," setzte er flüsternd hinzu, „daß der gnädige Herr wieder anfängt, sich für etwas zu interessiren. — Ich, Meister Jonathan," fuhr er nach einer Pause fort, während der Portier bedächtig, aber zufrieden mit dem Kopfe nickte, „fand nebenbei, daß Seine Erlaucht schon ganz andere Bewegungen macht, als noch vor vierzehn Tagen. Hat er mich doch um meine Meinung gefragt, ob, wenn er vielleicht nächstens einmal ausreiten wolle, der große Rappe nicht noch zu heftig für ihn sei. — Du lieber Gott! wie Einem das leid thut, Meister Jonathan, wenn ein Herr so spricht! — Zu heftig! Wenn man da an früher denkt; da war ihm nie einer heftig genug."

„Das kann alles wieder kommen,“ sagte der Portier wichtig und mit so entschiedenem und lautem Tone, daß es die Leute im Stalle ebenfalls verstehen mußten. Er liebte es, seine Aussprüche hören zu lassen. — „Der gnädige Herr ist in den rechten Händen; ich sage Ihnen, Doktor Flecker ist ein Mann, von dem die Stadt leider noch nicht weiß, was sie an ihm hat. Davon wirst du auch zu erzählen wissen?“ wandte er sich an einen der Kutscher, der an der Thür erschien und nun grinsend an seinen Hut langte, als er angeredet wurde. „Du lagst komisch in der Brühe, und er hat dich doch so bald wieder herausgerissen.“

„Ja, man hört viel Gutes von ihm,“ meinte der Bereiter; „wenn ich in den Fall käme, so würde ich auch nach ihm schicken.“

„Und was das Schönste an der Sache ist,“ fuhr der Portier fort, wobei er den vergeblichen Versuch machte, seine Hände auf dem Rücken auf bequeme Art zu vereinigen, „er wendet fast nur Hausmittel an. Und über ein Hausmittel geht nichts. Nicht wahr, Kleiner?“ rief er einem der Vorreiter zu, der eben einen Sattel von einem der Pferde herunter genommen hatte; „dich haben wir kurirt mit sechs Flaschen Magnesiawasser und vier Tagen Hungern. — Das that ich selbst,“ sagte er und kniff dabei sein linkes Auge gegen den Bereiter zu. „Hausmittel, habe ich zu Doktor Flecker zuweilen im Vertrauen gesagt, ein Hausmittel ist das Einzige, was allenfalls dem gnädigen Herrn noch helfen könnte. Und sehen Sie, er wendet jetzt Hausmittel an.“

Da Meister Jonathan unbestritten das Factotum des Hauses und als wohlwollender Mann bekannt war, so versammelte sich gern die ganze Dienerschaft um ihn, einestheils um seinen weisen Worten zu lauschen, dann aber auch wieder, weil man wußte, daß er zahlreiche Zuhörer liebte, wenn er sprach. Und so dauerte es auch jetzt nicht lange, als ein Kutscher und ein Reitknecht nach dem andern erschien, auch die kleinen Vorreiter sich schüchtern nahten und sich endlich auch ein paar Lakaien vom Hause her zu der Gruppe hinstahlen.

Es war das ein recht bunter glänzender Haufe, all' die Livreen in lebhaften Farben, die Silberstickerei vom Glanze der Sonne übergossen, die am tiefblauen, wolkenlosen Himmel stand, und in der Mitte die etwas unförmliche Gestalt des Meister Jonathan im Pelze, sich gravitätisch hin und her wendend und seine Bemerkungen Preis gebend, die von den Anderen hier und da lebhaft erwidert, meistens aber kopfnickend gutgeheißen wurden. Das Ganze hatte Aehnlichkeit mit einer Schaar Hühner: Kutscher, Reitknechte, Vorreiter und Lakaien in ihren bunten, glänzenden Livreen stellten das Geflügel dar, Meister Jonathan hatte das würdevolle Ansehen eines wohlgenährten, federreichen Haushahns.

Wir wollen hier die Schaar verlassen und uns, wie wir Eingangs dieses Kapitels versprochen, nach dem Schreibzimmer des Grafen begeben. Die Vorhänge des einzigen großen Fensters waren weit aus einander gezogen und ließen so viel Licht herein, daß der kleinste Gegenstand im entferntesten Winkel des großen Gemaches jede Verzierung aufs deutlichste zeigte. Das Fenster selbst gewährte einen freien Blick über Häuser und Gärten hinweg in die weite schneebedeckte Landschaft hinaus, nach den fernen Bergen hin, deren jetzt entlaubte Waldungen auf dem weißen, leuchtenden Grunde wie fein hingeworfene Schatten erschienen in bläulicher und röthlicher Färbung.

Ein wohlthuendes Gefühl verursachte gegenüber dem Anblicke der Schneelandschaft der hohe Kamin mit den großen lodernden Holzblöcken, die eine behagliche Wärme ausströmten. Im Uebrigen war in dem Zimmer nichts verändert; die rothseidene Schärpe bedeckte noch immer das Portrait an der Wand und hielt unten in dem verschlungenen Knoten nach wie vor den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht.

Graf Helfenberg saß an seinem Schreibtische, der mit der schmalen Seite fast an das große Fenster stieß, und hatte eine große Mappe vor sich, deren Blätter er eines nach dem anderen mit vielem Interesse betrachtete. Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser, daß der Graf

gegen seinen Freund, den Baron von Breda, den Wunsch äußerte, die Pläne und Umrisse von dessen Hause, namentlich vom Wintergarten mit den daran stoßenden Gemächern, zu besitzen. Um nun diesen Wunsch des Kranken so schnell als möglich zu erfüllen, hatte ihm der Baron seine eigenen Pläne überschickt, was dem Grafen um so lieber war, da er auf verschiedenen Blättern Bemerkungen von der Hand seines Freundes eingeschrieben fand, die ihn aufs höchste entzückten. So war in dem Plane des Wintergartens nicht nur die Stelle für den Frühstücks-Tisch bezeichnet, sondern auch an demselben der Name Eugeniens bemerkt. Obgleich George von Breda als fast übertrieben ordnungsliebend und bestimmt in seinen Anordnungen bekannt war, so mußte doch der Graf lächeln, als er sah, daß der Baron seine Genauigkeit so weit getrieben hatte, sogar den Namen der neuen Hausgenossin hinzuschreiben. Und nicht nur am Frühstücks-Tische fand er denselben, auch am Kamin des kleinen Eßsalons, dann im Stalle, wo das Pferd stand, welches das junge Mädchen gewöhnlich ritt. — Ihn machte die eigentlich pedantische Genauigkeit des Freundes glücklich, und er las den Namen des geliebten Mädchens wohl hundertmal. — Wahrhaftig, da stand er auch, kaum leserlich — man hatte versucht, ihn zu verwischen — im Plane der Remise; aber der Graf mit seinem scharfen Auge erkannte ihn augenblicklich. — Der kleine Phaeton, den Eugenie so gern hat — was konnte das für ein Phaeton sein? Am Ende der, dachte der Graf, den Breda nach dem Muster des meinigen hat bauen lassen. Das wäre wunderbar und hübsch. —

Er blickte bei diesem Gedanken zum Fenster hinaus, auf den Hof hinab, wo die Hühnerschaar noch immer um den wackeren Haushahn versammelt war; doch begann sich eben die Gruppe zu lösen, da der Bereiter seine Stallleute in ihre Remisen commandirte. — Der kleine Phaeton wurde in diesem Moment hervorgezogen, um ihn dann wieder genau an seine alte Stelle zu bringen. — Und der Herr dieses kleinen Phaetons lächelte vergnügt in sich hinein, als er nun

plötzlich den eleganten Wagen sah, nur für zwei Personen berechnet; er fühlte sein Herz heftiger schlagen, er nahm das für eine glückliche Vorbedeutung und preßte eine Sekunde lang selig träumend beide Hände vor das Gesicht.

Dann blätterte er weiter in den Plänen. Es überschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, als er nun mit den Augen, in Gedanken aber wie in Wirklichkeit, den ersten Stock jenes Hauses betrat, und als er auch hier wieder den Namen Eugeniens fand, ihr Wohnzimmer, ihr Schlafzimmer. Wie war er glücklich, als er gleich darauf diese beiden Piecen in hübschen Aquarellen vollkommen ausgeführt sah, mit dem ganzen Ameublement versehen, das Wohnzimmer einfach, aber zierlich, mit einem einzigen großen Fenster, an demselben einen kleinen Schreibtisch, davor ein eleganter Fauteuil; zum Ueberflusse bemerkte man neben demselben mit fast undeutlichen Bleistiftstrichen abermals den Namen Eugeniens. Ja, das war gewiß ihr Lieblingsplatz; dort saß sie wahrscheinlich Stunden lang, las, schrieb oder blickte in die Gegend hinaus.

Der Graf nahm das Bild dieses Zimmers, indem er es unzählige Mal betrachtete, so fest in seine Seele auf, daß er es in allen seinen Einzelnheiten aufs Deutlichste vor sich sah, wenn er sich nun mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurücklehnte. Doch ließ es ihn nicht lange in dieser Stellung; er beugte sich wiederholt über das Blatt und versank bei diesem Anblicke in süße Träumereien. War es ihm doch, als träte er eben in dieses Gemach mit leisem, behutsamem Schritte, man hörte ihn nicht kommen auf dem dicken Teppich, der den Boden bedeckte. Und das wollte er gerade. Dort stand der kleine Fauteuil, aber er war nicht mehr leer, wie hier auf dem Blatte, sie selbst ruhte darin, sie, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, sie, die er überall sah. O, er kannte die Formen dieser wunderbaren Gestalt wohl, ihr ganzes liebliches und elegantes Wesen, auch wenn er das Gesicht nicht sah, das sie niederblickend mit der Hand bedeckt hielt! — — Leise, leise näherte er sich, — und wie er sich so in Gedanken

näherte, durchschauerte es ihn süß und geheimnißvoll. Jetzt war er ihr ganz nahe, er beugte sich nieder, er berührte mit seinen Lippen ihr weiches, kühles, duftiges Haar, und als sie nun emporschrak, verwandelte sich ihr Erschrecken, sowie sie ihn erkannte, in laut jubelnde Freude — — Mein Hugo! — — O, meine Eugenie!

Er dachte das so lebhaft, daß die Unruhe, welche ihn dabei befiel, ihm nicht erlaubte, sitzen zu bleiben; so rasch wie möglich erhob er sich und machte einen Gang durchs Zimmer, wobei er denn auch fortfuhr, seinen Träumereien nachzuhängen; doch umdrängten sie ihn nicht mehr so gewaltig, wie einen Augenblick vorher beim Anblick des kleinen Heiligthums, wo das Mädchen schaffte und waltete, das er um so unendlicher und glühender liebte, da er diese Liebe ja vor aller Welt, namentlich vor sich selber, verbergen mußte.

Als die Gluth seiner Gedanken ihren Culminationspunkt erreicht hatte, wurden diese, wie schon bemerkt, ruhiger; er trat ans Fenster, blickte in die schneebedeckte Landschaft hinaus und suchte die ihm wohlbekannte Linie am Horizont, hinter welcher das Thal mit der Hütte des Jägers lag. Da hinaus schickte er mit Hand und Mund unzählige Grüße und dachte an den kommenden Frühling und meinte darauf mit einem unaussprechlichen Gefühl im Herzen, das ihm fast den Athem benahm, es sei am Ende doch noch nicht Alles für ihn vorbei auf dieser Welt, er dürfe wohl noch wieder hoffen.

Hoffen, ja, hoffen! Wie dieses einzige Wort der Phantasie Thür und Thor öffnet, wie es eine traurige Gegenwart verklärt und uns die Zukunft mit süßen Farben malt! Wie es unser Herz schneller schlagen macht, wie es Bilder vor unser inneres Auge führt, wunderbar wechselnd, die in ihrer Reihenfolge immer schöner werden, bis wir zuletzt nichts mehr sehen mögen, nichts mehr hören wollen, nur noch fühlen den süßen Hauch eines geliebten Wesens, das Schlagen eines liebenden Herzens, und dann langsam und selig untergehen in einem Meer von Wonne unter einem langen, langen Kusse. Ja, hoffen, hoffen!

So dachte Graf Helfenberg, und er mußte sich wiederholt gewaltsam losreißen, um nicht in Phantasieen zu versinken, die ihm ja vorderhand noch keinen haltbaren Grund boten, und wo sich seine Träume alle in schwebende Luftgestalten verwandelten, die ihn, wenn er sie erfassen wollte, höhnisch anstarrten und davon flatterten. Aber hoffen, doch noch hoffen! — Er fuhr mit der Hand über die Augen, wie um die duftigen Gebilde, die ihm zu mächtig wurden, gewaltsam zu zerreißen; dann schritt er durch das Zimmer nach dem Kamine, setzte sich dort nieder und wandte einen glimmenden Block, dessen innere Seite verkohlt war, herum, so daß unzählbare Feuerfunken umherstoben. „Hoffen, ja, hoffen!“ murmelte er vor sich hin. Aber auch die sprühenden Funken dienten ihm nur dazu, das Bild des lieben Mädchens zu umgeben; sie erschienen ihm wie ein lustiges Freudenfeuer nach seinem glücklichsten Tage.

Als er darauf wieder an seinen Schreibtisch zurücktrat, abermals den Plan betrachtete und leicht mit dem Finger von der Thür des Zimmers nach jenem Stuhle hinfuhr, da sagte er seufzend: Was doch dieser George in aller und jeder Beziehung für ein glücklicher Mensch ist! Das selige Vergnügen, von dem ich soeben träumte, zu ihr ins Zimmer treten, sich ihr nähern zu dürfen, ihren Namen zu nennen, alles das, was ich mir mit so viel Seligkeit ausmalte, kann er sich häufig des Tages erlauben, — vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Kusses auf ihr süßes Haar, setzte er lächelnd hinzu. An so was denkt dieser gute George auch gar nicht; aber glücklich ist er, glücklich über alle Beschreibung. Darf er sich ihr doch nahen, wann er will, sie aufs Pferd heben, ihre Hand berühren, wenn er die Zügel ordnet, ihr gegenüber sitzen zu allen Tageszeiten, ohne Aufsehen in ihr großes, dunkles, seelenvolles Auge blicken — o, schwelgen würde ich bei dem Anblick! — Kann er doch fast stündlich ihre milde und doch so hellklingende Stimme hören! Bedeckt doch ein Dach ihn und sie! — Ja, er ist glücklich.

Dabei rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des Kranken los.

Und doch nicht so glücklich, als ich mir denke, sprach er nach einer Pause zu sich selber; wo meine Hand zittern würde, wenn ich ihren Arm, ihre Finger berühren dürfte, da hat er wahrscheinlich nicht die geringste Emotion. Wohl hat er das schöne Mädchen gern — das Gegentheil wäre ja auch nicht möglich — aber es ist ein anderes Gefühl als das, welches mich durchbebt. Und auch darin zeigt sich wieder einmal das Glück des wilden George. Er darf in der Nähe dieses wunderbaren Geschöpfes sein, er darf sie sehen, ihre Unterhaltung genießen, das sind lauter Lichtseiten. — Bei ihm fehlen alle Schatten, setzte er hinzu, nachdem er einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken. Ja, er ist gleichgültig, kalt und deßhalb so glücklich. Wenn ich mit meiner rasenden Leidenschaft für das Mädchen an seiner Stelle wäre, wenn ich gleichgültig und förmlich mit ihr sprechen müßte, wo ich vielleicht kaum im Stande wäre, Worte der glühendsten Liebe, die mir auf den Lippen säßen, zurück zu halten, wenn ich mit ruhigem, freundlichem Lächeln ihre Hand ergreifen sollte, wo es mich drängte, zu ihren Füßen niederzufallen, ihre Kniee zu umfassen und mit tausend wahnsinnigen Küssen jeden ihrer Finger zu bedecken, — — ah, das wäre die Hölle auf Erden! Es ist doch besser so.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gute Freunde.

In diesem Augenblicke fuhr der Graf aus seinen Träumereien auf, da er ein leises Räuspern neben sich vernahm, und sah seinen Kammerdiener, der mit gedämpfter Stimme fragte, ob Seine Erlaucht für Baron Fremont und Herrn von Tondern zu Hause sei?

Der Graf dachte einen Moment nach, dann sagte er laut: „Ich habe gerade nichts Dringendes vor." Leise setzte er hinzu: Das Geschwätz der Beiden wird mich zerstreuen; obendrein hat mir Doktor Flecker verboten, mich zu anhaltend und zu innig mit irgend einem Gegenstande zu beschäftigen. Ich war nahe daran, sein Gebot tüchtig zu überschreiten. — „Die beiden Herren sind mir willkommen," sprach er hierauf zu seinem Kammerdiener, der alsbald verschwand.

Graf Helfenberg hatte eben noch Zeit, die Mappe mit den Plänen zuzuwerfen, als auch schon die beiden Gemeldeten in das Zimmer traten, Herr von Tondern langsam, scheinbar gelangweilt und mit seinem gewöhnlichen mißmuthigen Blicke, Baron Fremont dagegen heiter und lustig wie immer, über Alles sich freuend, sei es ein wirklich interessanter Gegenstand oder sei es ein ihm unbekanntes Spiel, von ein paar Gassenjungen an irgend einer Straßenecke aufgeführt.

Herr von Tondern reichte dem Grafen nachlässig die rechte Hand, während er mit der linken einen Fauteuil zum Kaminfeuer schob und sich darauf gähnend in denselben fallen ließ.

„Wie geht es, Graf?“ fragte er alsdann. „Wie ich mit großem Vergnügen höre, außerordentlich gut,“ setzte er, seine eigene Frage beantwortend, hinzu und machte es sich vor dem lodernden Feuer so bequem wie möglich.

„Tondern sagt,“ erwiderte der Kranke lachend, „er habe mit Vergnügen gehört, es gehe mir besser, und macht dabei ein Gesicht, als bedaure er diese Nachricht aufrichtig, der vortreffliche Freund!“

„Nein, nein,“ sprach Baron Fremont eifrig, „da thun Sie ihm Unrecht. Er kann nur die Kälte nicht ertragen, der gute Tondern, und da findet er sich jedes Mal unbehaglich.“

„Daran ist schon etwas Wahres,“ entgegnete der, über welchen gesprochen wurde, beinahe mürrisch. „Wie so manches Andere greift die Kälte meine Nerven an; ich leide innerlich. Was das aber heißt, davon hat Fremont freilich keine Idee, denn bei ihm spiegelt sich Alles auf der Oberfläche ab. Ja, ja, Freund, das kannst du nicht läugnen, die Hitze im Sommer verursacht dir eine krankhafte, erschreckende Bläffe und die Kälte im Winter eine allerliebste blaurothe Nase.“

„Dieser Tondern ist köstlich!“ rief Fremont mit einem Tone des Schreckens, wobei er einen raschen Blick in den Spiegel warf. „Ich hätte eine blaurothe Nase? das könnte mich in der That derangiren!“

Wenn auch Herr von Tondern übertrieb, so zeigte doch allerdings die Nase seines Freundes eine leichte röthliche Schattirung, was demselben sehr unangenehm war, denn er hielt viel auf sein Aeußeres, namentlich auf seinen hellen Teint und seine weißen Zähne.

„Uebrigens ist es gar kein Wunder,“ sagte der Graf, „wenn man bei dem Wetter eine rothe Nase hat. Sie werden aber sehen, Herr von Tondern, wie bald das bei dem angenehmen Kaminfeuer verschwindet. — Sie finden es doch behaglich warm hier?“

„Es wird ihm zu heiß sein,“ entgegnete statt des Gefragten

lachend Baron Fremont, der vor Begierde brannte, die blaurothe Nase heim zu geben. „Er pflegt bei sich nur sparsam einzuheizen.“

Worauf der Andere erwiderte: „Darin hast du allerdings Recht; wer so viel natürliche Wärme besitzt, wie ich, dem wird ein heißes Zimmer lästig. Alte Leute, überhaupt entnervte Personen müssen schon ein paar Grad mehr für sich haben; ich brauche das nicht. Hier ist es mir aber bis jetzt nach der Kälte draußen noch recht angenehm.“

Dabei hob er den Arm auf und langte aus einem Kistchen, das auf dem Kamine stand, eine Cigarre, die er mit großer Umständlichkeit abschnitt, anzündete und sich alsdann vor dem lodernden Kaminfeuer wieder behaglich ausstreckte.

Auch der Graf hatte sich niedergelassen, und Baron Fremont auf eine Handbewegung ebenfalls eine Cigarre genommen, welche er anzündete, es dann aber, wie er sagte, vorzog, noch eine Zeit lang im Zimmer auf und ab zu spazieren.

„Aber in der That,“ nahm Herr von Tondern nach einer Pause das Wort, „Sie haben wirklich eine bessere Miene, als noch vor Kurzem, bester Graf.“ — Er versuchte dabei, einige Wärme in den Ausdruck seiner Stimme zu legen. — „Ist es wahr, — man sagt, Sie hätten sich einer neuen Kur unterworfen, und zwar bei jenem Arzte, den wir neulich Abends das Vergnügen hatten, hier zu sehen? — Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr Leiden nur vorübergehend und daß bei Ihrer kräftigen Constitution die Krankheit, wenn wirklich eine vorhanden wäre, am Ende doch unterliegen müßte.“

„Ja, das hat er immer gesagt,“ bekräftigte Fremont, der vor dem Portrait stand und den vergeblichen Versuch machte, unter der rothseidenen Schärpe auf das durch dieselbe verdeckte Gesicht einen Blick zu werfen. „Und ich muß mich seiner Meinung ausnahmsweise anschließen,“ fuhr er fort, „und habe auch vorgestern zu Breda gesagt, daß ich Ihr ganzes Wesen vollkommen und sehr vortheilhaft verändert finde.“

„Dieser Doktor — wie heißt er doch?“ — warf Tondern nach-

lässig ein, „muß ein ausgezeichneter Arzt sein; ich werde mir seine Adresse in Fremont's Interesse merken. Der liebe Freund kränkelt zuweilen."

„Mach keine so schlechten Spässe!" entgegnete der Baron; „du kannst wirklich unausstehlich sein. Nebenbei gesagt, gewöhnst du dir das nicht angenehme Air eines großen Herrn an, der Fragen stellt und die Beantwortung gar nicht abwartet."

„Eine Frage, wie sie der gute Tondern gestellt," sagte Graf Helfenberg, „und zwar an einen ewigen Kranken gerichtet, wie ich es nun leider einmal bin, bedingt auch eigentlich keine Antwort und ist wohl nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck eines tiefen Mitgefühls." — Dies sprach er mit einem feinen, sarkastischen Lächeln. — „Was übrigens meinen Zustand anbelangt," fuhr er darauf fort, „so muß ich gestehen, ich befinde mich nicht schlechter; ich könnte sogar sagen: etwas besser; doch kenne ich meine Krankheit zu genau, um zu glauben, der Frühling kehre wieder, wenn ich nach langer Winternacht eine kleine, ärmliche Blüthe aufsprossen sehe."

„Das ist sehr schön gesagt," versicherte Fremont. Und er meinte das in der That ehrlich. Der Baron hatte ein leicht bewegliches Gemüth, und da er eine Zeit lang den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht betrachtet, so fühlte er sich weich gestimmt.

„Doktor Flecker," fuhr der Graf fort, „sucht meinen Zustand durch die einfachsten Mittel von der Welt zu lindern; er räth mir Bewegung an, läßt mich baden, und will vor allen Dingen, daß ich einen guten Humor behalten solle."

„Da müssen Sie Tondern verbieten, daß er Sie gar zu häufig besucht," rief lachend der Baron, näher kommend, während er seinem Freunde auf die Schulter klopfte zum Beweise, daß er sich einen freundlichen Scherz erlaube. „Tondern," fuhr er darauf fort, indem er unter dem Klopfen auf die Schulter einen bezeichnenden Druck anzubringen wußte, der natürlicher Weise dem Grafen entgehen mußte, „ist wirklich in der letzten Zeit von einem so unangenehmen Humor,

daß ich, der das Glück seiner genauen Bekanntschaft genießt, sehr viel darunter zu leiden habe. — Das kannst du nicht läugnen."

Tondern zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, zog die Augbrauen hoch empor und blies den Dampf seiner Cigarre so stark aus dem zugespitzten Munde, daß es war, als habe er dabei einen leichten Seufzer unterdrücken wollen.

„Er hat demnach etwas Unangenehmes gehabt?" fragte der Graf theilnehmend. „Ihr wißt beide, wenn ich irgendwo nützlich sein kann, so stehe ich mit Person und Einfluß zu Diensten."

„Fremont übertreibt, wie gewöhnlich," erwiderte Tondern ärgerlich; „ich hatte wohl eine kleine verdrießliche Geschichte, aber es ist nicht der Mühe werth, so ein Aufheben davon zu machen."

„Es droht ihm ein Prozeß," warf Fremont leicht hin, wieder ins Zimmer hineinschreitend.

„Nicht so ganz," sagte Herr von Tondern, indem er sich gegen den Freund umwandte. „Wenn du etwas sagen willst, so sage es auch richtig. — Ich drohe mit einem Prozesse."

„Nun ja, du drohst mit einem Prozesse," versetzte der Baron begütigend; „das ist in diesem Falle am Ende gleich viel; der Prozeß wird da sein, und da wir einmal davon sprechen, so kannst du den Grafen um seinen Rath bitten."

„Das wird Tondern wohl nicht nöthig haben," sprach lachend Graf Helfenberg, „denn wie er uns oft versichert, ist er selber ein Rechtsgelehrter."

„Da haben Sie vollkommen Recht," entgegnete Jener. „Aber er" — damit nickte er gegen den Baron hin — „kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, sich recht auszudrücken. Allerdings möchte ich Sie etwas fragen, bester Graf, aber Gott soll mich bewahren, Ihnen etwas von einer langweiligen Prozeßgeschichte vorzuerzählen. Da nun aber Fremont einmal diesen Punkt berührt hat, so werden Sie wohl so freundlich sein, mir zu sagen, ob Sie mit Ihrem ständigen Rechtsfreunde, dem Herrn Doktor Plager, vollkommen zufrieden sind."

„Demselben," erläuterte Fremont, „der neulich hier -- verzeihen Sie mir, bester Graf — den wahrhaftig ganz unnöthigen Akt vorgenommen."

Dabei grinste er so freundlich und wohlwollend, daß man seine sämmtlichen Zähne sah, und machte mit der Hand eine leichte, ein wenig verächtliche Bewegung.

„Was den Doktor Plager anbelangt," sprach ernst Graf Helfenberg, so kann ich ihn als Rechtsbeistand mit bestem Gewissen außerordentlich empfehlen; er kennt das Recht und alle Gesetzbücher nebst Commentaren aufs Genaueste; er versteht einen Fall richtig aufzufassen und scharfsinnig durchzuführen; er ist dabei gewissenhaft und fleißig, versäumt keine Termine, und was seine Rechnungen anbelangt, so ist er keiner von denen, der die Gebühren für eine Unterredung aufschreibt, wenn Sie auf der Straße zu ihm gesagt haben: Guten Tag, wie geht's? — Kurz, er ist in seiner Art ein vortrefflicher Mann."

„Das ist eine vortreffliche Empfehlung," meinte der Baron, und nachdem Herr von Tondern zustimmend mit dem Kopfe genickt, sagte er: „Wäre es nach alle dem unbescheiden von mir, bester Graf, wenn ich Sie um zwei freundliche Zeilen ersuchte, worin Sie mich dem Doktor Plager als einen Bekannten empfehlen würden, für den —"

„Sie ihn bäten, etwas Außerordentliches zu thun?" ergänzte Baron Fremont, welche Ergänzung übrigens sein Freund mit einem finsteren Blicke belohnte und sich dann mürrisch wieder dem Feuer zuwandte.

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren kleinen Wunsch erfüllen," versetzte der Graf, „und wenn es Ihnen recht ist, besorge ich das sogleich. Ich kann in der That den Doktor Plager aufs Beste empfehlen."

Damit erhob er sich von seinem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch, wo er ein paar Worte schrieb.

„Und wenn der vortreffliche Graf dich dem Rechtsconsulenten eben so sehr empfiehlt," lachte Baron Fremont, indem er sich an Tondern wandte, „so könnte euch beiden geholfen werden."

Zu gleicher Zeit warf er einen eigenthümlichen Blick auf seinen Freund, worauf ein kurzes Lächeln über dessen mißvergnügte Züge flog.

„So, da haben Sie das Gewünschte," sagte Graf Helfenberg nach einer Pause, während welcher er geschrieben, das Papier in ein Couvert gesteckt, dieses zugesiegelt und die Aufschrift gemacht.

Fremont eilte ihm entgegen, nahm das Billet aus seiner Hand und reichte es Tondern dar, der es mit einem mäßigen Danke in die Brusttasche seines Rockes steckte.

Der Hausherr ließ sich wieder auf seinem Platze am Kamine nieder, während Fremont, jetzt sanft die Hände reibend, wieder anfing, in dem Gemache auf und ab zu spazieren und bald Dieses, bald Jenes zu betrachten. Jetzt trat er ans Fenster und äußerte sich entzückt über die weite, prachtvolle Schneelandschaft; dann warf er einen Blick auf den Schreibtisch und sprach aufs Natürlichste seine Verwunderung aus über die kleinen eleganten Sachen, mit denen derselbe bedeckt war. Alles war aber auch hier in der That bemerkenswerth: Schreibzeug, Lineale, Papierhalter, Briefbeschwerer, Siegellackträger, Oblatenschalen, Petschafte, Falzbeine, kurz, alle die nöthigen und unnöthigen Kleinigkeiten, wie sie auch heißen mögen, waren lauter Kunstwerke, bestehend aus eingelegtem, kostbarem Holz, aus Bronze, Silber, Gold, edlen Steinen und dergleichen.

„Apropos!" rief jetzt mit einem Male der Baron, „neulich sagte mir Frau von Breda, Sie wären im Begriff, Ihrem Palais hier einen Wintergarten anzufügen. Es ist wohl so, lieber Graf? denn an der Aufschrift dieser Mappe sehe ich, daß Sie sich mit den Plänen des Breda'schen Hauses befassen."

Obgleich nun Graf Helfenberg wohl wußte, daß Baron Fremont, der, wie er von sich selbst sagte, diskret bis zum Exceß war, die Mappe nicht aufschlagen würde, was ihm bei seinen Gefühlen als eine Profanation erschienen wäre, so war es ihm doch schon unlieb — weßhalb, wußte er selbst nicht recht — daß dieser auch nur gesehen, er habe die Pläne des besagten Hauses bei sich. Da es nun aber einmal ge-

schehen war, so sagte er in gleichgültigem Tone: „Es war eine Idee von mir, die ich neulich gegen George äußerte, und worauf er so freundlich war, mir jene Mappe zu schicken. Das sind Gedanken, wie sie einem Kranken wohl in langweiligen Stunden kommen können, bei denen er aber im gleichen Augenblicke einsieht, daß sie sich schwerlich realisiren lassen.“

„Das wüßte ich doch nicht,“ entgegnete der Andere; „Sie haben Platz genug in Ihrem großen Garten, und in Ihrer glücklichen Lage brauchen Sie Ihrem Baumeister nur den Befehl zur Erbauung eines solchen Wintergartens zugehen zu lassen.“

„In meiner glücklichen Lage allerdings,“ versetzte der Graf mit einem ironischen Lächeln. „Ach! mein lieber Fremont, in meiner glücklichen Lage sind solche Bauwerke zu hoch und zu weit für mich; ich werde in den nächsten Jahren weniger Raum brauchen. Glauben Sie mir, ich kenne meine Lage genau.“

Nach diesen Worten hatte der finstere Geist, der so oft seine Flügel um den Kranken schwang, ihn wieder unsanft berührt, und er saß da, zusammengesunken in seinem Stuhl, düster vor sich hinstarrend.

Herr von Tondern warf einen forschenden Blick auf den Grafen, worauf er seinen Freund flüchtig von der Seite ansah.

Dieser näherte sich dem Grafen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte: „O, nicht diesen Ton! Wenn derselbe bei Ihnen anklingen will, so müssen Sie ihn mit aller Gewalt verjagen. Sie sagten ja vorhin selbst, der Arzt habe unter seinen Heilmitteln einen guten Humor obenangestellt. Der Teufel auch, Verehrtester! den muß man festhalten; ja, wer über alles, was uns morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn Jahre treffen kann, finster und argwöhnisch grübelt, der wird seines Lebens nicht froh. Was ist jeder Mensch für eine schwache Maschine! Ich erkälte mich einfach auf der Straße: ich kann morgen die Schwindsucht am Halse haben; ich glitsche auf der glatten Treppe aus und bin vielleicht eine Stunde nachher ein stiller Mann.“

„Oder du issest dir eine schwere Indigestion,“ meinte Herr von

Tondern, „was häufig genug vorkommt, und bekommst den schönsten Schlagfluß, wozu du überhaupt geneigt bist.“

„Ja, auch das,“ fuhr der Baron fort, doch war er auf die Bemerkung seines Freundes etwas kleinlaut geworden. — „Ich versichere Sie, bester Graf,“ meinte er, nachdem er an das Fenster gegangen und einen Blick hinaus geworfen, „dort hinten wäre ein wunderbarer Platz für einen Wintergarten; ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn Sie die Idee ausführten — für Sie eine große Ressource und für Ihre Bekannten, die Sie häufig genug besuchen würden, von einer ungeheuren Annehmlichkeit. Nicht wahr, Tondern?“

Dieser hatte seine Füße auf die Kaminstange gesetzt und schaute ein paar Augenblicke in das spielende Kaminfeuer, ehe er kopfnickend zur Antwort gab: „Ohne einen Vergleich anstellen zu wollen, habe ich für meine Person das Gleiche gedacht, was Fremont eben aussprach, als damals George von Breda Haus und Garten baute. Es ist nicht viel davon in Erfüllung gegangen; wir haben uns verdammt wenig da getroffen. Das müßt Ihr selbst zugeben.“

Der Kranke hatte sich gern aus seiner finsteren Laune heraus reißen lassen und schien mit einem leisen Athemzuge alle seine drückenden Sorgen verjagt zu haben. „Es ist wahr,“ gab er auf die Frage des Herrn von Tondern zur Antwort, „George hat nicht so den zuvorkommenden Wirth seines Hauses gemacht, wie wir alle erwartet. Aber wer kann ihm das übel nehmen, einem jungen Ehemann, der anfänglich an der Gesellschaft seiner Frau vollkommen genug hatte und dieselbe jeder andern vorzog!“

„Na, na!“ machte Herr von Tondern; indem er die Augenbrauen emporzog und leicht mit dem Kopfe schüttelte, „so arg mags doch auch nicht gewesen sein.“

„Und der sich mit der Zeit daran gewöhnte,“ fuhr der Hausherr fort, „für sich zu sein, was überhaupt seiner Neigung von jeher zugesagt.“

Baron Fremont war hinter den Stuhl des Sprechenden getreten und sagte, mehr zu sich selber als zu den Andern:

„Es ist doch schade, man könnte da schöne Feste feiern. Ein superbes Haus! Aber zu groß für das kinderlose Paar."

„Ja, es war zu groß," sprach Herr von Tondern, indem er einen starken Ausdruck auf das „war" legte, „aber jetzt ist es vollkommen ausgefüllt."

„Wie so?" fragte der Baron.

Auch der Graf blickte aufmerksam in die Höhe.

„Nun, wie so? Das bedarf doch eigentlich gar keiner Frage. Hat Breda nicht eine Nichte seiner Frau zu sich genommen? Und so eine junge Dame standesgemäß lebend, füllt vollkommen die leerstehenden Apartements aus. — Dieser George ist ein speculativer Kopf," setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, während er durch eine Handbewegung die Asche seiner Cigarre ins Feuer warf. „Er hat keine Kinder zu erwarten, — nun gut! er findet sich aufs vortrefflichste darein, und um doch nicht allein zu sein, verziert er sein Haus mit dem liebenswürdigsten jungen Mädchen, mit einer Pflegetochter, schön, fein gebildet, die ihm in allen Beziehungen ebenso viel, wenn nicht mehr Ressourcen bietet, als jede wirkliche Tochter."

In diesen Worten lag an und für sich nichts Verfängliches; doch mochte es der Ton sein, mit welchem Herr von Tondern sie aussprach, genug, Graf Helfenberg fühlte sich wieder unangenehm davon berührt und hätte gern das Gespräch geändert.

„O, es ist höchst angenehm für ihn," sagte nun Baron Fremont, den Faden desselben aufnehmend; „es war bis jetzt ein äußerst langweiliges Haus, das Breda'sche, etwas frostig, allen Humor unterdrückend — sie fast den ganzen Tag lesend und nur zum Sprechen geneigt, wenn man auf ihre wissenschaftlichen Themas einging; er in seinen Papieren arbeitend und seine Rechnungen besorgend, wenn er nämlich zu Hause war. Und das gehörte zu den Ausnahmen. Vor ein paar Tagen dinirte ich da, vortrefflich, wie man es bei George

gewohnt ist, aber das Diner war vortrefflich in jeder Beziehung und wahrhaftig nur durch jenes reizende junge Mädchen; die Unterhaltung animirt, George sprudelnd von Humor und Liebenswürdigkeit und Eugenie hinreißend in ihren einfachen, aber geistvollen Antworten."

„Und die Baronin?" fragte Herr von Tondern, ohne den Blick vom Kaminfeuer zu erheben.

„Selbst die Baronin war anders als früher. Daß sie sich viel in die Unterhaltung gemischt hätte, könnte ich gerade nicht sagen, doch freute sie sich sichtbar über unseren lebhaften Wortwechsel; sie schaute lächelnd zu und blickte mit stillem Wohlgefallen auf George und das junge Mädchen, wahrhaftig gerade so, als sei sie eine dritte unbetheiligte Person, die sich —"

„An dem Glücke eines jungen Paares erfreute," endigte Herr von Tondern die Rede des Anderen, worauf Baron Fremont erstaunt bemerkte: „Das habe ich allerdings sagen wollen; wie wußtest du das?"

„O, die Harmonie Ihrer Gefühle ist bekannt," sprach der Hausherr nicht ohne Schärfe und Bitterkeit, denn ihn hatte die Aeußerung Tonderns tief verletzt.

„Da haben Sie allerdings Recht, bester Graf," fuhr hastig der Baron fort; „aber Tondern war gar nicht bei dem Diner und konnte nicht wissen, was dort vorging."

„Tondern weiß manches, was er nicht mit eigenen Augen gesehen," sagte dieser lächelnd, „und was das Fräulein von Braachen anbelangt, so habe ich mich stets für das schöne und liebenswürdige Mädchen interessirt."

„Das habe ich allerdings schon bemerkt," versetzte Fremont, „und wenn ich verschiedene Aeußerungen, die du in ähnlicher Richtung gethan, zusammenfasse, so könnte man wahrhaftig glauben, daß —"

„Ich auf den Baron eifersüchtig wäre? Wer weiß!"

„Ah, Tondern!" nahm Graf Helfenberg das Wort, wobei er hef-

tiger sprach, als er gewollt, sich aber, dies selbst bemerkend, zu einem Lächeln zwang, „so dürfen wir über unsere Freunde nicht reden.“

„Aber, bester Graf,“ erwiderte Herr von Tondern scheinbar erstaunt, „ich habe doch nichts gesagt! Meine eben gesagten Worte könnte ich vor der ganzen Welt wiederholen, selbst vor George und Breda.“

„Doch nicht so ganz,“ meinte Fremont; „wenn man sagt, man sei auf Jemand eifersüchtig, so muß man doch auch Gründe haben und diese Eifersucht motiviren können.“

„Das Ganze ist vielleicht nur ein Scherz von Tondern,“ bemerkte der Hausherr mit leiser Stimme.

„Nehmen wir es als Scherz,“ sagte Herr von Tondern. „Aber wenn ich mich ernstlich für Fräulein Eugenie interessirte, so könnte ich doch vielleicht manches finden, was mir gerade nicht ganz besonders angenehm wäre.“

Der Graf wollte etwas entgegnen, doch fürchtete er, seine Bewegung zu verrathen, und schaute deßhalb mit einem fragenden, beinahe auffordernden Blicke auf Fremont.

Dieser verstand den Blick und erwiderte ihn mit einem Augenzwinkern, als wollte er damit ausdrücken: Lassen wir Tondern einmal seine Weisheit auskramen:

„Auf deine Gründe wäre ich begierig; du wirst mir zugeben müssen, daß George von Breda die junge Dame gerade so behandelte, als wenn sie seine Tochter wäre.“

„Zugestanden,“ antwortete Tondern, „aber daß sie nicht seine Tochter ist, darin liegt der große Unterschied. Er reitet mit ihr allein, er fährt mit ihr in dem kleinen Phaeton spazieren.“

Ja, in dem kleinen Phaeton, dachte seufzend Graf Helfenberg, den sie so sehr liebt!

„Und wenn er mit ihr reitet und fährt, hängt sein Auge mit einem Interesse an ihr, das wir an dem wilden George gar nicht gewohnt waren. In allen Dingen ist er mit dem jungen und sehr schönen Mädchen aux petits soins, und alles das hätte neben jeder

anderen Frau vielleicht nicht das Geringste zu bedeuten, aber nehmen wir Frau von Breda mit ihrer mehr als gewöhnlichen Ruhe, mit ihrer Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit —"

„Halten Sie, Tondern!" rief Graf Helfenberg, der in der That nicht mehr hören wollte.

Doch — wollte der Sprecher den Ernst dieses Ausrufes nicht verstehen, oder verstand er ihn wirklich nicht, genug, er fuhr mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Waren wir doch alle bei der Vermählung unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Herrn von Breda, überzeugt, daß nie eine größere Convenienz-Heirath geschlossen wurde als diese. Da war doch wahrhaftig von einer gegenseitigen Zuneigung nicht die Rede; sie betrachtete ihren Mann als einen vortrefflichen Verwalter und Rechnungsbeamten, und er sie als eine brave und verehrungswürdige Frau, die ihm zu einer höchst angenehmen und mehr als sorgenfreien Existenz verholfen. Und das ist ein sehr zusagendes Verhältniß, welches vor allen Dingen die Eifersucht ausschließt."

Mochte der Baron Fremont bei diesen Worten seines Freundes vollkommen richtig in den finsteren Blicken des Hausherrn gelesen haben, der die Lippen zusammenbiß und unruhig hin und her rückte, oder mochte er sich denken, der Graf nehme die Worte des Herrn von Tondern nur aus Freundschaft für den Baron übel, und wir glauben das Letztere annehmen zu dürfen — er versuchte, der Unterredung eine minder ernste Wendung zu geben.

„Wie ich Sie vorhin versichert, bester Graf," rief er aus, „so hat Tondern heute seinen schlimmen Tag, und Sie haben jetzt zur Genüge gesehen, daß meine Behauptung vollkommen richtig war. Ich versichere Sie, wenn böse Laune über ihn kommt, so ist seine Zunge so scharf, wie die eines alten keifsüchtigen Weibes, und wir hören dann von ihm Dinge, die er selbst nicht glaubt. — Ja, ja, Tondern, es ist so," fuhr er eifriger fort, als er sah, daß dieser etwas erwidern wollte. „Gib das dieses Mal zu, liebe Seele, du hast ja auch sonst deine guten Eigenschaften und pflegst selbst zu sagen: wo viel Licht ist, findet man

auch Schatten. — Aber, Teufel!" unterbrach er sich, vielleicht nicht ohne Absicht, um das Gespräch von vorhin gänzlich zu Ende zu bringen, indem er einen Blick auf die Uhr warf, die auf dem Kamingesims stand, „schon eilf Uhr vorüber! Da müssen wir gehen, Tondern; du weißt, wir haben um die Stunde ein Rendezvous," sprach er etwas geckenhaft lachend zum Hausherrn, „so ist das ganz ungefährlich."

Graf Helfenberg hatte sich so rasch als möglich erhoben und sagte mit ziemlich gleichgültigem Tone: „Das bedaure ich unendlich; ich hatte schon gehofft, Sie würden bei mir frühstücken. Vielleicht das nächste Mal?"

„Das nächste Mal gewiß, bester Graf," antwortete Baron Fremont, indem er nach seinem Hut langte; „man frühstückt bei Ihnen deliciös wie nirgends. — Komm, Tondern!"

Dieser hatte ebenfalls einen Blick auf die Uhr geworfen und sich dann sehr langsam erhoben, wobei er sagte: „Es ist das hier eine vortreffliche Feuerecke, und es thut mir in der That leid, sie verlassen zu müssen."

„Dieser Tondern ist doch ein mürrischer, grober Kerl, wenn er seinen schlimmen Tag hat," lachte der Baron. „Von unserer Unterhaltung spricht er gar nicht. Graf Helfenberg wird froh sein, deinen Rücken zu sehen. — Nun, er wird sich bessern."

Bei diesen Worten zeigte er freundlich grinsend mehrmals seine Zähne und reichte dann zum Abschied dem Hausherrn die Hand.

Auch Tondern ergriff die Rechte des Grafen, welcher sie ihm beinahe widerstrebend ließ, dann sagte er: „Ich bin in der That heute ungenießbar und bitte deßhalb um Verzeihung; wie Fremont sagt, will ich mich bessern und hoffe in den nächsten Tagen, wenn wir wieder zusammen sind, zur Unterhaltung angenehmer beitragen zu können. — Adieu, Graf Helfenberg. Ich wünsche von Herzen einen guten Tag und die besten Fortschritte in der Besserung."

Damit gingen die Beiden hinaus, und als Graf Helfenberg allein in seinem Zimmer war und hörte wie die Schritte der sich Entfernen-

den verklangen, stampfte er heftig auf den Boden und rief aus: „Wie kann ich so thöricht sein und mir das Geschwätz eines solchen Narren zu Herzen nehmen! — Und doch hat mich's tief ergriffen. — Es ist die Stelle, wo ich am sterblichsten bin," sagte er nach einer Pause, nachdem er düster nachsinnend eine Weile in die Gluth des Kaminfeuers gestarrt. O, das wäre entsetzlicher als Alles, entsetzlicher als meine Leiden, entsetzlicher, als wenn ich selbst dem geliebten Mädchen mich nicht mehr nähern dürfte! — Doch nein, nein, Tonderns böse Zunge ist ebenso bekannt, als daß George von jeher ein Weiberfeind war; ein so ruhiger Mensch, ein so fester Charakter. — Ja, fest, wiederholte er träumerisch, und unnachgiebig, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat, wenn etwas sein Herz bewegt. — Aber er kennt keine Bewegungen des Herzens, vielleicht aber auch erkennen wir die seinigen nicht. Ah, fort, fort mit diesen Gedanken! Bin ich doch, weiß Gott im Himmel, auch ohne dieselben elend genug."

Er ging, indem er dies Letztere halblaut aussprach, hastig auf den Schreibtisch zu und warf die Mappe mit den Plänen auf. — Da steht Eugenie, dachte er alsdann, und hier wieder, und dort steht der geliebte Name abermals; das könnte seltsam erscheinen und ist doch bei George wieder so natürlich. Hat er doch von jeher die Wuth gehabt, Alles zu bezeichnen und zu numeriren; es sollte mich gar nicht wundern, wenn er auf die betreffenden Stühle und Bänke ihren Namen einschrieb. Er ist ein Pedant, und ein Pedant kennt selten die wahren Gefühle der Liebe! —

So dachte der Graf und schlug dann abermals das Blatt auf, auf welchem das Zimmer des jungen Mädchens dargestellt war. Er betrachtete es mit einem tiefen Seufzer, und wieder fuhr er mit dem Finger auf dem Bildchen von der Thür bis zu jenem Fauteuil hin, und dachte dabei vielleicht dasselbe, was wir früher angedeutet. Und doch war's nicht ganz so. Der heitere Ausdruck auf seinem Gesichte war nicht mehr wie vor einer Stunde zu sehen; er biß die Lippen krampfhaft zusammen, und seine Finger zuckten, als er zwischen den

Zähnen murmelte: Und er hat ein Recht, dort einzutreten, so oft er will, und wenn er dort einträte und leise näher ginge zu ihr, sich über sie herabbeugte und seine Lippen auf ihr süßes, duftiges Haar drückte — wenn er das thäte, und wenn sie darauf leicht zusammen führe und den Kopf herumwendend ausriefe: „Ah, George!" und er vielleicht antwortete: „Meine Eugenie!" — — dann — verflucht! verflucht! Dann wäre jener Arzt, der mir gesagt, er könne mir vielleicht helfen, mein Mörder, und er würde mich zu einem Leben erretten, das qualvoller wäre als jeder Tod. — Verfluchte Gedanken! — —

„Was soll's?"

Dieser Ausruf galt dem Kammerdiener, der abermals herein getreten war und nun meldete, der Jäger Klaus sei draußen und wünsche Seine Erlaucht zu sprechen.

Eine hastige Handbewegung des Grafen, sowie ein Nicken mit dem Kopfe gab den Befehl, den Gemeldeten augenblicklich eintreten zu lassen.

Klaus erschien in seinem grauen Jägerrocke; er hatte den Hut in der Hand und blieb mit einer demüthigen Verbeugung an der Thür stehen.

Der Graf warf die Mappe zu und eilte, so schnell er konnte, dem treuen Diener entgegen, den er bei der Hand ergriff und hastig gegen das Fenster zog.

„Was ist's, Klaus?" fragte er dann, „was hast du mir zu sagen?"

Dabei schaute er aber den Jäger nicht an, sondern seine Blicke schweiften durch das Fenster auf die weite Landschaft, nach den fernen Bergen hin, wo er jene Stelle suchte, die ihm so bekannt und lieb war.

„Ich habe das gnädige Fräulein wieder gesprochen," sagte Klaus, „und habe ihr auch gesagt, mein Neffe, der Jäger, frage mich oft nach ihr."

„Gut, gut! Und das nahm sie freundlich auf?"

„Freundlich wie ein Engel, Erlaucht," antwortete Klaus; „sie

erkundigte sich nach Ihrem Befinden und sagte alsdann, es solle sie recht freuen, wenn sie im Frühjahr wieder in die Berge komme und Sie dort besser und heiterer sehe, als im vorigen Jahre."

„Weiter, weiter!" drängte der Graf.

„Dann sagte ich ihr auch, mein Neffe, obgleich er nicht ausgehen solle, habe das doch gewagt und sie vor ein paar Tagen zu Pferde reitend gesehen."

„Gut! Und das nahm sie nicht übel auf?"

„O Gott, nein, Erlaucht! sie lächelte und gab mir zur Antwort: Hätte ich das gewußt, so würde ich nach deinem Neffen gesehen haben."

Graf Helfenberg sah sehr bleich aus, preßte die Hand auf das Herz, und seine Lippen zuckten.

„Und das Andere?" fragte er alsdann; „das Wichtigere?"

„Habe ich bestens besorgt," erwiderte der Jäger Klaus. „Das gnädige Fräulein erinnerten sich, von der Kammerfrau der hochseligen Frau Baronin gehört zu haben. O, sie hat ein so gutes Herz, Erlaucht; sie hat mir versprochen, zu überlegen, ob es ihr möglich sei, einen Besuch dort zu machen."

„Und wenn das geschähe, Klaus," rief der Graf hocherfreut, „glaubst du, ich könnte mich dort sehen lassen?"

„Ich glaube, es würde gehen," meinte der Diener: „der Schwiegersohn jener Frau ist ein Bekannter von mir, obendrein der Jäger des Herrn Barons von Breda; da hat es nichts Auffallendes, wenn sich dort zuweilen einmal ein anderer Förster sehen läßt."

„Vortrefflich," entgegnete der Graf. „Ah! ich erinnere mich, das ist der Brenner; ich kenne ihn ja genau. Er wird mich wohl nicht mehr erkennen; habe ich mich doch sehr verändert," setzte er traurig hinzu, „seit er mich nicht mehr gesehen. Doch ist das für unseren Plan um so besser. — Vor allen Dingen aber laß nicht nach und suche genau zu erfahren, wann — sie den Besuch machen wird. Du weißt, Klaus, wie viel mir daran liegt, und du weißt auch, wie dankbar ich dir sein werde."

Der Jäger senkte den Kopf tief herab und machte eine so frohe Miene, daß man aus derselben wohl las, wie die Zufriedenheit seines guten Herrn schon an sich sein schönster Lohn war. Dann fragte er, ob Seine Erlaucht sonst noch etwas zu befehlen hätten, worauf der Graf, der gern allein mit seinen Gedanken sein wollte, ihm die Hand reichte und ihn freundlich entließ.

— — Und wenn alles das vergeblich wäre! sprach der Kranke zu sich selber, als er wieder allein war; wenn ich — nicht dieser Tondern — ein Recht hätte, eifersüchtig zu sein! wenn George wirklich in jenes Zimmer träte, — wenn er wirklich — — doch nein, nein! — Hoffen, ja, hoffen!

Dreißigstes Kapitel.

Gespräch zwischen guten Freunden.

Wir wissen aus dem vorigen Kapitel, daß Baron Fremont und Herr von Tondern mit einander die Wohnung des Grafen Helfenberg verlassen hatten. Ohne zu sprechen, stiegen sie die breite Treppe hinab und wurden drunten von Meister Jonathan, der, was seine Verbeugungen und sonstigen Ehrfurchtsbezeigungen anbelangte, außerordentliche Nuancen zu machen verstand, mit einem ziemlich steifen Bückling entlassen. Der alte Thürhüter senkte den Kopf nur wenig und ließ ihn, nachdem ihm die Beiden kaum den Rücken zugewandt hatten, förmlich wieder in die Höhe schnellen, worauf er ihnen mit hoch erhobener Nase und finsterem Stirnrunzeln nachblickte.

Der Baron hängte sich an den Arm des Anderen, und erst als sie eine Strecke Wegs von dem Hause des Grafen entfernt waren, brachte er ihn mit einem gelinden Ruck zum Stehen und sagte: „Aber jetzt laß doch einmal hören, Tondern, weßhalb muß dich denn der Teufel plagen, daß du da Anspielungen auf George Breda machst, die Keiner geduldig hinnehmen würde und am allerwenigsten er, wenn sie ihm zu Ohren kämen! Ist das deine gepriesene Klugheit, oder glaubst du, Helfenberg fühle sich vielleicht aus Liebe zu dir verpflichtet, über die ganze Unterredung reinen Mund zu halten und nicht bei der nächsten Entrevue mit Breda etwas davon fallen zu lassen?“

„Ehe ich dir antworte," versetzte Tondern, indem er den Baron fortzog, „laß uns weiter gehen. — Du meinst also, ich habe zu viel gesagt?" fuhr er fort, nachdem sie einige Schritte gemacht. „Und am Ende denkst du wohl, es sei mir gegangen wie einer ganz gewöhnlichen Plaudertasche, die in den Tag hineinplappert, ohne zu wissen, was sie eigentlich schwatzt?"

Fremont sah seinen Freund einen Augenblick zweifelhaft von der Seite an; dann sagte er: „Du hättest also absichtlich über Fräulein von Braachen so gesprochen?"

„Daß ich des Barons also erwähnte, geschah allerdings, wenn du willst, mit Absicht. Du hast nun einmal, um mich eines gelinden Ausdrucks zu bedienen, ein weiches, nachgiebiges Gemüth. Wer vor dir die Nase recht hoch hebt, der bringt dich unwillkürlich dazu, deinen Rücken tief zu krümmen.

„Ah, das möchte ich sehen!"

„Es würde kein erquicklicher Anblick für dich sein," fuhr Tondern mit großer Ruhe fort; „aber glaube mir, es ist so. Am Ende kannst du dich auch eher bücken als ich, du bist nun einmal Baron, rangirst also neben Breda und auch nicht zu tief unter Helfenberg. Ich aber, ein einfacher Adeliger, der so schon zuweilen beinahe nur geduldet wird, ich muß mich hoch halten, damit Andere mich nicht herunterdrücken, muß meine Zähne zeigen, damit ich nicht von Andern gebissen werde, muß fest auftreten, daß man bei einem Stoße, den man mir zu geben beabsichtigt, auf eine kräftige Vergeltung rechnen kann. Nebenbei — unter uns gesagt — habe ich diesen hochmüthigen Breda nie gemocht; er hat eine Manier, die Leute von sich abzuhalten, die mir unerträglich ist. Ich hasse ihn."

„Höre, Tondern," sagte Fremont leicht lächelnd, aber mit ernstem Tone, „du bist in der That eifersüchtig auf ihn."

„Und wenn dem so ist, so wiederhole ich dir hier unter uns, daß ich fest überzeugt wäre, alle Ursache dazu zu haben."

„Ah, du spaßest! Breda, dieser ruhige Mensch!"

„Stille Wasser sind tief.“

„Der niemals mit den Weibern etwas zu thun hatte.“

„Was nicht ausschließt, daß er heute noch anfangen kann.“

„Breda, der so kalt ist.“

„Ja, in seinem äußeren Wesen kalt, abgemessen, berechnend. Hast du aber nie gesehen, wie sein Auge aufflammt, wenn er von etwas spricht oder etwas betrachtet, was ihn interessirt?“

„Ja, ich glaube das noch neulich bemerkt zu haben.“

„Bei deinem Diner im Breda'schen Hause?“

„Ja, ja, jetzt fallen mir solche Kleinigkeiten ein. Er rückte ihr selbst den Stuhl zurecht, und als sie dankend umschaute, bemerkte ich in der That einen eigenthümlichen Blick in seinen Augen.“

Bei diesen Worten blieb Tondern mit einem Male stehen, schaute seinem Freunde fest ins Gesicht, wobei er langsam den Kopf auf und ab wiegte, und sagte:

„Nun sieh, Fremont, was du für ein Kerl bist! So eben willst du mich zerreißen, daß ich es gewagt, etwas Compromittirendes über die schöne Eugenie zu sagen, und gleich darauf, da ich dir mit leichter Mühe auf die Bahn helfe, findest du selbst, ich könnte vielleicht Recht haben. Du bist entsetzlich wankelmüthig, und auf deine Gesinnungen kann man sich niemals verlassen.“

„Nun, von meinen Gesinnungen meine ich, hättest du Proben genug,“ sprach der Andere ärgerlich, indem er vorwärts ging und so seinen Freund veranlaßte, ihm zu folgen; „aber daß deine Grillen oft unausstehlich sind, das wirst du mir hoffentlich glauben. Du bist wie ein Chamäleon, man weiß in diesem Augenblicke nicht, welche Farbe du im nächsten zeigen wirst.“

„O, es ist oft sehr angenehm,“ lachte Tondern, „die Flagge zu wechseln und so die Leute irre zu führen. Und welches ist denn deine richtige Flagge, in Bezug auf diese eben berührte Angelegenheit? Bist du neugierig oder interessirt?“

„Beides, wenn du willst,“ versetzte der Baron; „Fräulein von

Braachen ist eine außergewöhnliche junge Dame, für die man sich schon interessiren kann. Du glaubst freilich nicht an reine und edle Gesinnungen und bist deßhalb auch nicht im Stande, den seelenvollen und wunderbaren Blick dieses herrlichen Mädchens zu verstehen."

„Kennst du ihre Mutter?"

„Seltsame Frage! Du weißt wohl, daß ich sie kenne."

„Nun denn, Eugenie ist ihre Tochter."

„Hol' dich der Teufel! — Tondern, es ist gefährlich, mit dir umzugehen; ich versichere dich, man kann in deiner Gesellschaft alle seine Moral verlieren, wenn man nicht feste Grundsätze hat. — Doch hier sind wir an unserem Café, und wie die Uhr sagt, früh genug."

„Scherz bei Seite!" bemerkte Tondern, indem er seinen Freund, der ins Kaffeehaus treten wollte, am Arme zurückhielt, „ich denke in Wirklichkeit durchaus nichts Schlimmes von Fräulein Eugenie von Braachen; weißt du aber, was mir bei ihrem Anblick schon oft eingefallen ist?"

„Nun, was Gutes sicherlich nicht."

„Für das junge Mädchen allerdings nicht viel Gutes, aber für dich — du könntest keine passendere Frau finden als die schöne Eugenie."

„Dummheiten!"

„Ein Mädchen mit so reinen und edlen Gesinnungen!" sagte Herr von Tondern, indem er wie unabsichtlich die Worte des Andern von vorhin wiederholte. „Ein so wunderbares Geschöpf mit dem seelenvollsten Blick, den man nur finden kann! Und trotz alledem und alledem vortrefflich erzogen. Ich bin überzeugt, die Baronin Fremont müßte überall, wo sie hinkäme, das größte Aufsehen erregen."

„Was du in deiner Spottlust sagst," entgegnete ziemlich ernst der Baron, „hat oft, ohne daß du es weißt, Seiten, die zu erwägen sind. Eugenie ist allerdings in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen, und wenn es einmal eine Baronin Fremont geben sollte, so wüßte ich in der That dazu keine passendere Persönlichkeit."

„Ein prachtvolles Paar!" lachte Tondern ironisch.

„Nun ja, es hat so den Anschein; aber —"

„Ah! ich verstehe dein Aber; du brauchst eine Erbin."

„Du weißt das am besten, lieber Tondern," antwortete Fremont mit einem Anflug von Schärfe in seiner Stimme. Der Andere zuckte lachend die Achseln und schritt voran in das Kaffeehaus.

Es war das ein elegantes, großartiges Etablissement, wo sich Keiner um den Andern bekümmerte, wo man einen Fremden nicht beachtete und wo sogar genaue Bekannte, die nicht mit einander zu sprechen hatten, sich kaum mit einer leichten Handbewegung grüßten.

Tondern, der es zuweilen so machte, schritt durch mehrere Zimmer, bis er an ein kleines, entlegenes Gemach kam, wo sich Niemand befand. Während er und Fremont so durch die Räume des Café gingen, schauten Beide, ohne dabei Aufsehen zu erregen, nach allen Seiten, als suchten sie etwas, was auch in der That der Fall war; denn als sie in dem entlegenen Gemach angekommen waren, sagte Tondern, indem er sich auf einen Stuhl niederließ: „Er ist noch nicht da."

„Es fehlen auch noch zehn Minuten an der bestimmten Zeit," entgegnete Baron Fremont, der ebenfalls einen Sitz nahm und Chocolade bei dem eintretenden Kellner bestellte.

Tondern ließ sich ein Glas Absinth geben und zog eine Cigarre des Grafen Helfenberg aus der Tasche, von denen er einige aus dem Kistchen vom Kamine genommen und eingesteckt hatte. Er bot auch seinem Freunde eine, der kopfschüttelnd dankte, dann aber seinen Arm auf den Tisch stützte, den Kopf darauf legte und nachdenkend die ersten Takte eines Liedes vor sich hin pfiff, ehe er sprach:

„Und du glaubst in der That, daß Helfenberg uns in seinem Testamente bedacht hat?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Es sähe ihm allerdings ähnlich; er hat ein gutes Herz, er kann uns wohl leiden, und was kann es ihm, ohne nahe Anverwandte, bei

seinem unermeßlichen Reichthum verschlagen, wenn er Jedem von uns seine vierzig bis fünfzigtausend Thaler hinterläßt?"

Er versank abermals in Nachdenken, während Tondern ruhig fort rauchte und dem blauen Dampfe nachblickte, der langsam in das Nebenzimmer zog, um sich dort mit einer dicken Rauchschicht zu vereinigen. Erst nach einer Pause fragte Fremont den Andern plötzlich: „Und glaubst du wirklich, daß der Graf sehr krank ist?"

„Daran ist nicht zu zweifeln," gab Herr von Tondern zur Antwort, „und wenn es auch nicht so schnell mit ihm geht, wie er selbst in finsteren Augenblicken zu denken scheint, so ist doch seine Krankheit unheilbar."

„Ein Rückenmarksleiden?"

„Natürlich. Was mich übrigens anbelangt, so speculire ich wahrhaftig nicht auf seinen Tod; mir wäre es genug, zu wissen, ob er mich bedacht hat; denn darauf hin ließe sich gerade durch den Rechtsconsulenten, der das Testament verfaßt, vielleicht eine Anleihe negociiren, die ich sehr nothwendig gebrauche."

„Das ist kein schlechter Plan. Und deßhalb ließest du dir ein Empfehlungsschreiben des Grafen selbst an seinen Rechts-Beistand geben?"

Herr von Tondern zog einen zweiten Stuhl heran, auf den er die Füße legte, dann nickte er mit dem Kopfe.

„Ich hatte schon geglaubt," fuhr der Andere fort, „du wollest, unterstützt von deiner unwiderstehlichen Ueberredungskunst, von dem guten Rechtsconsulenten den ganzen Inhalt des mystischen Testaments erfahren."

„So viel habe ich noch nie auf meine Ueberredungskunst gebaut," entgegnete Tondern kopfschüttelnd, „was aber nicht heißen soll, als habe ich diese Angelegenheit, die vielleicht wichtig sein könnte, aus den Augen gelassen; nur war es nothwendig, daß ich mich dazu der Hand eines Dritten bediente."

„Und dieser Dritte?" fragte Fremont erstaunt.

„Ist es, den wir erwarten.“

„Czrabowski?“ rief der Baron, und in seiner Stimme klang etwas wie der Ton unangenehmer Ueberraschung. „Ich weiß nicht, ob du gut thust,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „dich mit ihm so weit einzulassen; ich habe zu diesem Herumtreiber sehr wenig Vertrauen.“

„Ich gar keins,“ bemerkte kaltblütig der Andere. „Aber ich glaube dir vor einiger Zeit gesagt zu haben, daß ich diesen Czrabowski fest habe wie der Fischer den Fisch an der Angel; er zappelt in seinem Wasser, so lange ich mag, und wenn er mich einmal durch sein Betragen dazu auffordert, die Schnur anzuziehen, so lasse ich ihn zu Tode zappeln.“

„Aber ehe er sich zu Tode zappelt, kann er auf diese Art schöne Dinge über dich aussagen, am Ende auch über mich, und das wäre mir sehr unangenehm!“

„Du wirst mir doch wohl glauben, lieber Fremont,“ entgegnete Tondern einigermaßen ungeduldig, „daß ich keine glühende Kohle mit der Hand anfasse. Was ich mit diesem Czrabowski abmache, geschieht alles mündlich, ohne Gegenwart von Zeugen; da soll er nachher sagen, was er will. So oft mich auch dieser Mensch veranlassen wollte, einen seiner Briefe schriftlich zu beantworten, so habe ich mich doch wohlweislich davor gehütet. Es könnte mich schon compromittiren, wenn er nur ein einziges Mal, selbst unter den unverfänglichsten Zeilen, meine Unterschrift vorweisen könnte.“

Der Baron nahm einen Schluck von seiner Chocolade, nickte mit dem Kopfe und fragte nach einigem Besinnen: „Und wer ist dieser Czrabowski eigentlich?“

„Vor allen Dingen ein großer Lump,“ sagte Herr von Tondern in sehr gleichgültigem Tone. „Wie du weißt, nennt er sich Czrabowski — wahrscheinlich, um sich unter dem Klang dieses Namens für einen unglücklichen vertriebenen Polen ausgeben zu können. Eben so gut kann er aber auch Simpelmaier heißen und Gott weiß in welchem Nest in der Nachbarschaft zu Hause sein. Ein abgeriebener Kerl ist

er auf alle Fälle; er war auf den hohen Schulen von Paris und London, spricht beide Sprachen nicht schlecht, und wenn er zufällig gut bei Toilette ist, so kannst du ihn, ohne dich bloßzustellen, in eine ganz gute Gesellschaft, zu einem Diner mitbringen, selbst wenn höchst anständige Damen dabei sind."

„Und sein Graf?"

„Bah! so ein Graf besteht aus vier Buchstaben, und den in ein falsches oder echtes Legitimations-Papier eintragen zu lassen, kostet wenig Zeit und Dinte."

„Aber wie kommst du darauf, ihn bei dieser Testaments-Geschichte benutzen zu wollen? Ich halte doch den Doktor Plager für viel zu gescheidt, als daß er so einem Kerl die geringsten Confidencen machte."

„Deine Meinung unterschreibe ich," antwortete lächelnd Herr von Tondern, „und hätte sich Czrabowski angeboten, vorausgesetzt, daß ich so dumm gewesen wäre, ihn aufzufordern, er wollte sich an den Rechtsconsulenten wenden, so würde ich ihm unter die Nase gelacht haben. Aber, lieber Fremont, du wirst dich erinnern, daß man auch auf Umwegen zum Ziele gelangen kann."

„Ah, ich verstehe. Hat Herr Doktor Plager vielleicht eine hübsche Frau?" fragte der Baron mit unverkennbarem Interesse.

„Ich glaube, sie ist nicht übel," entgegnete der Andere. „Aber nebenbei besitzt er eine Schwägerin, die für den Grafentitel, für die hohe Stirn des Czrabowski, für seine Toilette und für den fremden Accent, den er meisterhaft nachzuahmen versteht, sehr empfänglich sein soll. — Na, diesen Accent hast du auch schon gehört; er hat eine gewisse zischende Aussprache und ein Anstoßen mit der Zunge, das für manche Weiber unwiderstehlich ist."

„Und diese Schwägerin des Doktor Plager ist hübsch?"

„Nicht übel, ein junges, frisches Mädchen. — Hui!" wandte er sich mit komischem Lächeln an seinen Freund, indem er ihm das volle Gesicht zuwandte, „du hättest am Ende die Rolle des Czrabowski

selbst übernommen? Ja, lieber Fremont, man kann in der Welt nicht Alles haben; zu solchen Geschichten fehlt uns Beiden das Zeug."

„Ah, was das anbetrifft," antwortete Baron Fremont, indem er sich in einem der großen Spiegel betrachtete, mit denen die Wände des Gemaches verziert waren, „so sollte ich meinen, du oder ich könnten es doch in der That mit einem ganzen Dutzend Czrabowski's aufnehmen."

„In unserer Sphäre natürlicher Weise, oder auch dort, wenn du dich in dem Hause hättest vorstellen lassen und deine kleine Cour gemacht, freilich nicht ohne von vorn herein solide Absichten durchblicken zu lassen."

„Nun, das kann man ja im Nothfalle thun."

„Ja, aber man compromittirt sich dabei. Wäre es dir zum Beispiel gleichgültig, wenn man in der Gesellschaft erzählte: Haben Sie denn schon die große Neuigkeit gehört, Baron Fremont heirathet nächstens, und wen glauben Sie wohl? — Die Schwägerin eines talentvollen Rechtsconsulenten, des Doktor Plager."

„Ja, von so etwas spricht man auch nur mit Erwählten unter vier Augen; das behält man für sich."

„Du wohl; aber das Mädchen im Gegentheil hat alles Interesse, die Sache so öffentlich als möglich zu machen. Und sie muß sie öffentlich machen, um dich entweder zum Heirathen zu zwingen, oder ihren Ruf vor der Welt zu bewahren."

„Das leuchtet mir ein," versetzte lachend der Baron. „Aber da mir das Terrain am hiesigen Platze für solche Experimente versperrt sein muß, so werde ich nächstens einmal nach einer anderen Stadt gehen, um dort Gastrollen zu geben."

„Es läßt sich das hören, und ich sage dir, du wirst unglaubliche Resultate erzielen. Es gibt unter diesen anständigen Bürgermädchen welche, die von einer Leichtgläubigkeit sind, daß sogar unser einem die Haare zu Berg steigen könnten. Aber, wie gesagt, du mußt dich nicht geniren, mit der größten Oeffentlichkeit zu manövriren. Es läßt

sich ein Baron Fremont vorstellen — wie im vorliegenden Falle ein Graf Czrabowski — du trittst sehr frei auf, du umgibst dich und deine Verhältnisse mit einem interessanten Dunkel."

„Das sich aber der Vater des betreffenden Mädchens augenblicklich alle Mühe geben wird, aufzuklären; er wird Erkundigungen einziehen und wird bald erfahren, was hinter diesem Grafen Czrabowski eigentlich steckt."

„In dem Falle hättest du schlecht manövrirt; der Vater muß vorderhand gänzlich aus dem Spiele bleiben; du wendest dich an die Mutter, an eine ältere Schwester oder so etwas; aber vor allen Dingen lasse bei diesen so bald als möglich durchblicken, daß du die solidesten Absichten habest, daß du heirathen wollest."

„Man wird mir nicht glauben."

„In dem Punkte habe ich erschreckende Beispiele; es ist das eine ganz eigene Geschichte. Bewirb dich als Nachbarssohn, dessen Herkunft bekannt ist, und dessen Ahnen — wenn man das so nennen kann — sich hinter dem Pfluge oder in eine niedrige Handwerksstätte verlaufen, um die Hand der Tochter eines Mannes, der dem Honoratiorenstande angehört, der betitelt ist, der mit Stolz auf die Rangklasse blickt, welche ihn zu besitzen das Glück hat, so wird dich die weibliche Sippschaft mit nicht geringem Naserümpfen empfangen, namentlich wenn du schüchtern auftrittst und dein Einkommen darlegst, das gesichert, aber bescheiden ist, und wenn du obendrein weder Rang noch Titel aufzuweisen hast. Falle aber als Fremder mit der Thür in's Haus, zuversichtlich, dreist, zum Beispiel als Graf Czrabowski, und du wirst sehen, wie du aufgenommen wirst. Mutter und Schwester werden für dich von einem Glauben beseelt sein, der wie auf Felsen fundirt ist. Wie gesagt, ich spreche aus Erfahrung und habe Mütter gekannt, die es für nicht unwahrscheinlich hielten, daß der Herzog A. oder Prinz C., der an ihrer Tochter Wohlgefallen fand, sie wohl heirathen könnte. Es seien ja Vorgänge da, und was bei Ida geschehen, sei auch bei Elise nicht unmöglich."

„Aber das Ende vom Liede?“ meinte Baron Fremont. „Jede Sache hat doch einen endlichen Ausgang!“

„Das Ende vom Liede,“ erwiderte Herr von Tondern, nachdem er mit großem Wohlgefallen eine gewaltige Dampfwolke aus der unvergleichlichen Cigarre des Grafen Helfenberg gezogen und von sich geblasen, „ist zuweilen ein bischen tragisch; aber mag es für das Mädchen noch so unangenehm auslaufen, ihr guter Name bleibt in gewisser Beziehung vor den Augen der Welt bewahrt; nur der Graf Czrabowski — wir wollen den Namen wie eine X Größe in der Mathematik beibehalten — verschwindet und hat sich natürlicher Weise unverantwortlich schlecht benommen. Das Mädchen trifft ja nicht die geringste Schuld; hat er doch versprochen, sie zu heirathen, hat er sich doch mit ihr öffentlich gezeigt, denn das gehört vor allen Dingen dazu, um der Sache den passenden Mantel umzuhängen. Daß er, nachdem allerlei geschehen, wortbrüchig geworden und verschwunden, das ist ja für sie keine Schande, sondern nur ein Unglück. Im Grunde ist ein solches Mädchen auch wirklich zu bedauern; es hat warmes Blut, es handelt in der Leidenschaft, wogegen oft eine Gans von einer Mutter nicht das Geringste zu ihrer Rechtfertigung anzugeben weiß. — Doch da kommt das lebendige Beispiel meiner Theorie.“

Statt bei diesen Worten dem im andern Zimmer Erscheinenden entgegen zu blicken, wandte sich der Sprecher gleichgültig auf die Seite und stieß die Asche von seiner Cigarre ab, während Baron Fremont sich auffallend lange mit seiner Chocoladetasse aufhielt; ja, er nahm den Löffel zu Hülfe, um das, was von der braunen Masse am Boden saß, nicht zu verlieren, und nachdem dies geschehen, trank er einen guten Schluck Wasser, worauf er sein Battisttuch hervorzog und den Schnurrbart sauber abwischte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Graf Czrabowski.

Während dessen hatte der eben Angekommene Zeit genug gehabt, in das Zimmer zu treten, wo er eine ziemlich devote Verbeugung machte, an den Tisch trat und sich mit den Händen auf die Lehne eines leer stehenden Stuhles stützte, statt sich darauf zu setzen.

Herr von Tondern nahm die Cigarre aus dem Munde, stützte den Arm auf den Tisch und zeigte mit der Cigarre auf den eben Angekommenen, während er mit langsamer Stimme zu Baron Fremont sagte: „Da ist Herr von Czrabowski; du wirst dich seiner wohl noch erinnern."

Fremont nickte steif mit dem Kopfe, während der Pole seine respektvolle Verbeugung von vorhin wiederholte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sprach Tondern, wobei er ein lautes Gähnen schlecht zu unterdrücken suchte.

Der Graf Czrabowski setzte sich, doch dauerte es eine Zeit lang, ehe die Unterhaltung auch nur einigermaßen wieder in Gang kommen wollte. Auf den Ruf des neu Hinzugekommenen brachte der Kellner ein Glas Zuckerwasser, worauf Ersterer ein Cigarren-Etui aus der Tasche zog, welches sehr frisch und neu war und auf der einen Seite eine Stickerei von weißen und blauen Perlen zeigte.

Herr von Tondern schielte lächelnd darauf hin, zeigte mit dem Ende seiner Cigarre auf die Stickerei und sagte, indem er Fremont aufmerksam machte: „Da kannst du sehen, welche Eroberungen Herr von Czrabowski seit der kurzen Zeit seines Hierseins gemacht. Du lieber Himmel! Es ist schon lange her, daß wir keine frischen Stickereien mehr gehabt haben.“

„Ich habe nie viel darauf gehalten,“ sprach Fremont mit wegwerfendem Tone.

„O doch,“ meinte Tondern; und auf den scharfen Zügen seines immer etwas malitiös aussehenden Gesichtes zeigte sich ein beinahe schwärmerisches Lächeln. „Es gab eine Zeit, wo ich eine gestickte Brieftasche für mein höchstes Gut auf Erden ansah.“

„Damals mußt du sehr jung gewesen sein.“

„Ja, ich war leidlich jung und sie außerordentlich schön, aber schrecklich leichtsinnig. Das brachte uns endlich auch aus einander.“

„Armer Tondern!“

„Lieber Freund,“ erwiderte wichtig der Andere, „solche Liaisons verstehst du nicht; ich sage dir, in den heimlichen Wegen, die man dabei zu machen hat, liegt etwas ungeheuer Reizendes. Da frag' den Herrn von Czrabowski. — Apropos,“ wandte er sich mit einem Male an diesen, „man kann Ihnen ja gratuliren? — Sie wollen das kleine Mädchen wirklich heirathen? — Nehmen Sie mir nicht übel, da bedaure ich sie.“

„Mich?“

„Nein, nein!“ lachte Tondern, „das Mädchen.“

„Das ist kein Compliment für mich,“ meinte der Graf etwas geckenhaft, wobei er sein weniges Haar auf dem Kopfe zusammen zu bringen sich bemühte.

„Das soll auch gar kein Compliment für Sie sein,“ entgegnete Herr von Tondern, der den gewinnenden Ton in seiner Stimme plötzlich fallen ließ und mit jener boshaften Schärfe sprach, die sogar ein gutes Wort von ihm verletzend machen konnte.

Fremont blickte neugierig in die Höhe.

„Wahrhaftig, werther Herr," fuhr Tondern fort, „ich halte es eigentlich für eine Gewissenssache, den vielleicht braven Vater dieses unerfahrenen Mädchens nicht gewarnt zu haben, oder dies nicht heute noch zu thun."

Der Graf Czrabowski war freundlich genug, das so eben Gesprochene für einen harmlosen Scherz zu nehmen, obgleich es in einem ganz anderen Tone gesagt war. Daher erwiderte er: „Verzeihen Sie, aber die junge Dame hat gar keinen Vater mehr."

„Aber eine Gans von einer Mutter wird sie haben," fuhr Tondern fort, „eine gewissenlose Person, die es charmant findet, daß ein Graf — Sie nennen sich ja Graf? — ihrer Tochter den Hof macht und sich herabläßt, dieselbe um guten Namen und sonst noch allerlei zu bringen."

Baron Fremont hörte mit großem Erstaunen diesen Reden zu; er richtete den Kopf in die Höhe und sagte mit einem verlegenen Lächeln: „Tondern ist heute sehr spaßig aufgelegt; er hat so seine Momente."

„O ja, wir haben unsere Momente; nicht wahr, Herr — Graf?" wandte sich Tondern mit einem spöttischen Lachen an Czrabowski, „wo wir einander gar nichts übel nehmen; wir kennen uns."

Diese Worte waren von einem so scharfen Blicke begleitet, daß der Graf seine Augen auf das Wasserglas niedersenkte, daraus trank und alsdann versetzte: „O freilich, Herr von Tondern, wir kennen uns."

„Gut, und da wir uns also kennen, so möchte ich jetzt wissen, werthester Herr, wie weit wir in unseren Angelegenheiten gekommen sind. — Verzeih', Fremont," wandte er sich an diesen, „wir haben da ein Geschäft, und es wird dich wohl nicht geniren, wenn wir darüber in deiner Gegenwart verhandeln."

Der Graf warf einen mißtrauischen, fragenden Blick auf den Sprecher, welchen der Baron bemerkte und sogleich sagte: „Wenn ich

dich und diesen Herrn genire, so ist es besser, ich gehe in das Lesezimmer und komme später wieder, wenn ihr fertig seid."

Tondern fuhr mit der Hand an das Kinn, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas nachdenkt, dann meinte er nach einer Pause: „Ja, es ist besser, Fremont, laß uns einen Augenblick allein, aber vor allen Dingen bleibe in der Nähe; ich brauche dich nachher nothwendig."

„Schön," versetzte der Baron, worauf er sich langsam erhob und das Zimmer verließ, nachdem er gegen den Grafen leicht mit dem Kopfe genickt.

Dieser machte es sich bequemer, als Fremont das Zimmer verlassen; er schlug ein Bein über das andere, pfiff eine Melodie vor sich hin und nahm die Miene eines Mannes an, der vollkommen Zeit hat, zu erwarten, was der Andere ihn fragen wird, und der nebenbei durch kein Zeichen der Ungeduld zu verrathen geneigt ist, daß ihm an jener Frage etwas gelegen ist.

Tondern übersah die veränderte Haltung des Grafen Czrabowski durchaus nicht, doch that er langsam einen Zug aus der Cigarre und sagte nach einem längeren Stillschweigen: „Also in unserer Angelegenheit haben Sie etwas gethan?"

„Sehr viel sogar, und habe auch reussirt."

„Den Teufel auch!" rief Tondern sich vergessend, da aus diesem Ruf viel Interesse und Ueberraschung zu hören war. „Wenn Ihnen aber Ihr Resultat viel Mühe gemacht hat, so thut mir das in der That leid, denn das Ganze ist eigentlich nicht viel mehr oder weniger als eine Grille von mir gewesen."

Ueber die Züge des Polen fuhr ein unbeschreiblich schlaues Lächeln; aber es war ein gemüthliches Lächeln, wogegen Herr von Tondern gehofft hatte, auf dem Gesichte des Anderen etwas getäuschte Erwartung zu lesen.

„Ich habe es eigentlich auch als Grille aufgenommen," sprach der edle Graf; „aufrichtig gestanden, machte es mir anfänglich Spaß,

meine Geschicklichkeit zu erproben, die ich übrigens in dieser Angelegenheit nur gering anschlagen darf, denn es wurde mir eigentlich sehr leicht gemacht; Glück und Zufall haben mich begünstigt."

„Da bin ich in der That neugierig," entgegnete Herr von Tondern, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte. „Lassen Sie mich hören."

„Das sollte ich eigentlich nicht thun," sprach der Graf unbefangen; „denn wenn die Sache nur eine Grille von Ihnen war, so ist es wohl thöricht von mir, Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie interesselos ist, für mich aber von großem Interesse werden kann."

Obgleich Herr von Tondern vor Begierde brannte, den Andern sprechen zu hören, so war er doch so vollkommen Meister seiner selbst, daß er nicht durch die geringste Miene oder durch ein unbedeutendes Zeichen verrieth, wie gespannt er auf die Mittheilung des Grafen war.

„Das steht natürlicherweise in Ihrem Belieben. Wenn — Sie — sich aber — erinnern, —" er sprach diese Worte sehr langsam, während er sich mit fester Hand ein neues Glas Absinthwasser präparirte, „so habe ich Sie auf die Idee gebracht. Sie handelten eigentlich in meinem Auftrag, und deßhalb könnte ich wenigstens verlangen, daß Sie mir sagen, ob und wie Sie reussirt."

„Es liegt auch durchaus nicht in meiner Absicht, Ihnen das vorzuenthalten," versetzte der Graf. „Es verursacht mir sogar einiges Vergnügen, Ihnen die Geschichte mittheilen zu können, und wenn wir bis zum fraglichen Punkte gekommen sind, so können Sie mir ja immer noch sagen, wie weit die Sache für Sie Interesse hat."

„Natürlich, darin haben Sie vollkommen Recht," sprach Herr von Tondern mit dem wohlwollendsten Lächeln, obgleich er innerlich dachte: Dieser Schuft, dieser miserable, ist im Begriff, mir die schönsten Daumenschrauben anzusetzen!

Zu gleicher Zeit dachte der würdige Graf, indem er auf die harmloseste Art sein Zuckerwasser trank: Warte nur, diese affektirte Gleichgültigkeit sollst du mir theuer und klingend bezahlen!

„Sie wissen," wandte er sich alsdann zu seinem Gegenüber, „daß ich die Bekanntschaft einer jungen Dame machte."

„Ich weiß das, der Schwägerin des Herrn Rechtsconsulenten Plager. Darauf hin beauftragte ich Sie."

„Richtig, darauf hin beauftragten Sie mich," entgegnete der Andere mit großer Kaltblütigkeit und Ruhe. „Eigentlich war es gar nicht meine Absicht, mich an das junge Mädchen zu machen, vielmehr debutirte ich hier, indem ich an die verheirathete Schwester jener Dame — sie hat einen Banquier zum Manne — einen Empfehlungsbrief abgab."

„Einen echten Empfehlungsbrief?"

„Sehr echt und von guter Hand. Aber es war da nichts zu machen; die Frau ist eine harmlose, prosaische Person und er ein engherziger Geldsack, so daß ich bei dieser Bekanntschaft nichts erreichte, als beim Rechtsconsulenten vorgestellt zu werden, wo ich von den Damen freundlich aufgenommen wurde und alsbald auch die Einladung zu einem Thee erhielt."

Bei diesen letzten Worten lächelte der Graf so auffallend in sich hinein, daß Herr von Tondern nothwendig fragen mußte: „Und bei dieser Soiree eroberten Sie im Sturm das Herz der jungen Dame?"

„Das vielleicht nicht," antwortete der Andere, „aber ich fand Gelegenheit, ihr Unterricht zu ertheilen, auf welche Art man einen polnischen Punsch braut."

„So? — Weiter! weiter!"

„Wir wurden darauf näher bekannt, und es war vielleicht ein Glück für meine Angelegenheit, daß ich dem Rechtsconsulenten mißbeliebig wurde —"

„Und daß die Weiber des Hauses Sie deßhalb auf alle mögliche Art protegirten! Wir kennen das."

„Es war in der That so, und einige Zeit nachher gaben Sie mir Ihren Wunsch in Betreff der Testaments-Angelegenheit zu erkennen."

„Das that ich; aber ich hoffte, Sie hätten es verstanden, sich mit dem Rechtsconsulenten selbst gut zu stellen und so als Fremder, der bei der Sache ganz ohne Interesse ist, etwas über das Testament des Grafen Helfenberg zu erfahren.“

„Das konnten Sie in Wahrheit kaum denken,“ sagte der Graf mit einem fast mitleidigen Lächeln, „Jemand, der so die Menschen kennt, wie Sie. In dem Falle, wenn nämlich der Rechtsconsulent so leichtsinnig gewesen wäre, mir Confidencen zu machen, wäre es ja mühelos und ohne alle Gefahr gegangen; während, wie ich die Sache angriff, ich so zu sagen doch viel riskiren mußte, um — Ihnen gefällig zu sein. — — Das junge Mädchen war so freundlich, mir nach einiger Zeit ein Rendezvous zu bewilligen.“

„Leichtsinnige Weiber!“ brummte Herr von Tondern zwischen den Zähnen, wobei er mit einer Art von Eifersucht das schon ziemlich verlebte Gesicht des Polen flüchtig betrachtete.

„Dieses Rendezvous,“ fuhr dieser mit großer Ruhe fort, „fand anfänglich in der Dämmerung auf der Promenade statt. Da wir uns aber beide nach einem Obdach sehnten, so fanden wir eines, und zwar in der Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten.“

„Das war sehr gut!“ konnte sich Herr von Tondern nicht enthalten laut auszurufen.

Der Pole trank etwas Zuckerwasser, dann fuhr er, unbekümmert um jenen Ausruf, fort, während um seinen Mund ein sehr wohlgefälliges Lächeln spielte: „Womit wir unser Rendezvous ausfüllten, ist Ihnen wohl nicht interessant zu vernehmen. Genug, ich wandte meine Zeit in jeder Beziehung so richtig an, daß ich bald wußte, wo der Rechtsconsulent eine Mappe verwahrte, welche die Aufschrift trug: Wichtige Papiere. — Sie werden mir glauben, Herr von Tondern,“ fuhr der Graf nach einer Pause mit einem geckenhaften Lachen fort, „daß es das kleine Mädchen ungeheuer komisch fand, als ich mich unter Tändeln und Scherzen außerordentlich neugierig stellte auf die furchtbaren Geheimnisse in den wichtigen Papieren eines Rechtsconsu-

lenten. Man ist erfindungsreich, und ich verschwor mich, auf jeden Fall diese Papiere zu durchstöbern, um den vermeintlichen Heirathscontract des jungen Mädchens mit einem Manne aus der Stadt zu finden, von dem es hieß, er sei mit ihr verlobt, und welchen Contract ich, von Eifersucht gestachelt, um jeden Preis finden wollte."

„Und statt dessen fanden Sie —?"

„Mit kurzen Andeutungen den Entwurf zum Testamente des Grafen Helfenberg."

„Den Teufel auch!" rief Herr von Tondern, dessen affektirte Gleichgültigkeit mehr und mehr schwand. „Und dieser Entwurf —"

„Wurde mir nicht schwer, mir anzueignen."

„Im Original?"

„Im Original — den Entwurf von der Hand des Rechtsconsulenten."

„Und Sie haben ihn?"

„Hier in meiner Brusttasche, Herr von Tondern."

„Oh, oh!" machte dieser, indem er sich über den Tisch beugte, „das ist allerdings ein gutes Geschäft."

„Das kann es vielleicht für uns beide werden," erwiderte in gemessenem Tone Graf Czrabowski, „im Falle es, wie Sie vorhin so freundlich waren zu bemerken, nicht bloß eine Grille von Ihnen war, den Inhalt wissen zu wollen. Wenn dies aber der Fall ist, so betrachten wir die Sache als abgemacht. Dieses Papier hier" — damit tippte er mit zwei Fingern auf seine Brusttasche — „ist mir wichtig genug, um es für mich zu behalten, vielleicht selbst zu verwenden, vielleicht es auch irgend Jemand zu überlassen, der mir nicht nur seine Erkenntlichkeit dafür bezeigt, sondern noch obendrein sehr dankbar ist."

„Na, thun Sie nur nicht so verdammt spröde, Czrabowski," gab Tondern mit einem cordialen Tone zur Antwort. „Für wie viel einem Andern dieses Papier wichtig ist, für so viel schätze ich es auch."

„Sie werden eine Grille nicht theuer bezahlen wollen!"

„Und Sie können einen Spaß nicht vergessen, den man gemacht.

Wie schon gesagt, was die Sache einem Andern werth ist, ist sie es mir auch — vorausgesetzt, daß Ihre Forderung meine Mittel nicht übersteigt."

„O, Herr Baron von Fremont hat Vermögen und wird sich gern mit Ihnen associiren."

„Fremont ist geizig," antwortete Herr von Tondern; „und dann weiß ich auch nicht," fuhr er mit gierigem Blicke fort, „ob der Inhalt des Testaments den Herrn von Fremont interessiren kann."

„Er wird ihn interessiren," entgegnete der Graf Czrabowski in bestimmtem Tone, wobei er schlau lächelte.

„Nun, dann lassen Sie Ihre Forderung hören!"

„Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie mir zugeben, daß ich zu bescheiden bin. Fassen wir unsere Bedingungen kurz: ich übergebe Ihnen den Entwurf von dem Testament des Grafen Helfenberg, verfaßt von der Hand seines Rechtsbeistandes, des Herrn Doktor Plager, ein Papier, auf dessen Rand noch bemerkt steht: Genau so vollzogen im Palaste des Grafen, am 10. December Abends 7 Uhr."

„Datum und Stunde ist richtig," sprach Herr von Tondern zu sich selber.

„Zeugen waren," fuhr der Andere fort, indem er jedesmal die Personen, wie er sie nannte, mit einer Bewegung der zwei ersten Finger seiner rechten Hand bezeichnete: „Baron George von Breda — Baron Fremont — Herr von Tondern — Doktor Flecker — Rechtsconsulent Doktor Plager."

„Richtig, richtig," murmelte der aufmerksame Zuhörer.

„Dieses Papier," sprach der Graf unbefangen und in größter Ruhe weiter, „gebe ich zu jedem beliebigen Gebrauch in Ihre Hände und erhalte dafür tausend Thaler."

„Teufel auch! tausend Thaler! Damit wäre allerdings eine Grille theuer bezahlt!"

„Tausend Thaler," wiederholte der Pole unerschütterlich, „und —"

„Was? Noch ein Und?"

„Und Sie sorgen mir dafür, durch Ihre wichtigen Connexionen, daß meine Legitimations=Papiere, die vor einiger Zeit abgelaufen sind, durch meine Gesandtschaft ohne viel Nachfragen nach mir verlängert werden."

„Das ist ja rein unmöglich!" rief Herr von Tondern, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

„Bei Ihren Connexionen?" versetzte der Graf lächelnd.

„Zum Henker, das Geld meine ich! Wo sollen wir tausend Thaler auftreiben? Meinen Sie, wir führen die tausend Thaler nur so in der Tasche mit uns herum?"

„Das nicht; ich bin zufrieden mit einem Wechsel in dem Betrage, den mir Herr Baron von Fremont auf seinen Banquier gibt."

„Oder ich?" fragte listig der Andere.

„So werth mir Ihre Unterschrift zu jeder andern Zeit ist, Herr von Tondern, so muß ich bei vorliegendem Geschäft auf der des Herrn von Fremont bestehen."

„Hol' Sie der Teufel! Ich werde Fremont herein winken."

Der Baron hatte sich nämlich im anstoßenden Lesezimmer so gesetzt, daß er die Beiden im Auge behielt, indem er von Zeit zu Zeit über das Journal hinweg, in welchem er eifrig zu lesen schien, einen Blick hinüber warf.

„Dann noch Eins," sagte Herr von Tondern, „nehmen Sie mir nicht übel, aber man kennt sich genugsam, um in alle Wege sicher zu gehen. Gesetzt den Fall, Fremont entschlösse sich zu einem Wechsel, wie Sie ihn bezeichnet, wer bürgt uns dafür, daß das Papier, welches Sie uns dafür übergeben, echt ist?"

„Dieses Wort könnte mich beleidigen; doch will ich es Ihnen nicht übel nehmen," antwortete der Graf. „Nebenbei, daß Sie aus den angegebenen Notizen: Datum, Stunde und Zeugen, — schon an der Echtheit nicht zweifeln sollten, wird es Ihnen leicht sein, sich einen Brief des Herrn Doktor Plager zu verschaffen und damit die Handschrift zu vergleichen."

„Mittlerweile haben Sie Ihre tausend Thaler und gehen, wohin es Ihnen beliebt.“

„Sie vergessen, daß ich Ihrer Hülfe bedarf, um meinen Paß in Richtigkeit zu bringen, und Herr Baron von Fremont könnte ja auch den Wechsel acht Tage nach Sicht stellen.“

Herr von Tondern dachte einen Augenblick nach, dann sagte er, während er einen lauernden Blick auf den Andern warf:

„Mit einem Wechsel, acht Tage nach Sicht, bezeigen Sie uns wieder so viel Vertrauen, daß das gerade im Stande wäre, uns auf den Glauben zu bringen, als habe es mit dem Papier nicht ganz seine Richtigkeit. Baron Fremont könnte ja am Tage vor Verfall seinem Banquier den Befehl geben, den besagten Wechsel nicht zu honoriren.“

Der Graf Czrabowski zuckte die Achseln und erwiderte:

„Darüber habe ich keine Besorgniß, und auch Sie sollten keine haben; ich habe es mit zwei Cavalieren zu thun, und was meine Sicherheit gegen Sie betrifft, so würde ich bei Nichtbezahlung des Wechsels Seine Erlaucht den Herrn Grafen Helfenberg ganz einfach von dem Hergange dieser Angelegenheit in Kenntniß setzen.“

„Sie sind gut gesattelt,“ versetzte Herr von Tondern mit einem finsteren Blicke.

„Was wollen Sie in dieser schlimmen Welt? Man hilft sich durch, so gut man kann.“

„Verlieren wir also keine Zeit,“ fuhr Herr von Tondern fort, nachdem er dem Baron Fremont einen Wink gegeben, der sich alsbald hinter seinem Journal erhob und langsam in das Kabinet zurückschlenderte. — „Lassen Sie uns einen Augenblick allein, ich will mit meinem Freunde sprechen, und wenn er gesonnen ist, für eine — Sache, die uns am Ende nicht viel nützen kann, so viel Geld auszugeben, so könnten wir den Handel als geschlossen betrachten.“

„Und meine Papiere bei der Gesandtschaft?“ fragte der Graf.

„Ja, den Teufel auch! was ist da zu thun? Wir können uns doch nicht bei der Gesandtschaft für Sie verbürgen!“

„Mit leichter Mühe," entgegnete der Pole mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln. „Es bedarf ja nicht mehr als ein paar Zeilen von Ihnen, unterstützt von einigen Worten des Herrn Baron von Fremont, und die Sache ist abgemacht."

„Ich will sehen, was zu thun ist, lassen Sie uns nun zehn Minuten allein."

Graf Czrabowski verließ das Zimmer und Baron Fremont trat dafür ein.

Der Letztere setzte sich auf den Stuhl, den er vor einer Viertelstunde verlassen, stützte den Ellbogen auf den Tisch und fragte mit leiser Stimme: „Nun, wie steht's mit der Angelegenheit?"

Herr von Tondern warf einen Blick ins Nebenzimmer und nachdem er sich überzeugt, daß Graf Czrabowski im äußersten Winkel desselben saß und eifrig seine Zeitung zu lesen schien, antwortete er: „Dieser Schuft hat das Concept zum Testament des Grafen Helfenberg richtig in Händen."

„Der Tausend auch? Wo hat er's?"

„Bei sich in der Tasche, wie er sagt."

„Und der Inhalt dieses Testaments?"

„Na, den wird er mir doch nicht auf die Nase binden, ohne sich gehörig dafür bezahlen zu lassen."

„So, so!" gab Fremont zur Antwort, wobei er die Nägel seiner rechten Hand beschaute und seine Unterlippe etwas herabhängen ließ.

Tondern, der die Aenderung in der Physiognomie seines Freundes wohl bemerkte, sagte: „So viel er mich aber den Inhalt errathen ließ, muß derselbe sowohl für dich als für mich von großem Interesse sein."

„Für mich wohl weniger," versetzte der Baron mit angenommener Gleichgültigkeit. „Was nützen mir im besten Falle einige zehntausend Thaler mehr? Ich bin ja so: ich habe zu leben."

„Du bist wohlhabend," antwortete Herr von Tondern, wobei er das Du scharf betonte, und deßhalb bin ich überzeugt, es wird dir auf eine Summe nicht ankommen, um jenes Papier zu erlangen, das

deinem Freunde wahrscheinlich nicht nur für Zeit Lebens helfen kann, sondern ihn auch zu größter Erkenntlichkeit für dich verpflichten wird. Mit einem Worte, Czrabowski verlangt für das Papier tausend Thaler, und zwar in einer Anweisung von dir auf deinen Banquier."

Der Sprecher kannte seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß es bei dessen schwankender und nachgiebiger Gemüthsart am besten sei, ihn mit einem Male au fait zu setzen, was er denn auch that, indem er die eben gesagten Worte langsam und mit großer Entschiedenheit aussprach.

Baron Fremont hatte aber gute Lust, vor Schrecken von seinem Stuhle herunter zu fallen; wenigstens that er so, worauf er sehr kleinlaut zur Antwort gab: „Eintausend Thaler — das ist ja ein ganzes Vermögen!"

„Eintausend Thaler!" wiederholte der Andere mit Bestimmtheit. „Darunter thut er es nun einmal nicht. Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Forderung dieses Kerls herabzustimmen.

„Er will uns betrügen, dieser Czrabowski!" rief der Baron in komischer Angst. „Ich habe dir immer gesagt, daß das ein ungeheurer Lump ist."

„Woran ich durchaus nicht zweifle," antwortete Tondern mit großer Kaltblütigkeit. „Aber dieses Mal ist von keinem Betrug die Rede; ich habe mich durch seine Aeußerungen überzeugt, daß das Aktenstück in der That der Entwurf des Testaments von der Hand des Rechtsconsulenten sein muß. Auch weiß Czrabowski genau, daß der Inhalt desselben für uns und vielleicht auch für sonst Jemand, was weiß ich? von großer Wichtigkeit ist; denn als ich ihn herabstimmen wollte, meinte er ruhig: er könne den Werth des Papieres vollkommen, und wenn wir nicht Lust hätten, es an uns zu bringen, so werde es ihm durchaus nicht schwer werden, eine andere Person zu dem Kauf zu bewegen."

„Aber tausend Thaler!" versetzte der Baron, indem er seine weißen fleischigen Hände auf dem Tische über einander legte. „Tausend Tha-

ler, die ich obendrein wohl allein zahlen muß! Denn du wirst nicht viel dazu geben können," setzte er mit einem melancholischen Blick auf seinen Freund hinzu.

„Nicht einen Liard," sprach dieser mit großer Ruhe; „ich bin im gegenwärtigen Augenblicke schlecht bei Kasse. — Du mußt eben," fuhr er nach einer Pause fort, „die fünfhundert Thaler, die auf meinen Theil fallen, als eine Anleihe für kurze Zeit betrachten; denn da ich fest überzeugt bin, der gute Graf hat uns in seinem Testamente nicht schlecht bedacht, so brauche ich mich nur zu dem Rechtsconsulenten hin zu begeben, um durch seine Vermittlung einige lumpige tausend Thaler mit leichter Mühe aufzutreiben."

„Und in dem Falle erhielte ich meine fünfhundert Thaler doch wohl nicht zurück?" fragte Baron Fremont im Tone des Zweifels.

„Dann erhältst du sie augenblicklich wieder, auf Ehrenwort. — Aber entschließe dich."

„Nun, so laß denn diesen Kerl in Gottes Namen herein kommen," erwiderte der Baron mit einem tiefen Seufzer. „Aber ansehen mag ich ihn nicht, das kannst du nicht von mir verlangen. Ich hasse den Kerl."

„Es wird ihn sehr unglücklich machen," lachte Tondern, „wenn er keinen einzigen Blick der Liebe von dir erhält. Aber Czrabowski wird sich mit seinen tausend Thalern zu trösten wissen. — Hm, hm!"

Er hustete so laut, daß nicht nur der Pole, sondern auch ein paar Kellner im Nebenzimmer aufmerksam wurden, die aber Tondern durch eine Bewegung mit der Hand zurückscheuchte. Darauf drehte er seinen Schnurrbart und sagte zu dem Eintretenden in nachlässigem Tone, wobei er ihn wie gelangweilt anschaute: „Wir haben uns in die betreffende Sache so weit eingelassen, daß wir denn auch noch den letzten Schritt thun wollen, und daß sich der Baron Fremont entschlossen hat, Ihnen die gewünschte Anweisung auf seinen Banquier zu geben. Aber ich kann Sie versichern, es ist verdammt viel Geld."

Dieses Mal nahm der Graf einen Stuhl und ließ sich nieder,

ohne eine Einladung abzuwarten, wobei er entgegnete: „Ich wäre in der That untröstlich, wenn Sie glauben sollten, einen schlechten Kauf gemacht zu haben, und wäre immer noch bereit, von dem ganzen Geschäfte zurückzutreten."

Baron Fremont that, wie er vorhin gesagt, und schenkte dem Polen keinen Blick, ja, er wandte ihm zur Hälfte den Rücken zu, zuckte aber jetzt auffallend mit den Achseln, worauf Herr von Tondern sagte: „Die Sache ist abgemacht, sprechen wir also nicht weiter darüber. Fremont, du wirst so gut sein, die Anweisung zu schreiben.

Ein Kellner brachte auf Verlangen Dinte, Feder und etwas Papier, und der Baron ging an einen Nebentisch, um die Schrift aufzusetzen, während Graf Czrabowski langsam seinen Rock aufknöpfte und aus der Seitentasche eine große stark gebrauchte Brieftasche zog, die er vor sich auf den Tisch legte und beide Hände darüber faltete, eine Bewegung, welche Herr von Tondern nicht zu sehen schien, da er in diesem Augenblicke den Rest seines Absinths austrank.

„Hier ist die Anweisung," sagte Fremont, indem er seinem Freunde einen schmalen Streifen Papier hinreichte, wovon dieser ablas: „Acht Tage nach heute zahlen Sie an die Ordre des Herrn Grafen Czrabowski —"

Der Pole nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Die Summe von tausend Thalern und stellen mir solche auf Rechnung. Baron Fremont."

Dieses Papier schob der Leser seinem Nachbar hin, dessen Hände sich aber immer noch nicht von der Brieftasche erheben wollten. Doch blickte er sehr freundlich in die Höhe und sagte: „Und das Andere, Herr von Tondern? Waren Sie so freundlich, das Andere mit dem Herrn Baron von Fremont zu besprechen?"

„Was für ein Anderes?" fragte der Letztere mit einem sehr unangenehmen Tone der Stimme. „Ich denke, mit dem Papier da wäre es wahrhaftig genug. Du hast mir doch von nichts Anderem gesagt, Tondern."

„Nun ja," antwortete dieser, „Czrabowski hat allerdings eine zweite Bedingung gestellt; er wünscht ein Wort von mir und dir an die —sche Gesandtschaft, damit sein Paß in Ordnung gebracht werde."

„Um mich baldigst von hier entfernen zu können," fügte der würdige Graf mit starker Betonung hinzu.

Fremont warf den Kopf mißmuthig von einer Seite auf die andere, hatte aber ein Augenblinzeln seines Freundes verstanden und versetzte deßhalb: „Meinetwegen auch das noch. Wenn du meinst, Tondern, so soll es uns auf ein Wort nicht ankommen."

„Aber ein freundliches, Herr Baron," bat der Andere demüthigst. „Es wäre doch auf jeden Fall höchst unangenehm, wenn man meiner Abreise Hindernisse in den Weg legen würde. Nebenbei würde ich es dankbarlichst für eine große Gefälligkeit ansehen, wenn Herr Baron von Fremont die Güte hätte, seinem Banquier, welchem Sie doch die Anweisung anzeigen werden, ein paar angenehme Worte in Betreff meiner zu sagen."

„Das ist nicht bedungen!" rief Tondern kopfschüttelnd.

„Das ist allerdings nicht bedungen," sagte der Pole, indem er seinen Nachbar fest ansah, und setzte mit sehr bestimmtem Tone hinzu: „Aber ich erlaube mir, es jetzt noch zu bedingen. Ich bilde mir ein, wir, beide Parteien, sind noch am Unterhandeln und könnten allenfalls zurücktreten, wenn es uns nicht beliebte."

Herr von Tondern, der, wie nicht zu leugnen, auf den Abschluß der Unterhandlungen sehr erpicht war, warf seinem Freunde abermals einen Blick zu, wobei er sprach: „Nun denn auch das noch! Du wirst auch das noch thun, Fremont, nicht wahr?"

„Meinetwegen, um dir einen Gefallen zu erzeigen."

„Ich habe also das Wort der beiden Herren darauf?" versetzte Graf Czrabowski mit langsamem Tone, indem er sowohl Baron Fremont, als den Herrn von Tondern scharf ansah.

Ersterer nickte mit dem Kopfe und der Andere antwortete: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," worauf er gierig nach der Brieftasche

blickte, die der Pole nun langsam öffnete, daraus ein zusammengefaltetes Papier hervorzog und es dem Herrn von Tondern mit der einen Hand übergab, während er mit der anderen nach der Anweisung langte.

„Noch einen Augenblick," meinte der Letztere, indem er den Wechsel mit den Fingern festhielt. „Ich will, ohne die Schrift zu lesen, nur eben sehen, ob die Randbemerkungen, die Sie mir vorhin mittheilten, von derselben Hand sind, wie das übrige Concept."

Graf Czrabowski nickte mit dem Kopfe und versetzte lächelnd: „Ich habe nichts dagegen."

Herr von Tondern schlug hastig das Papier aus einander, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte dann, indem er es verdeckt auf den Tisch legte: „So weit wäre die Sache in Ordnung, die Randbemerkungen sind von derselben Hand. Wir können unsere Verhandlungen abschließen."

Er zog seinen Finger von dem Wechsel zurück, den der Pole nun an sich nahm, durchlas und dann in seine Brieftasche steckte, die er hierauf sorgfältig in der Brusttasche verbarg. Auch erhob er sich, nachdem dies geschehen, und sprach mit einer anmuthigen Verbeugung gegen beide Herren: „Sie werden meine Gegenwart jetzt nicht mehr verlangen, und erlaube ich mir deßhalb, Ihnen einen guten Tag zu wünschen und mich zurückzuziehen."

Baron Fremont hatte dem Tisch und den Beiden den Rücken zugewandt und machte sich an dem Fenster zu schaffen, während sein Freund dem Grafen sagte: „Ich halte es wohl für überflüssig, Ihnen das strengste Stillschweigen anzuempfehlen, denn ein Sprechen über diese Angelegenheit könnte nur für Sie von üblen Folgen sein."

Graf Czrabowski machte eine abermalige Verbeugung, wobei über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln flog, welches ebenso gut heißen konnte: er habe vollkommen verstanden, als auch: es würde für die andere Partei vielleicht ebenso wenig angenehm sein, wenn der eben geschlossene Kauf in der Welt und der Gesellschaft bekannt würde.

Darauf verließ der Pole das Zimmer, man sah ihn durch die

Glasthür des Café verschwinden und gleich darauf bei den Fenstern des kleinen Gemachs vorübereilen.

Baron Fremont hatte sich rasch dem Tische wieder genähert, ließ sich in ziemlicher Aufregung auf einen Stuhl nieder und blickte seinen Freund an, der die Hand auf das Blatt Papier gelegt hatte und ihm diesen Blick sonderbar lächelnd zurück gab, worauf er mit leiser Stimme sagte: „Lesen wir hier oder nehmen wir das Papier mit nach Hause?"

„Lesen wir hier, lesen wir hier!" gab Fremont dringend zur Antwort. „Den Teufel auch! Warum soll man sich martern? Ist es was Gutes, was das Papier enthält, so erfahren wir es nicht zu früh; ist es was Schlimmes, so wissen wir doch gleich, daß wir doppelt betrogen sind."

„Emotion!" sagte Herr von Tondern nach einem tiefen Athemzuge; „ich versichere dich, es ist mir gerade so, als hätte ich meine letzten hundert Gulden auf eine Karte gesetzt. — Rien ne va plus."

„Zieh ab, zieh ab!" rief Baron Fremont in komischer Angst.

Und Herr von Tondern nahm das Papier in die Höhe und fing an mit etwas beklommener Stimme zu lesen, wobei er auch häufiger, als er sonst wohl zu thun pflegte, den Athem in langen Zügen an sich zog. Seine Stimme aber wurde in kurzer Zeit deutlicher und reiner, ja, sie nahm einen freudigen Klang an, und sein Auge leuchtete zufrieden, als er unter den zahlreichen Legaten sich und Fremont jeden mit einer bedeutenden Summe erwähnt fand.

Letzterer hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und als er nun den Vorleser unterbrach, indem er sagte: „Er ist doch ein guter Mensch, dieser Graf Helfenberg!" verriethen diese Worte eine Rührung, die auch Tondern affektirte, indem er leicht seufzte und mit dem Lesen inne hielt, während er mit der einen Hand über die Augen fuhr.

Als er aber gleich darauf wieder seinen Blick auf das Papier wandte, malte sich ein solches Erstaunen auf seinem Gesichte, daß der Baron unwillkürlich näher rückte und ein ängstliches: „Nun, nun?" hören ließ.

Tondern las: „Mein Gut Stromberg, wie es im Güterbuch der Gemeinde Stromberg, Seite 24—26 beschrieben ist, mit allen darauf ruhenden Rechten bestimme ich —"

Der Vorleser machte eine Pause, wobei er seinen Freund lächelnd ansah, der nun in wirklicher und großer Aufregung die Hände über einander legte und fast athemlos ausrief: „Tondern, mache um Gottes willen keine schlechten Späße! — Lies weiter, lies weiter — oder nein, nein! ließ nicht weiter — laß mich selbst hinein schauen."

Und er bog sich hastig über den Tisch hinüber, faßte das Papier mit zitternder Hand, indem er wirklich selbst hineinschaute.

„Bestimme ich," las Tondern trotzdem, „dem Fräulein Eugenie von Braachen als Beweis, wie sehr ich ihr zugethan, wie sehr ich sie geliebt."

Der Baron fiel in seinen Stuhl zurück und ließ seine Hände schlaff am Körper herabhängen.

Tondern betrachtete die Stelle zwei, drei Mal, dann schlug er mit der linken Hand heftig auf das Papier und sagte triumphirend: „Jetzt wirst du zugeben, daß dieses Ding da mit tausend Thalern nicht zu theuer bezahlt ist."

„Wache ich oder träume ich?" rief der Baron, indem er die Hände emporhob; „Graf Helfenberg liebt Fräulein von Braachen und vermacht ihr dieses prächtige Gut Stromberg! — Aber warum heirathet er sie denn nicht lieber?"

Herr von Tondern zuckte mit den Achseln und sprach in wegwerfendem Tone: „Wie kann man aber auch solche Fragen stellen? Wenn man sein Testament macht, denkt man nicht ans Heirathen."

„Wahr, sehr wahr," antwortete der Baron und stützte dabei den Kopf abermals in die Hand, worauf er in tiefes Nachsinnen versank.

Tondern las das Papier wiederholt durch, dann blickte er in die Höhe, während er die Augenbrauen zusammenzog und den Schnurrbart langsam aufwärts drehte.

Fremont fuhr aus seinen Träumereien am ersten wieder auf und

sagte alsdann: „Diese junge Dame ist jetzt die reichste Erbin im Lande.“

„Das Gleiche dachte ich eben.“

„Eine vortreffliche Partie. Was meinst du, Tondern?“

„Was ich meine,“ entgegnete dieser, nachdem er einen Blick in die vorderen Räume des Kaffeehauses geworfen, „läßt sich nicht gut hier an diesem Orte besprechen. Ich denke, wir gehen nach Hause.“

„Ja, gehen wir nach Hause, du dinirst bei mir?“

„Auf alle Fälle, und nach dem Diner —“

„Betrachten wir aufmerksam diese Angelegenheit.“

„Um zu sehen,“ unterbrach ihn Tondern mit einem sehr freundlichen Lächeln, „wie wir unsere tausend Thaler mit wucherischen Zinsen zurückerhalten können.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Reibstein.

Wenn uns das Gemach in der Kneipe zum Reibstein auf dem Burgplatze, wo wir das Vergnügen hatten, die Verbrüderung zum Dolche Rubens kennen zu lernen, an jenem regnerischen Tage düster, geheimnißvoll und sehr befähigt erschien, um einem so außerordentlichen Bunde als Versammlungssaal zu dienen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieses Zimmer auch bei klarem Wetter und heiterem Sonnenschein keinen freundlichen Eindruck machte, vielmehr etwas Ernstes, fast Unheimliches enthielt, namentlich wenn es still dalag und seine Wände nicht wiederhallten vom Lärm lustiger Gesellen.

Anderntheils war das Gemach aber auch wieder bei dem jetzigen kalten Winterwetter draußen, angenehm durchwärmt von dem großen braunen Kachelofen, kein gar so unfreundlicher Aufenthalt, und selbst Jemand, der allein hier gesessen hätte, würde sich bei einigem Interesse für Schnitzwerk und Malerei oder bei nur einigermaßen poetischem Sinn eine Zeit lang haben amusiren können. Die Hände der Künstler, welche hier zusammen kamen, hatten Wände und Decke aufs mannig-

faltigste geschmückt, und wenn auch nicht alles, was man hier sah, echt war, so hatte es doch täuschend den Anschein davon, und man hätte zum Beispiel darauf schwören wollen, daß jenes riesenhafte sechszehnendige Hirschgeweih in der That einmal den Kopf eines dieser edlen Thiere in tiefer Waldesnacht geschmückt habe; daß ferner der Gobelin an der einen Wand eine wirklich prachtvoll erhaltene Weberei mit bunten phantastischen Figuren sei; daß der eiserne Helm an jenem Pfeiler nebst Schild und Handschuhen wirklich einmal von einem biderben Ritter geführt worden sei, und daß die Glasmalereien im Fenster in früheren Zeiten Mönchsgesang und Orgelton gehört.

Und doch war alles das nur Täuschung. Das Hirschgeweih war aus gebrannter Erde fabricirt, Schild, Helm und Handschuhe aus Steinpappe; die Gobelins bestanden aus Sackleinwand, worauf die Maler mit kundiger Hand allerlei Figuren aufs täuschendste gemalt, und die alten Kirchenscheiben hatten sie ebenfalls aus buntem, ölgetränktem Papier, welches sie mit Ornamenten versehen hatten, hergestellt; selbst die Verzierungen an der Decke und die scheinbar kunstreichen holzgeschnitzten Galerien oberhalb der Thür waren Täuschungen, wie so Vieles in dieser trostlosen Welt.

Aber trotzdem nahm sich das Gemach wohnlich aus und hatte, wir müssen es wiederholen, einen fast poetischen Anstrich; man saß gern darin, sowohl bei einer lustigen Gesellschaft, als selbst im Zwiegespräch oder sogar allein, wenn man sich veranlaßt sah, ein wenig zu träumen oder seinen Gedanken Audienz zu geben, welche von den dunklen Holzwänden so gut bei einander gehalten wurden, und durch die bunten Gläser viel schwerer ins Freie flatterten, als dies bei gewöhnlichen nüchternen weißen Fensterscheiben der Fall gewesen wäre.

Durch eben diese bunten Gläser drangen heute Nachmittag die Strahlen der Sonne und spiegelten eine farbige Zeichnung auf den Boden, während sie auch dazu beitrugen, dem düsteren Zimmer selbst einen freundlicheren Anstrich zu geben. In der Nähe des großen Fensters — es bestand eigentlich aus vier kleinen Fenstern, die, wie

man das bei alten Häusern findet, nur durch ein Kreuz aus altem Eichenholze von einander getrennt waren — stand eine Bank, auf deren einem Ende der Kupferstecher Wurzel, und zwar rittlings saß, während vor ihm ein großes Henkelglas voll Bier stand.

Unser alter Bekannter mit dem rothen, gutmüthigen Gesichte, kolossalem Bartwerke und den kleinen lebhaften Augen hatte ein Stückchen Holz in der Hand, an welchem er mit dem Federmesser herum schnitzelte und diese Arbeit nur unterbrach, wenn er aus dem Glase trank, was häufig genug vorkam und sich darauf langsam und behaglich den Bart wischte, oder wenn er beide Fäuste in die Seiten stemmte, eine Stellung, die er beinahe immer annahm, wenn sein Gegenüber etwas sagte, was seine besondere Aufmerksamkeit erregte.

Dieses Gegenüber aber war Niemand anders als Windspiel, der Kellner, in den gleichen engen carrirten Höschen, in denen wir ihn neulich gesehen, heute aber ohne Radmantel und Hut, nur in rund geschnittener Jacke, wie er sie, seinem Berufe nachhüpfend, zu tragen pflegte.

Windspiel stand vor einem Tische, auf dem sich eine Menge Gläser befanden, die er sich bemühte, mit einer einst weiß gewesenen Serviette zu putzen. Doch betrieb er dieses Geschäft nur mechanisch, und wenn er auch gerade mit dem Kupferstecher nicht sprach, das heißt auf dessen Fragen Antwort gab, so bewegte er doch die Lippen, als rede er mit sich selber, strich zuweilen seufzend sein struppiges Haar, schüttelte mit dem Kopfe oder zog nachdenklich die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß dies ordentlich komisch anzusehen war.

Der Kupferstecher hatte gerade getrunken und sich mit dem Aermelaufschlag den Mund abgewischt, als er seine Holzschnitzerei für den Augenblick ruhen ließ, und mit seiner tiefen dröhnenden Stimme zu dem Kellner sprach:

„Wie ich dir schon oft gesagt, Windspiel, so halte ich es für das größte Unglück, das dir widerfahren konnte, daß du einen Menschen kennen gelernt, der mit oder ohne Absicht — das kann ich vorderhand

nicht beurtheilen — dein bischen ohnehin schon verbranntes Gehirn zusammenrappelt. Oder hast du dir das Aufschneiden angewöhnt und willst mir eine Geschichte aufbinden, von der du selbst überzeugt bist, daß ich sie nicht glaube?"

„O, Herr Wurzel," entgegnete der dünne Kellner und schüttelte dabei langsam den Kopf, „es ist da nichts von Zusammenrappeln meines verbrannten Gehirns, noch weniger von Aufbinden zu reden; was ich Ihnen sagte, ist die reine Wahrheit."

„So hat man dich zum Besten gehabt."

„O nein, es war nichts von zum Besten haben dabei, es war Ernst — blutiger Ernst."

Bei diesen Worten fuhr er mit der Hand über seine Nase, wo die verdächtigen röthlichen Spuren immer noch deutlich sichtbar waren.

Der Kupferstecher hatte ein paar Schnitte an seinem Holz gethan, dann meinte er: „Das ist ja eine ganze Räuber- und Mordgeschichte, Windspiel."

„O ja," entgegnete der Kellner, „es hat sich stark von Räubern gehandelt und noch obendrein von Räubern der gefährlichsten Art; sie hatten sich als Weiber verkleidet, und ihrer vier griffen mich an und packten mich."

„Nun, daß man dich geschopfbeutelt hat wie der Hund den Bettelsack, daran zweifle ich nicht im Geringsten. Aber um was hat es sich eigentlich gehandelt?"

„O, um sehr viel, Herr Wurzel; zuerst um Einbruch, wobei es den Kerlen, die mich gefaßt, auf ein bischen Mord gewiß nicht angekommen wäre; dann um die Entführung einer jungen schönen Dame, die aber der tapfere Don Larioz mit seinem Degen befreite — ich kann Sie versichern, das war sehr schön — und alsdann ihren trauernden Verwandten zurückgab."

„Und der Entführer kam auch vor?"

„Ob er vorkam!"

„Ebenfalls in Weiberkleidern?" fragte lachend der Kupferstecher.

„O, ich sehe, Sie glauben mir nicht und wollen mich nur zum Besten halten,“ sagte Windspiel gekränkt. „Aber ich kann Sie versichern, die Erinnerung an jenen Abend kann mir doch kein Mensch nehmen; obgleich er etwas unglücklich für mich ausfiel, war er doch voll Poesie, und ich denke immer daran.“

„Ja, so sehr,“ entgegnete der Andere, „daß du dein Geschäft grausam vernachläßigst und nicht einmal siehst, wie ich hier seit einer Viertelstunde bei trockenem Glase sitze.“

Diesem Fehler war bald abgeholfen; der Kellner warf die Serviette über seine Schulter und brachte im nächsten Augenblicke ein gefülltes Glas, worauf der Kupferstecher einen guten Zug that, den Deckel schallend zufallen ließ und das Gefäß wieder vor sich auf die Bank setzte.

„Ich fürchte,“ sagte er nach einer Pause, „wir haben mit unseren Geschichten neulich deinen Freund und Gönner abgeschreckt, er wird so bald nicht wieder hieher zurückkehren, und das ist eigentlich schade, denn es ist amusant, ein Original, wie er ist, öfter zu sehen.“

Windspiel hatte das Glas, welches er gerade in der Hand hielt, sauber geputzt und hielt es zur Probe gegen das Licht, wobei er mit seiner Arbeit zufrieden zu sein schien; wenigstens lächelte er vergnügt in sich hinein, doch konnte dieses Lächeln auch seinen Worten gelten.

„Ich glaube nicht,“ erwiderte er nämlich, „daß die Geschichte neulich hier den Don Larioz abgeschreckt hat; es ist das eine höchst eigenthümliche Persönlichkeit, die das Geheimnißvolle liebt, und er sucht wahrscheinlich mehr dahinter, als wirklich zu finden ist.“

„Nimm dich in Acht, Windspiel,“ bemerkte lachend der Kupferstecher, „du sprichst da sehr geringschätzend von unserer anonymen Gesellschaft, welche sich in der That glücklich schätzt, den Herrn Larioz unter die Ihrigen aufgenommen zu haben. Aber Scherz bei Seite! Da du nun einmal der Vertraute dieses edlen Spaniers bist, so wirst du mir vielleicht mittheilen können, was er denn eigentlich damals hat sagen wollen mit seiner Erzählung von der schönen Spanierin,

die er drüben bei den Breibergs gesehen haben will. Ich habe mir alle Mühe gegeben und mich auf Erkundigungen gelegt, und kann dich versichern, Windspiel, daß die drüben kein anderes Modell haben, als die wir auch kennen: die Katharine und den Stöpsel."

„Modell, ja, das glaube ich wohl," antwortete der Kellner, indem er die Achseln zuckte und eine etwas geringschätzende Miene annahm. „Es handelt sich hier um kein Modell; ich sage Ihnen, Herr Wurzel, es ist so, wie der Herr Don Carioz gesagt." Er näherte sich dem Kupferstecher und setzte flüsternd hinzu: „Die halten da drüben was verborgen."

Herr Wurzel ließ seine Arbeit ruhen, stützte die Fäuste auf die Hüften, und sagte, indem er die kleinen Augen so stark zudrückte, daß man sie kaum noch zwischen den buschigen Brauen hervorblitzen sah: „Was sollen die da drüben versteckt haben? Ich glaube, du bist nicht recht bei Trost!"

Windspiel machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er den Andern bitten, leise zu sprechen, dann schaute er sich schüchtern in dem leeren Gemache um und erwiderte: „Ich habe sie ja selbst gesehen?"

„Den Teufel auch! Was hast du gesehen?" fragte lachend der Kupferstecher, wobei er aber doch einen aufmerksamen Blick auf das ernste Gesicht des Kellners warf, der jetzt dicht zu ihm herangeschlichen war und hastig und mit ganz leiser Stimme sagte:

„Gesehen habe ich das schöne Mädchen drüben bei Breibergs. Wer es ist, kann ich freilich nicht sagen, aber — sie gehen schlimm mit ihr um, Herr Wurzel, das dürfen Sie mir glauben. Mißhandelt haben sie sie."

„Hol' dich der Henker, Windspiel!" rief der Kupferstecher mit einigem Erstaunen, „du könntest Einen am Ende Zeug glauben machen, wovor man sich selber schämen müßte. Wie ich früher schon sagte: dein Kopf hat gelitten, denn ein Mensch bei klarem Verstande könnte in unserer ruhigen Stadt doch unmöglich verkleidete Räuber

gesehen und Entführungen beigewohnt haben und von einer gefangenen Spanierin wissen, die von den Breibergs mißhandelt wird. O Windspiel, du dauerst mich sehr!"

Der dürre Kellner kratzte sich am Kopfe und schaute einen Augenblick nachdenkend zu den bunten Fensterscheiben empor, bis er endlich entgegnete:

„Und es ist doch so; ich habe Ihnen das anvertraut, Herr Wurzel, weil Sie es besser meinen als all die Andern, wenn Sie auch oft so thun, als ob sie Einen beißen wollten. Und schön muß die Spanierin sein, denn Herr Don Larioz spricht mit Entzücken von ihr, und was ich selbst gesehen," setzte er stockend hinzu, „ist schon der Mühe werth, das kann ich Sie versichern."

„Windspiel, du machst mich wirbelig," sprach der Andere und fuhr darauf sehr ernst fort: „denn ich will nicht hoffen, daß du dir einfallen lässest, einen Spaß mit mir zu treiben."

„Wie können Sie so etwas denken!" versetzte der Kellner fast erschrocken. „Ist es doch wahrhaftig so, wie ich Ihnen gesagt: die Breibergs halten ein wunderschönes Mädchen bei sich versteckt, das kann ich feierlich versichern. — Bei San Jago!"

„Schwör' du lieber bei einem vernünftigen deutschen Heiligen — oder beim Gambrinus meinetwegen!" rief Herr Wurzel. „Also du lügst mich nicht an?"

„Gewiß nicht; aber," setzte der Kellner geheimnißvoll hinzu, „Herr Don Larioz hat sich vorgenommen, die Sache zu untersuchen, und wenn der mit seinem langen Stoßdegen über die Gebrüder Breiberg kömmt, da können sie sich freuen."

Der Kupferstecher hatte das Stückchen Holz, woran er geschnitzelt, sowie das Messer auf die Bank gelegt, dann sein Glas mit einem tüchtigen Zuge geleert, machte aber jetzt eine abwehrende Handbewegung, als Windspiel, eingedenk des Verweises von vorhin dasselbe wieder füllen wollte. Herr Wurzel strich mit der Hand über den vollen Bart und sprach, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Den Breibergs würde ich schon was Gehöriges gönnen, — aber deine Geschichte ist zu toll und zu unwahrscheinlich. Dem müssen wir auf die Spur kommen."

„Aber, Herr Wurzel," unterbrach ihn der Kellner mit einer bittenden Geberde, „wenn die daneben erführen, daß sich der edle Don Larioz für das unglückliche Mädchen interessirt, so würde es ihr noch viel schlechter ergehen."

„Sei kein Kameel, Windspiel!" antwortete barsch der Kupferstecher; „du wirst mich doch wohl nicht für eine Plaudertasche halten! Aber der Sache muß man auf den Grund kommen; ihr zu Lieb will ich vergessen, daß Jean Baptist ein Flegel gegen mich gewesen, unter einem Vorwande hinüber gehen und dabei schon ins Klare kommen."

„Aber nicht wahr, Herr Wurzel," bat der Kellner wiederholt, „Sie nehmen sich in Acht? Sehen Sie, wie sollte ich je wieder vor den Herrn Don Larioz treten können, nachdem ich an ihm zum Verräther geworden bin?"

„Was das anbelangt," entgegnete der Kupferstecher, indem er sich von der Bank erhob, „so wäre es vielleicht gar kein Schade für dich, wenn du diesen Umgang abbrächest; aber sei nur ruhig. Wenn es sich wirklich so verhält, wie du und dein edler Spanier sagen, so will ich wahrhaftig bereit sein, seine Bemühungen zu unterstützen."

„Und ich erfahre etwas davon, was Sie gesehen?" fragte der Kellner.

„Wenn es der Mühe werth ist, ja. Aber ich bin fest überzeugt, die ganze Geschichte läuft auf irgend eine Narrheit hinaus."

Damit setzte Herr Wurzel seinen grauen, breitkrämpigen Hut auf, knöpfte den Rock zu und verließ, indem er eine Melodie pfiff und mit dem Stock in der Luft herum fuchtelte, das Gemach.

Als der Kellner nun allein blieb, legte er seine beiden Hände vor den dünnen Leib und blickte träumerisch in die Höhe. Eigentlich wollte er an den Himmel schauen, aber da ihm die bunten Scheiben die Aussicht dorthin versperrten, so blieben seine Blicke darauf haften,

und seine Phantasie grasete auf den bunten Feldern umher, welche die Maler mit allerlei seltsamen und abenteuerlichen Figuren geschmückt, — Figuren und Situationen, welche wohl dazu geeignet waren, die Gedanken Windspiels fest in der Richtung zu erhalten, in die sie sich zufällig verfahren. Da war der tapfere Drachentödter in stahlblauer Rüstung, wie er dem Ungethüm den Speer in den Leib stößt in dem Augenblicke, als dieses die etwas sehr stark entkleidete Jungfrau verschlingen will; da sah man die Töchter des Cid an ihren Baum gebunden und gleich daneben den Campeador selbst racheschnaubend sein Schwert schwingen. Da sah man viele bekleidete und unbekleidete Jungfrauen, bekannte und unbekannte Ritter, und alle verfolgten eifrig den gleichen Zweck: die Unschuld zu schirmen, das Laster niederzuwerfen und mit starkem Arm jedem Bedrängten beizustehen.

Der gute Kellner seufzte tief auf, als er die geharnischten Figuren und die schönen Damen, mit denen er sich schon so oft im Stillen unterhalten, jetzt aufgeregt, wie er war, betrachtete und dabei dachte, wie er um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen sei und eine schöne Bestimmung gänzlich verfehlt habe. Wie war es so unpoetisch, hier Flaschen und Gläser spülen zu müssen, Bier einzuschenken, von den Malern „Windspiel" genannt zu werden, statt vielleicht Fernando zu heißen und, wie der kleine Leibpage dort oben auf dem Glasgemälde, in Diensten jener dicken Prinzessin zu stehen, der er eben vom Pferde zu helfen im Begriff ist.

Während Windspiel so dachte, hatte er seine Serviette auf die rechte Schulter geworfen, den Arm keck in die Seite gestemmt und schaute auf jene Attitude, wobei er sich vorstellte, daß ein kleiner Mantel von weißem Seidenzeuge à la Don Juan außerordentlich kleidsam für ihn wäre. Auf einmal wurde er aber aus seinen Betrachtungen durch ein leises Lachen aufgeschreckt, das hinter ihm erklang. Da er sich eigentlich über dieses Lachen ärgerte, es aber unter seiner Würde fand, sich rasch umzuwenden, so drehte er den Kopf mit einem sehr finsteren Gesichtsausdruck über die rechte Schulter und schien auch

durchaus nicht freudig überrascht zu sein, als er in dem Lacher seinen Bruder erkannte, den kleinen Reitknecht, wie er ihn mit einiger Geringschätzung zu nennen liebte, obgleich Friedrich nur um ein sehr Geringes kleiner war als der Kellner vom Reibsteine.

„So, du bist es?“ fragte er in lang gezogenem Tone, indem er seine Serviette, ohne sich zu beeilen, vom Arme herabrutschen ließ, die Hand aber auf der Hüfte aufgestützt behielt.

„Ja, allerdings bin ich es,“ entgegnete der Groom, der aber nicht ins Zimmer trat, sondern an der Thür stehen blieb. „Wir sind hinten in der kleinen Stube, und wenn du uns da etwas Gesellschaft leisten wolltest, so wäre es uns angenehm.“

„Wer ist denn das — wir?“ fragte Windspiel, indem er den Kopf ziemlich hoch emporhob.

„Lauter respektable Leute,“ versetzte Friedrich mit Betonung. „Thu doch nicht so, als wenn du deine Gesellschaft auswählen könntest; freilich so langhaarige Künstler sind nicht dabei. Na, komm nur und bring vier gute Schoppen mit, das heißt vier, wenn du selbst einen trinken willst.“

„Du weißt wohl, Friedrich,“ antwortete der Kellner etwas gekränkt, „daß ich das hintere Zimmer nicht bediene; dafür ist das Schenkmädchen da, und an die kannst du dich wenden, wenn du drei Schoppen haben willst.“

„Auch gut, aber komm du nur herüber.“

„Wir wollen sehen,“ sagte Windspiel mit unverkennbarem Stolze, indem er die Serviette schwang und aufs Neue anfing, seine Gläser zu putzen.

Friedrich verschwand durch die Thür, und Windspiel sprach zu sich selber: Da wird er wieder welche von seinem Bedientenvolk bei sich haben; man muß das Zeug kurz halten. Die haben eine Art, sich mit Jedem familiär zu machen, und wenn man, wie ich, an bessere Gesellschaft gewöhnt ist, so haßt man das aus Grund seiner Seele.

Dabei ließ er einen unterdrückten Seufzer vernehmen und schaute abermals zu den bunten Scheiben empor, wo seine Blicke wieder auf dem kleinen Pagen und der dicken Fürstin haften blieben, die ihren Fuß ziemlich weit von sich abstreckte und etwas stark schielend herabsah.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Poesie und Prosa.

Friedrich war unterdessen nach dem hinteren Zimmer gegangen, einem kleinen Stübchen, wo nur ein einziger Tisch mit vier Stühlen Platz hatte, weßhalb dieses Stübchen gewöhnlich von Partieen benutzt wurde, die unter sich und allein sein wollten. Zwei Stühle waren schon besetzt, als der Groom eintrat, und zwar der eine durch den Gärtner Andreas, der so breit wie möglich vor dem Tische saß, beide Arme darauf gelegt hatte und mit halb geschlossenen Augen vor sich hin lächelte, wie er gern zu thun pflegte, wenn er sich in gemüthlicher Laune befand, das heißt bei ihm, wenn es irgend eine Bosheit zu überlegen oder auszuführen gab.

Seinen Nachbar würde der geneigte Leser schwerlich wieder erkennen, obgleich wir schon einmal im Verlaufe dieser wahrhaftigen Geschichte uns erlaubt haben, denselben vorzustellen. Es war das ein hübsch aussehender Mann in elegantem schwarzem Paletot, einer feinen, untadelhaften Halsbinde, aus der blendend weiße Hemdkragen hervorsahen, und einem Kopfe, den man hätte schön nennen können, wenn die Gesichtsfarbe nicht gar so bleich und verlebt gewesen wäre, und wenn nicht beständig um den Mund ein unangenehmes, malitiöses Lächeln gespielt hätte. Der Mann trug einen schwarzen Backen-

bart, von der Wange in einer scharfen Linie gegen die Mundwinkel laufend, sein ebenfalls schwarzes Haar war sorgfältig frisirt, an den Händen trug er Handschuhe, und die Art, wie er den rechten Arm auf den allerdings nicht übermäßig sauberen Tisch aufgelegt hatte, zeigte, daß er sich scheue, mit demselben in Berührung zu kommen, und nur ungern seiner Bequemlichkeit dieses Opfer brachte.

Es war François, der Kammerdiener der Baronin von Braachen, und wenn man ihn genau anblickte, so sah man auf seinem weißen Gesichte immer noch eine feine, röthliche Schmarre, die zuweilen mit dem Finger zu befühlen er sich seit jener Zeit zur Gewohnheit gemacht hatte, — eine Berührung, die gerade nicht dazu geeignet war, wohlwollende Gefühle für die Tochter seines Herrn aufkommen zu lassen. Er hatte sich ein Glas Punsch geben lassen, da er Bier oder Wein nicht zu trinken pflegte.

Als der Groom eintrat, hob Andreas seinen Kopf empor und fragte: „Nun, ist dein Herr Bruder zu Haus? Werden wir die Ehre von ihm haben, oder verschmäht er uns?"

„Glücklicherweise verschmäht er uns vorderhand," antwortete Friedrich lachend. „Später schenkt er uns wohl doch auf einen Augenblick die Ehre seiner Gesellschaft."

Er rückte einen Stuhl an den Tisch und setzte sich nieder.

Der Gärtner hob sein Glas empor, hielt es gegen das Licht, wobei er leise vor sich hin pfiff, dann trank er und sagte zu dem Kammerdiener: „Es ist mir unbegreiflich, daß Sie, wie Sie vorhin sagten, kein Bier trinken. Jetzt im Winter kann man es am Ende schon lassen, aber wenn ich Sommers das warme Zeug da in mich hinein gießen müßte, da käme ich vor Hitze um."

„Sommers trinke ich Wasser oder etwas Limonade," sprach der Italiener affektirt, wobei er seinen Backenbart strich und dann mit dem Zeigefinger leicht über jene Schramme fuhr.

„Da hat unser Friedrich dort eine Aehnlichkeit mit Ihnen," sprach der Gärtner lachend, „das heißt, er thut so, als wenn er Bier oder

Wein für sein Leben gern tränke; aber von dem, was eine Fliege vertragen kann, hat er schon einen Rausch. Ich behaupte, er hat so schon zu viel Geist in sich, daher macht ein bischen mehr gleich Spektakel bei ihm."

Der Groom trank wohlgefällig aus seinem Glase, als der Andere so von ihm sprach, und François, ohne seinen Kopf im Geringsten zu wenden, warf einen spöttischen Blick auf ihn.

„Ich sage Ihnen," wandte sich Andreas an den Kammerdiener, „das ist überhaupt ein ganz merkwürdiger Kerl, der Kleine da. Wo es bei ihm steckt, das habe ich noch nie ergründen können; aber sollten Sie glauben, daß alle Frauenzimmer in ihn vernarrt sind? Da ist die Nanett, die Kammerjungfer der gnädigen Frau, die hat er völlig unglücklich gemacht."

Der kleine Reitknecht zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen, er verstehe wohl die Worte des Gärtners nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen; doch zeigte sich zu gleicher Zeit auf seinem Gesichte ein pfiffig sein sollender Ausdruck, der erkennen ließ, wenn man ihn auch zum Besten habe, so wisse er doch, was er wisse.

„Und warum hat er die Nanett unglücklich gemacht?" fragte François, nachdem er an seinem Punschglase genippt.

„Weil er ihr Hoffnungen erregt, die er später nicht Lust hatte zu erfüllen."

„Wer doch auch so übertreiben könnte, wie Ihr, Andreas!" sagte nun der Reitknecht. „Ja, es ist wahr, ich war gegen das Mädchen aufmerksam, und sie hat das freundlich aufgenommen, aber dabei blieb's auch," fügte er mit einem ernsten Blicke hinzu, während er leise seufzte. „Von Unglücklichsein ihrerseits ist keine Rede. Ja, ihrerseits nicht."

Der Gärtner kniff sein linkes Auge gegen den Kammerdiener zu, der zum Zeichen des Einverständnisses ganz leicht mit dem Kopfe nickte und darauf sprach:

„Das Ihrerseits, was Sie zweimal wiederholten, läßt ja fast

vermuthen, als wenn Jemand anders unglücklich wäre. Friedrich, Friedrich! Sie sind ein feiner Mensch und ein verwegener Geselle."

„Ja, verwegen ist er," sagte Andreas scheinbar mit großem Eifer und großer Aufrichtigkeit. „O, er ist so verwegen, daß man das gar nicht sagen kann."

„Im Grunde hat er Recht," entgegnete der Kammerdiener, nachdem er, wie über etwas ernstlich nachdenkend, vor sich auf den Tisch geschaut. „Wer nicht in die Höhe strebt, der bleibt am Boden kleben, und — wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht."

„Da eben liegt der Hund begraben," versetzte der Gärtner mit sehr bestimmtem Tone. „Ich versichere Sie, in seinem Geschäfte hat er einen ungeheuren Muth; im Reiten thut's ihm Keiner gleich, das sagt sogar der Kutscher, der sonst immer Händel mit ihm hat. Aber wo es auf etwas Anderes ankommt, da ist Monsieur Friedrich nicht zu haben."

„Das kann man von mir nicht sagen," entgegnete der kleine Groom gekränkt. „Was Einer wagen kann, das thu' ich auch.

„Man kann sich das nicht geben, wenn man's nicht hat," meinte François. „Aber in dem Falle wäre es schade, wenn er sich durch eine übergroße Scheu vielleicht von seinem Glücke abhalten ließe."

„Ja, was Glück!" sprach Friedrich, wobei er sich am Kopfe kratzte; „das sagt der Andreas nur so, um mich anzutreiben."

„Um dich anzutreiben? — Da seh' einmal Einer!" rief der Gärtner im Tone des größten Erstaunens. „Was habe ich davon, ob du dich antreiben lässest? Und dann will ich dich auch gar nicht antreiben; ich habe nur gesagt: wenn er nicht sieht, daß das Fräulein ihm über alle Maßen wohlgeneigt ist, muß er blind sein, wie ein Maulwurf."

Friedrich blickte erwartungsvoll auf den Kammerdiener, der mit dem Kopfe nickte und nach einigen Sekunden sagte: „Auch mir ist das ganz glaublich, ja, ja, vollkommen erklärlich."

„Siehst du, ungläubiger Thomas?" nahm Andreas abermals das

Wort, wobei er den Andern leicht an den Arm stieß, wie um ihn aufmerksam zu machen. „Auch dem Herrn François ist das glaublich und erklärlich. Und daß der solche Geschichten kennt, das wirst du doch wohl nicht läugnen wollen.“

„Es liegt Alles in der Art,“ fuhr der Kammerdiener fort, „wie das Fräulein ihm ihr Wohlwollen zu erkennen gibt; man kann damit anziehen und abstoßen. Wenn sie freundlich mit ihm ist, so wollte das nicht viel beweisen; man müßte erst wissen, ob sie ihn auf irgend eine Art, und wie, den Andern vorzieht.“

„Na, wenn Friedrich nicht wissen sollte, daß sie das thut, so will ich ein Schaf sein!“ rief der Gärtner, indem er die Hände zusammenschlug. „Das läßt sich an tausend Kleinigkeiten merken. Will sie bei Tische Wasser haben, so muß es ihr Friedrich präsentiren, tritt sie auf ihren Spaziergängen durch den Garten in den Stall, so thut sie es gewiß nur in dem Augenblicke, wenn er dort ist. — Kannst du das läugnen?“ wandte er sich an den Reitknecht. „Und kannst du auch läugnen, daß sie neulich absichtlich ihr Taschentuch fallen ließ, damit du es ihr in die Hand geben solltest?“

„Daß sie es fallen ließ, ist schon wahr,“ sagte der Groom, „aber eine Absichtlichkeit — nein, daran kann ich nicht glauben.“

„Man läßt im Stalle nie ohne Absicht ein Taschentuch fallen,“ sprach in sehr bestimmtem Tone der Kammerdiener, „ich kenne das.“

„Hörst du, Herr François kennt das!“ rief Andreas eifrig. Doch fuhr er gleich darauf achselzuckend und mit großem Unmuth fort, wobei er aber, ohne daß es Friedrich sah, einen aufmunternden Blick auf den Kammerdiener warf: „Doch was geht mich die ganze Geschichte eigentlich an? Wenn ich dem Burschen da nicht so gut wäre und es mich freuen würde, wenn er zu seinem Glücke käme, da hätte ich wahrhaftig nie ein Wort darüber verloren. Sieh den Herrn Kammerdiener an, was das für ein Mann geworden ist. Und wie die Sachen stehen, könntest du es noch weiter bringen. — Glauben Sie wohl,“ fuhr er gegen François gewandt fort, „daß ich für das Fräu-

lein ein Bouquet machen sollte, und daß sie mir sagte, als ich es ihr übergeben wollte: Friedrich kann es auf mein Zimmer tragen! Nun, wenn das nicht deutlich genug ist, dann weiß ich nicht mehr, was deutlich sein soll."

Der Kammerdiener fuhr mit den Fingern leicht und wiederholt über die Schramme in seinem Gesichte, dann sagte er wie zu sich selber: „Ja, ja, es liegt in der Familie."

Obgleich er dies sehr leise sprach, so hatte es doch Friedrich, der gespannt auf seine Worte horchte, wohl verstanden.

„Wenn Jemand freilich," fuhr der Kammerdiener laut fort, „keinen Muth besitzt, so greift er eine Sache falsch an und verdirbt mehr, als er gut macht."

„Ja, Muth muß man freilich haben," meinte auch der Gärtner, indem er verdrießlich die Arme über einander schlug; „aber der ist nicht Jedermann gegeben."

„Ihr habt gut reden, Andreas!" rief der Groom ärgerlich, „was soll ich da meine Haut zu Markte tragen, wo ich doch überzeugt bin, daß Alles nichts ist? Freilich ist sie schön, ach! so schön, daß Einem das Herz aufgeht, wenn man sie nur ansieht; aber auch ebenso stolz; und wenn ich auch Muth genug habe, so muß ich doch sagen, daß ich fast in die Kniee schnappe, wenn sie nur einen ernsten Blick auf mich wirft. — — Dann — ist — auch — — der gnädige Herr —"

François horchte auf, doch trank er im nächsten Augenblicke scheinbar mit großer Gleichgültigkeit aus seinem Glase.

Der Gärtner hatte aber wohl den Blick im Auge des Italieners bemerkt und sagte, indem er sehr künstlich lachte: „Friedrich, du bist doch ein kleines Ungeheuer! Was willst du vom gnädigen Herrn sagen?"

„Ich will nichts von ihm sagen," antwortete mürrisch der Reitknecht. „Aber er hat die Augen so auf alles, was im Hause geschieht, namentlich auf das, was das Fräulein thut, daß ihm nicht das Geringste entgehen könnte."

„Seh' mir einer den Unverstand an!" sagte Andreas. „Als wenn

der gnädige Herr etwas sehen sollte, was sie nicht will sehen lassen. Aber sparen wir unsere Worte: man muß Niemand zu seinem Glücke zwingen wollen, der keine Lust hat, etwas dafür zu wagen."

„Das Gleiche denke ich auch," meinte François, geziert lächelnd. „Da ich meinen Punsch ausgetrunken habe, auch meine Zeit zu Ende geht" — er zog dabei mit großer Absichtlichkeit seine schöne goldene Cylinderuhr aus der Tasche, die an einer schweren Kette von gleichem Metall hing — „so denke ich, wir sparen unsere Worte und lassen den Herrn Friedrich thun, was ihm gut dünkt."

Damit erhob er sich, und der Gärtner folgte seinem Beispiele; dann schlug Letzterer den Groom leicht auf die Schulter, und sagte ihm: „Ueberlege genau, was wir gesprochen. Ich muß jetzt nach Hause, um meine Glashäuser zuzudecken. Du wirst wohl noch da bleiben und deinen Bruder erwarten. Geh in dich und fasse Muth; wahrhaftig, wenn ich an deiner Stelle wäre, du solltest in den nächsten Tagen was erleben."

Damit gingen die beiden würdigen Männer zur Thür hinaus, François mit hoch erhobenem Kopfe, gespitztem Munde, ohne sich nach dem kleinen Reitknechte umzuschauen. Während er durch die vorderen Zimmer der Wirthschaft ging, liebte er es, seine schwere goldene Kette häufig um den Zeigefinger zu wickeln.

Vor der Hausthür angekommen, blieben die beiden bei einander stehen und der Kammerdiener sagte: „Nur nicht nachlassen! Man muß dem dummen Burschen jeden Tag einheizen, bis er warm genug ist. Macht er aber einmal einen dummen Streich, dann verlasse ich mich auf Sie, Andreas, daß Sie mich aufs Schnellste davon in Kenntniß setzen."

„Und wenn es am Ende doch nichts nützt?" antwortete der Andere. „Wenn das gnädige Fräulein einfach die Reitpeitsche nimmt und unseren Freund zum Hause hinaus jagt, was dann?"

„Einen Skandal gibt's auf alle Fälle," entgegnete François, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. „Und wie ich dieses wilde,

trotzige Geschöpf kenne" — bei diesen Worten strich er abermals über seine Wange und biß die Zähne leicht auf einander — „reißt das so tief in ihr Herz, daß da Alles zu erwarten ist. Das Haus muß ihr verhaßt werden. Auch können Sie sich denken, daß ich schon auf andere Weise vorgearbeitet habe. Man hört hier und da etwas, wie auffallend sich der Herr Baron von Breda seiner Nichte annimmt; die guten Leute schütteln begreiflicher Weise den Kopf darüber und finden daran eine ausgesprochene Neigung. Das geradezu bei uns zu sagen, werde ich mich wohl hüten; denn die gnädige Frau ließ schon früher einmal Worte fallen — — aber," unterbrach er sich mit einem Mal, „wie vorhin bemerkt: unterlegt ist die Sache aufs Beste, es braucht nur eines gelinden Anstoßes, und wir rollen von unserer Höhe den Berg hinab."

„Wir hören dann auf, alte Diener des Hauses zu beaufsichtigen und zu chicaniren!" rief triumphirend der Gärtner.

„Und wenn wir darauf wieder sehr enttäuscht in die Heimat zurückkehren, so werden wir uns doch nach und nach entschließen müssen, in manchen sehr sauren Apfel zu beißen."

Dies sagte François, der Kammerdiener, indem er behaglich seinen Backenbart strich, während aber zugleich ein wildes Feuer aus seinen Augen blitzte.

Darauf reichten sich beide die Hände, und Jeder ging seiner Wege, der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Der kleine Groom war in dem Hinterstübchen allein geblieben, hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gelegt, aber in einer Art, wie man es wohl zu machen pflegt, wenn man eifrig über etwas nachdenkt, das im Stande ist, einem den guten Humor zu verderben. Er drückte nämlich mit seiner Faust die rechte Wange so in die Höhe, daß von dem Auge über derselben fast nichts mehr sichtbar war. Auch hatte er seinen Hut wieder aufgesetzt und ihn recht schief auf ein Ohr gerückt, nicht weil es ihn barhäuptig fror, sondern weil er die Schritte seines Bruders vernahm, und weil er

dachte, er sehe imponirender aus, wenn er mit dem Hut auf dem Kopfe dasäße.

Was sein Herz in diesem Augenblick bewegte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben, denn er war sich dessen selbst nicht recht bewußt. Wenn auch der Gärtner in der betreffenden Angelegenheit durch aufreizende Worte, Schmeichelreden und die handgreiflichsten Lügen aller Art seine Phantasie möglichst gesteigert hatte, so war er dagegen in ruhigen Momenten so vernünftig, sich selbst vor einem Schritte zu warnen, der neben einem schönen Ausgange auch verschiedenes Unangenehme haben konnte und wobei es sehr ungewiß blieb, welchem dieser Ausgänge er zufliegen würde. Wir sagen: in ruhigen, vernünftigen Momenten dachte er so; aber leider waren diese höchst selten bei ihm.

Der Kellner trat demnach in das Gemach, und da er die Andern nicht hatte weggehen sehen, so blickte er nicht nur einigermaßen erstaunt um sich, sondern sagte auch:

„Ich glaubte, du seiest in Gesellschaft. Wo sind denn die Anderen?"

Friedrich machte, ohne seine Stellung zu verändern, eine Handbewegung nach der Thür, worauf sein Bruder fortfuhr:

„Mir scheint, du bist schlecht gelaunt, und da wird wohl unsere Unterhaltung ziemlich spärlich ausfallen; vielleicht willst du auch mit deinen Gedanken allein sein, und wenn das der Fall ist, so hast du es nur zu sagen, ich habe ohnedies noch genug zu schaffen."

Nun war es aber dem Groom in diesem Augenblicke nicht darum zu thun, allein zu bleiben; denn so sehr er auch nachdachte, brachte er doch nichts Gescheidtes zusammen; im Gegentheil, er begann sich zuweilen vor seinen eigenen Gedanken zu fürchten, da sie mitunter, wie nicht zu läugnen, ziemlich extravagant waren. Deßhalb veränderte er langsam seine Stellung, blickte seinen Bruder an und bemerkte: „Wenn ich allein sein wollte, da wäre ich wohl mit den Anderen fortgegangen und nicht hier zurückgeblieben."

„Aber verdrießlich bist du?“

„Verdrießlich eigentlich nicht, aber bekümmert.“

Bei diesen Worten stützte Friedrich den Kopf auf die linke Hand und seufzte ziemlich auffallend, und zugleich zwinkerte er auf eigentlich komische Art mit den Augen.

Windspiel hatte sich auf der anderen Seite des Tisches niedergelassen, streckte die zusammengefaltenen Hände vor sich aus und drehte mit den Zeigefingern derselben langsam das Salzfaß herum, welches vor ihm stand.

„Wenn du bekümmert bist,“ sagte er, „so mußt du also Kummer haben, und da es für alle Arten von Kummer einen kräftigen Trost gibt, so wäre ich vielleicht im Stande, etwas für dich zu thun, wenn du es nämlich für gut fändest, mir die Ursache deines Kummers mitzutheilen.“

Der kleine Reitknecht spuckte neben sich auf die Erde, wobei er sich bemühte, ein recht melancholisches Gesicht zu machen; dann entgegnete er:

„Es gibt eine gewisse Art Kummer, welchen zu fühlen du aber noch nie Gelegenheit hattest“ — dies sprach er mit Geringschätzung — „und den nur eine einzige Person zu lindern im Stande ist. Daß du aber diese Person nicht bist, das kann ich dir versichern.“

„Das wäre Liebeskummer,“ meinte Windspiel, „der schlimmste von allen.“

Er ließ das Salzfaß los und bewegte die Finger, als sei er gerade im Begriff, die Saiten einer Guitarre zu verarbeiten. „Ja, Liebeskummer.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

— — Und doch sagt der Dichter:

Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Es ist das sehr schön componirt, und ich spiele es zuweilen Abends, wenn der Mond scheint."

„Was der Dichter sagt, ist mir sehr gleichgültig," versetzte mürrisch der Groom; „nur so viel ist gewiß, daß, wenn ich liebe, ich das durchaus nicht mit großem Glücke thue."

„So liebst du also unglücklich?" sprach der Kellner mit einem leichten Anflug von Begeisterung. „Das ist um so schöner."

„Warum um so schöner?"

„Weil es sehr poetisch ist.

Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt."

Diesmal sang Windspiel die Melodie zu den Worten, wobei ihm der Reitknecht zuhörte, mit finsterem Blick und einem unverkennbaren Zug von Verachtung um die aufgeworfenen Lippen. Doch ließ er sich gleich darauf herab, zu sagen: „Man kann unglücklich lieben und doch wieder nicht unglücklich."

„O ja, das kann man," antwortete schwärmerisch der Kellner, indem er seine Augen gegen die Zimmerdecke erhob. „Man kann zum Beispiel eine vornehme Dame lieben, auch von ihr wieder geliebt werden, aber unserer Verbindung stellen sich unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Das ist noch schöner, noch poetischer."

Er begleitete diese Worte mit einer ausdrucksvollen Bewegung der rechten Hand.

„Und daran findest du nichts Unrechtes?" fragte Friedrich.

„Gewiß nicht; wer kann seinem Herzen gebieten?"

„Nun, dann freut es mich, daß wir doch einmal einerlei Ansicht sind — denn ich liebe eine vornehme Dame."

„Oh, oh!" machte Windspiel mit einem Tone großer Ueberraschung. „Du? Mach keinen schlechten Spaß!"

„Na, ob das wie ein schlechter Spaß klingt!" sprach der kleine

Reitknecht gereizt, schob seinen Hut noch verwegener auf das Ohr und setzte sich aufrecht hin, um seinen Bruder fest anzusehen. „Und wenn dir das so unglaublich erscheint, so dauern mich die paar Worte, die ich an dich verschwendet."

„Bei Gott ist allerdings nichts unmöglich," antwortete Windspiel kleinlaut. „Aber ist es wirklich eine vornehme Dame, oder thut sie nur so?"

„Sie thut nicht nur so," versetzte der Andere in wegwerfendem Tone, „sie ist es in der That."

„Und sie liebt dich?"

„Wenn ich nicht irre, ja."

„Darin kann man sich schwerlich irren," meinte der Kellner kopfschüttelnd. „Aber zu einer Erklärung ist es zwischen euch noch nicht gekommen?"

„Bis jetzt noch nicht," sprach der Groom mit leiser Stimme, wobei er, offenbar von widersprechenden Gefühlen bewegt, die Augenbrauen emporhob und sich an dem Kopfe kratzte. — „Das geht nicht so geschwind; ich bin doch eben nur Reitknecht, und sie ist eine vornehme Dame."

„Kennt denn die Liebe Standesunterschiede?" sagte Windspiel begeistert. „O nein!"

Dabei lächelte er süß und machte abermals mit den Fingern eine Bewegung, als sei er mit seiner Guitarre beschäftigt.

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein."

„Also hältst du es doch für möglich, daß mich die vornehme Dame liebt?"

Der Kellner warf einen trüben Blick auf seinen Bruder und antwortete dann zögernd: „O ja, es ist schon möglich; natürlich wirst du aber keine Beweise haben."

„Und wenn ich diese Beweise hätte, würdest du mir rathen, eine Erklärung zu wagen?"

„Gewiß!" rief Windspiel, indem er wiederholt mit der Hand agirte. „Eine solche Erklärung soll etwas ganz Köstliches sein; sie allein, wie die Dichter sagen, ist schon im Stande, eine Liebe zur völligen Reife zu bringen, alle Schranken zu durchbrechen. — Ich liebe dich! O, wie das wunderschön klingt! Wahrhaftig, ich muß mich nächstens auch einmal zu einer Leidenschaft verstehen, nur um sagen zu können: Ich liebe dich."

Der kleine Reitknecht pfiff vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er Lord, der zuweilen unruhig sein konnte, striegelte und putzte. Dann spuckte er abermals heftig auf den Boden und meinte:

„Es hat doch seine Schwierigkeiten. Wenn ich mich geirrt hätte und die vornehme Dame lachte mich aus, so wäre das sehr unangenehm."

„Unangenehm wohl, das ist nicht zu läugnen," sagte Windspiel, wobei er nachdenkend vor sich hinsah. „Aber poetisch, sehr poetisch. Und dann ist noch kein Baum auf den ersten Hieb gefallen. Wenn sie sich auch von dir abwendet" — dabei machte der Kellner die Bewegung des Abwendens sehr ausdrucksvoll — „so muß die Fürstin doch denken," fügte er schwärmerisch hinzu, „dieser Leibpage ist ein kecker Knabe. Und wenn du ihr das nächste Mal vom Pferde hilfst" — er dachte an das Glasgemälde — „so wirst du vielleicht einen zarten Druck ihrer Hand auf deinem Arm verspüren."

„Ja, vom Pferde hilft ihr der gnädige Herr gewöhnlich selber," sagte Friedrich, der nicht dazu gemacht war, dem poetischen Fluge seines Bruders zu folgen. „Und der Herr Baron ist es auch, den ich am meisten fürchte." — Doch glaubte er bei diesen Worten von seinem Geheimniß schon zu viel verrathen zu haben, denn er trank sein Glas leer, dehnte seine kurzen Glieder, während er aufstand, und sprach: „Also du an meiner Stelle würdest einmal eine Erklärung riskiren? — Natürlich unter vier Augen; denn was Niemand gesehen hat, das kann man, wenn es schief geht, abläugnen."

„Abläugnen würde ich nie etwas," meinte Windspiel sehr ernst. „Muthig würde ich hinstehen und fragen: Ist denn lieben ein Verbrechen? darf man denn nicht zärtlich sein? — Und wenn der alte Fürst seine Trabanten kommen ließe und mich in den tiefen, dunkeln Keller werfen — gut, er thue es! — kann er mir verbieten, an Rosaura zu denken und zum Klange des Saitenspiels zu singen:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluthen des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort."

„Ja, du weißt den schönsten Ort, aber auch wie es in der Welt zugeht," antwortete der Groom mit vieler Geringschätzung, während er dabei die Achseln zuckte. „Wenn aber der Fürst seine Reitpeitsche von der Wand nähme, dich tüchtig durchwichste und dann zum Hause hinausjagte? — He, Bürschlein!"

„Das soll auch schon vorgekommen sein," meinte der Kellner, indem er die Hände zusammenlegte. „In solchem Falle würde ich den Umständen gemäß handeln und vielleicht einen meiner Handschuhe zurücklassen, denn so ein Handschuh bedeutet —"

„Na, ja, es ist schon gut," unterbrach ihn Friedrich. „Vor allen Dingen bitte ich dich aber, reinen Mund zu halten, über das, was wir hier gesprochen; auch gegen deine Maler da vorne. Nimm dich in Acht, die treiben doch nur Narrheiten und Unsinn mit dir, machen dich doch nur zum Affen und locken aus dir heraus alles, was ihnen gut dünkt."

Windspiel lächelte mitleidig und sagte, nachdem er seinem Bruder aufmerksam ins Gesicht geblickt: „Ich verzeihe diese Worte deinem gereizten Gemüthe, und damit du siehst, daß du mich durchaus nicht beleidigt hast, will ich dir noch obendrein einen Vorschlag machen: schicke mich zu der vornehmen Dame, ich will so eindringlich mit ihr sprechen, daß sie ein Herz von Kieselsteinen haben müßte, wenn sie

nicht sagte: — Ja, ich liebe ihn, diesen Friedrich — diesen verwegenen Knaben."

„Mit deinem verfluchten Knaben!" antwortete der kleine Reitknecht erzürnt. „Sehe ich denn aus wie ein Bub? Du hast doch am allerwenigsten Ursache, über meine Figur zu spotten."

„Ich will auch gar nicht spotten," entgegnete Windspiel freundlich; „es ist nur so eine Redeweise. Aber was meinst du zu meinem Vorschlag?"

„Dazu meine ich gar nichts," erwiderte der Andere unwirsch, während er nach der Thür ging. „Aber, wie schon gesagt, halte dein Maul und laß dir nichts merken."

Friedrich zog seinen kurzen Livreerock recht scharf in die Taille, warf einen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob der Hut richtig sitze, und verließ dann mit einem Kopfnicken gegen seinen Bruder das Zimmer und ging gleich darauf aus dem Hause.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Dem Laufe der Stunden nach folgte auch an diesem Tage die eine der andern, der Nachmittag verging, und gemäß dem kurzen Wintertage sank die Sonne schon bald an dem klaren Himmel hinab gegen die fernen Berge zu, mit dem scharfen Lichte ihrer letzten Strahlen noch einmal die Erde küssend, ehe die kalte Nacht ihren winterlichen Schleier darüber breitete.

Windspiel hatte seine Geschäfte besorgt, das Gemach bestens hergerichtet, wo sich in späterer Stunde die Künstler zu versammeln pflegten, und wollte gerade, wie ihm in der Dämmerstunde erlaubt war, für einige Augenblicke in seine bescheidene Dachstube hinaufsteigen, als er, durch den Hausgang gehend, die lange Gestalt seines Freundes und Gönners Don Larioz erblickte, der eben zur Thür herein kam.

Man kann sich denken, mit welcher Freude der Kellner demselben entgegen eilte und ihn nöthigen wollte, in eines der Gastzimmer zu treten, wo sich nur hier und da an irgend einem Tische ein Gast befand und deßhalb Platz genug zu finden gewesen wäre.

Der Spanier aber blieb, dankend für das Anerbieten, im Gange stehen und wollte nicht einmal in das Gemach eintreten, das ihn da=

mals so gastlich aufgenommen und wo sich die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu versammeln pflegte.

„Wäre es Ihnen wohl erlaubt,“ sagte er nach den ersten freundschaftlichen Begrüßungen, „mich für eine kurze Zeit in Ihr eigenes Zimmer zu führen, so würde ich das mit großem Danke annehmen.“

Obgleich sich der Kellner durch diese Bitte geschmeichelt fühlte, so hielt er doch seine Wohnung für gar zu bescheiden und ärmlich, um sie einem so hochgeehrten Gaste anzubieten, und machte in dieser Richtung seine Einwendungen.

Doch war Larioz der Mann nicht, der die Wohnung eines Freundes gering geachtet hätte, weil sie nicht im ersten oder zweiten Stocke lag, weil ihre Wände schief unter das Dach hinliefen, und weil die Möbel in derselben von einer fast rührenden Ursprünglichkeit waren. Auch lächelte er so eigenthümlich, als er darauf bestand, in die Dachkammer des Kellners hinaufzusteigen, daß dieser wohl einsah, der Spanier habe seine besonderen Gründe; und diese Gründe lagen ja auch so nahe, daß es nicht des guten Taktes Windspiels in solchen Dingen bedurft hätte, um sie augenblicklich zu erkennen und darauf, dem Wunsche seines Gönners gemäß, diesen sogleich unter das Dach zu begleiten.

Es ging auf einer ebenso dunkeln Treppe aufwärts, wie die im Breiberg'schen Hause war. Doch wurde hier die Phantasie nicht aufgeregt von seltsamen Geräthen und geheimnißvollem Gerümpelwerk, von Helmen mit wehenden Straußenfedern oder sogar von rothen Tricots; hier hatte Alles ein einfaches, offenes und ehrliches Ansehen. Die alten Treppenstufen knarrten freundlich und zufrieden, obgleich sie sehr ausgetreten waren; der Strick, der Einen in die Höhe leitete, war kühl und glatt, und alles vielleicht Außergewöhnliche, auf welches das Auge traf, wenn man die Höhe der Treppe erreicht hatte, bestand in einem halben Dutzend harmloser, strammer Mehlsäcke.

Die Kammer des kleinen Kellners war durch Bretterverschläge dem Dachboden abgerungen, jedoch mit verschiedenen Stücken alter

Tapeten bekleidet, die nur leider an vielen Stellen gerissen waren, wo die Trockenheit der Luft nämlich die Bretter nach und nach zusammengezogen. Doch hatte Windspiel hier nachgeholfen, indem er Streifen Druckpapier über die Fugen geklebt, was sehr praktisch war und auch recht artig aussah.

Leider befand sich das Lager des Bewohners noch in etwas unordentlichem Zustande, da das Schenkmädchen keine Zeit gehabt hatte, danach zu sehen; auch lagen hier und da Kleider umher, die aber der Kellner alsbald beseitigte und darauf seinem Gaste den einzigen Stuhl der Kammer anbot. Für den uns schon bekannten poetischen Sinn des Bewohners sprachen ein paar Gedichtsammlungen, die auf einer Kiste lagen, sowie eine Guitarre mit himmelblauem Bande, welche über derselben an einem Nagel hing.

Don Larioz dankte freundlich für das Anerbieten des Stuhles und bat um Erlaubniß, aus dem Fenster sehen zu dürfen, eine Bitte, die Windspiel verstand und welche ihn so rührte, daß er beinahe nicht im Stande gewesen wäre, den rostigen Riegel zurückzuziehen.

Doch gelang dies den vereinten Anstrengungen Beider, worauf sich die wackeligen Flügel aus einander thaten und der edle Spanier hinaus schaute, indem er mit den Schultern an beide Seiten der etwas schmalen Oeffnung anstieß.

Windspiel, dessen Gegenwart zu Beschreibung des Terrains höchst nöthig war, bohrte seinen dünnen Kopf zwischen den Ellbogen des langen Schreibers hindurch und machte denselben alsdann auf die höchst interessante Umgebung aufmerksam.

Beim ersten flüchtigen Blicke gewahrte man freilich nichts als Dächer und wieder Dächer, Schornsteine und abermals Schornsteine, hier und da eine Windfahne oder einen Blitzableiter, dessen goldene Spitze im letzten Strahle des Tagesscheins wie glühend erschien. Auch stieg schon der Duft des winterlichen Abends in die Höhe und füllte die tief liegenden Straßen. Für jeden Andern wäre auch eigentlich nicht viel Interessantes hier zu sehen gewesen; für Larioz dagegen

das Haus, welches sie verbarg, das Fenster, hinter welchem sie schmachtete, — genug, um ihn einen ganzen Tag, in stille, selige Träumereien versunken, an diese Stelle zu fesseln. Ja, es war das Haus der Gebrüder Breiberg, welches er dort so dicht vor sich sah, daß er mit ausgestreckten Armen die für ihn so lieben Mauern fast hätte erreichen können. Sehr leicht wäre es ihm gewesen, eine Hand zu drücken und zu schütteln, die gegenüber ebenfalls in dieser Absicht herausgestreckt worden wäre. Aber da war von einer Hand keine Spur, da sah man nichts als die grauen Mauern des Hauses, oben Dachfenster mit zerbrochenen Scheiben, ein Stockwerk tiefer verschlossene Fensterläden, zur Wohnung der verruchten Brüder gehörig, die sich und ihr scheues Wesen hier vor den Blicken der Nachbarschaft abzusperren bemüht waren.

Noch ein Stockwerk tiefer, da war der Ort, wohin sich seine liebende Seele senkte. Dort sah er die beiden Fenster, und wenn er sich das große Zimmer vergegenwärtigte, so konnte er sich ungefähr vorstellen, wo die spanische Wand aufgestellt war, und dann befand sich links von derselben das Lager, wo sie geruht.

Ja, es waren die Fenster des Ateliers, das bekräftigte auch Windspiel schaudernd, dieselben Fenster, die Letzterer vor kurzer Zeit bei der Samstags-Nachmittagwäsche gesehen, wo er das unglückliche Mädchen erblickt in härenem Gewande, wo er jene unwürdigen Worte gehört, die Clemens Breiberg ausgesprochen: „Die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft!"

Die Fenster des Ateliers waren, wie gewöhnlich der Fall, innen mit einem Carton halb verstellt, und die Oeffnung, die oben blieb, war zu klein, um hinein zu blicken, selbst wenn sich der Spanier nicht so hoch über denselben, sondern mehr gegenüber befunden hätte. Unter den eben genannten Fenstern befand sich noch ein weiteres Stockwerk, dessen Läden aber fest verschlossen waren, und dann ging es auf einen feuchten Winkel hinab, den die Mauern beider Häuser bildeten, der vorn an der Straße mit einer hölzernen Thür verschlossen und an

welchem hinten der Verschlag angebracht war, wo der Schreiber jenen denkwürdigen Abend zugebracht und wo er den Spruch des großen maurischen Weisen Carabanzeros vernommen.

An das alles dachte Larioz, während er hinab blickte, und sein ohnedies empfängliches Gemüth wurde noch weicher, noch poetischer gestimmt; seine Phantasie befand sich in lebhafter Aufregung, und es war ihm, als könne er durch die Mauern des vor ihm liegenden Hauses in das Atelier blicken und sehe das schöne, unglückliche Mädchen, entkleidet von ihrem reichen spanischen Gewande, o, so sehr entkleidet von demselben! — und als erblickte er Clemens Breiberg vor ihr stehend, nicht mit Schlägen drohend, wohl aber mit seiner Liebe.

Als er das dachte, biß er die Zähne fest auf einander und sein Schnurrbart sträubte sich ordentlich empor wie der eines erzürnten Katers. — Ach, verruchte Seele! dachte er, deßhalb jene Mißhandlungen! — Aber glaube nicht, daß du dein verbrecherisches Vorhaben ausführen wirst! Vertrau' ich doch auf ihre Tugend und die Stärke meines Armes — bei San Jago!

Der lange Spanier hatte sich bei diesem Gedanken stark aus dem Dachladen hinaus gebeugt, und seine Blicke bohrten sich ordentlich in die Fenster des Ateliers.

Da war es ihm mit einem Male, als bewege sich der Carton an dem Fenster, welches an der spanischen Wand lag. Hastig zeigte Larioz darauf hin, und Windspiel bestätigte kopfnickend, was der Andere gesehen. Ja, der Carton wurde langsam weggerückt, und dann sah man eine Hand, — Gott! eine kleine, weiße Hand, die sich am Riegel des Fensters zu schaffen machte, denselben zurückzog und dann die Flügel ein ganz klein wenig öffnete.

„Sie gibt ein Zeichen," flüsterte Windspiel.

Larioz lächelte zweifelhaft, wie man wohl mißtrauisch zu lächeln pflegt, wenn uns unverhofft etwas Glückliches begegnet, von dem wir unmöglich glauben können, daß es uns wirklich zu Theil wird. Er that einen tiefen Athemzug und sagte:

„Wenigstens ist das, was wir da unten sehen, keine Täuschung. Das Fenster ist in der That geöffnet worden, und es war mir wirklich, als hätte ich eine weiße Hand blinken sehen.“

„Und ich ein glänzendes Augenpaar,“ meinte der Kellner. „Gewiß, ich habe mich nicht geirrt.“

„Stille, stille! — horch!“

Und Beide waren mit einem Male stille; denn von da unten herauf klang unverkennbar das sanfte Vorspiel einer Laute, weiche, melancholische Töne, welche das Herz umstricken und das Auge in den Himmel blicken lassen.

So that auch der Spanier, der entzückt an dem Dachfenster lehnte und aufwärts schaute zum dunkler werdenden Abendhimmel, wo nach und nach tausend leuchtende Funken sichtbar wurden. Und nicht genug an dem Saitenspiele, jetzt vernahm man eine weibliche Stimme, welche leicht und anmuthig sang. Ach, und was sie sang, erfüllte das Herz des langen Schreibers mit Entzücken, denn es war, allerdings, in deutscher Uebersetzung, ein spanisches Lied:

„Tief im Herzen trag' ich Pein,
Muß nach außen stille sein.
Den geliebten Schmerz verhehle
Tief ich vor der Welt Gesicht;
Und es fühlt ihn nur die Seele,
Denn der Leib verdient ihn nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen tief die Pein.“

Windspiel war begeistert; er schloß zuweilen die Augen, und durch sein dünnes Gehirn zuckten Bilder von dem fernen Andalusien, von Goldorangen, von blühenden Granaten, von Serenaden und Mandolinenklängen; er war zu mitfühlend, zu aufgeregt, um wie Larioz dabei ruhiger Zuhörer zu bleiben. Gern hätte er seine Gui=

tarre genommen und mit eingestimmt in das spanische Lied; aber unter den vier Accorden, die er kannte, waren jene leider nicht, die drunten gespielt wurden. Still und wonneschauernd nahm er den Stiefelknecht zur Hand, hielt ihn wie eine Laute an den Busen und griff in gutem, festem Takte auf dem unempfindlichen Holze umher.

„Wohl aus hartem Felsgestein
Sind geschaffen unsre Herzen,
Meins, das aushält so viel Schmerzen,
Deins, das kalt bei meiner Pein.“

erklang die Stimme, worauf sich das Saitenspiel in ein leises Geflüster verlor, dann aufhörte und somit anzeigte, daß die Sängerin im gegenwärtigen Augenblicke mehr nicht wagen dürfe.

Wir müssen gestehen, daß sich Larioz wunderbar bewegt fühlte; noch nie in seinem Leben glaubte er eine weichere und lieblichere Stimme gehört zu haben. Und dieses herrliche Geschöpf mußte schmachten und sich winden unter den Mißhandlungen der Gebrüder Breiberg! Was hielt ihn ab, sich eine Waffe zu suchen, ein langes Brett hinüber zu schieben nach dem gegenüber liegenden Dachladen, von dort hinab in das Atelier zu stürmen und das arme Mädchen zu befreien, zu erretten? — Was hielt ihn ab? Ach! nur der Gedanke an die kalte prosaische Zeit, in der er leider, leider lebte, eine Zeit, die kein Verständniß mehr hatte für echte mannhafte Ritterlichkeit, eine Zeit, die ein tapferes Herz, welches Kraft in sich fühlte, für die Geliebte Alles zu wagen, in ähnlichen Fällen kalt und grausam bedroht haben würde mit einem Institut, das Larioz wohl kannte, mit der Polizei nämlich, die von Liebe und Begeisterung nichts versteht und die Ergüsse warmer, gefühlvoller Herzen nicht zu würdigen weiß. O, über diese Zeit, in welcher er geboren!

Diese finsteren Träumereien des langen Schreibers wurden unterbrochen durch Windspiel, welcher seinen Nachbar sanft am Aermel zog und dabei leise, aber hastig sagte: „Schauen Sie hinab!“

Und als Don Larioz in der That hinabschaute, erblickte er, so deutlich es die Dämmerung erlaubte, die feine weiße, blinkende Hand wieder, die sich jetzt zwischen der Spalte der Fensterflügel hindurch stahl und ein Papier fallen ließ, welches um etwas Schweres gewickelt sein mußte; denn es stürzte mit großer Schnelligkeit in den schmalen Raum zwischen den beiden Häusern hinab.

„Sie gab mir ein Zeichen!“ sagte der Spanier entzückt.

Und Windspiel wiederholte schwärmerisch: „Ja, sie gab ein Zeichen; dort unten liegt es.“

Darauf beugten sich Beide so weit hinab, als ihnen möglich war, um der Stelle gewiß zu sein, wohin das Papier gefallen. Denn dasselbe in seinen Besitz zu bekommen, war jetzt der einzige und eifrigste Gedanke, der die Brust des Spaniers erfüllte.

Wenn aber die Beiden nicht gar so eifrig hinabgeschaut hätten, so würden sie vielleicht bemerkt haben, wie sich ihnen gegenüber in der Wohnung der Gebrüder Breiberg ein Fensterladen öffnete und das Gesicht des Herrn Clemens mit hämischem Lächeln zum Vorschein kam. Doch nur einen Augenblick; denn ehe Don Larioz und der Kellner wieder in die Höhe sahen, war der drüben verschwunden und hatte auch den Laden wieder geräuschlos zugezogen.

„Daß dieses Papier da unten für mich ein Zeichen sein soll, unterliegt wohl gar keiner Frage,“ sagte der Spanier nach einer Pause, „und daß es in meinen Besitz gelangen muß, versteht sich von selbst, und wenn mir auch rechts und links alle Gefahren der Erde den Eingang verwehrten, wenn das da unten selbst ein Löwengarten wäre.“

„Das ist nun wohl nicht der Fall,“ meinte der Kellner, nachdem er ein paar Minuten nachgedacht. „Und doch hat es einige Schwierigkeiten, in den Raum da hinab zu kommen; denn den Schlüssel zur Thür nach der Straße hat mein Herr selber und gibt ihn nicht aus den Händen, seitdem neulich Diebe versucht haben, von dort her in den Verschlag einzubrechen, den Sie da unten sehen und der ins Haus führt.“

„Aber es wird doch noch ein Mittel geben, dorthin zu kommen?" entgegnete der Spanier in sehr entschiedenem Tone; „denn Sie werden von mir nicht denken, daß ich vor irgend etwas zurückschrecke, wenn ich ein Billet von ihr in meine Hände bekommen kann, in welchem sie mir wahrscheinlich ihren kläglichen Zustand anzeigt und dringend um meine Hülfe nachsucht."

Windspiel, der das vollkommen einsah, und der trotz des neulich so unglücklich abgelaufenen Abenteuers doch gleich bereit gewesen wäre, in Gesellschaft des Spaniers ein neues zu unternehmen, kratzte sich nachsinnend mit der einen Hand am Kopfe, während er in der anderen den Stiefelknecht wie ein kurzes Schwert hielt.

„Wollten wir auch den Schlüssel verlangen," sagte er, „so gäbe das ein Hin- und Hergerede, ein Fragen, das Sie doch wohl nicht geneigt wären, der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Gewiß nicht," antwortete Larioz mit großer Bestimmtheit; „denn es würde nur jenes unglückliche Mädchen compromittiren."

Windspiel dachte abermals nach und meinte alsdann: „So gibt es nur eine einzige Art, um dort hinab zu gelangen; aber es ist etwas mühsam, und ich weiß nicht, ob Sie sich dazu verstehen werden."

„O gewiß," entgegnete Don Larioz träumerisch. „Ist doch der Pfad zu jeglichem Glücke rauh und uneben, und es würde mir wahrhaftig weniger Vergnügen machen, wenn ich mich dem schönen, angebeteten Mädchen so ohne alle Schwierigkeiten und Mühen nähern dürfte. Lassen Sie hören."

„Auf der unteren Treppe," sprach Windspiel, „ist ein ziemlich großes Fenster, und daneben befindet sich eine Leiter, die hinab reicht bis auf den Boden. Es wird mir gelingen, hoffe ich, die Leiter ohne Geräusch hinunter zu bringen; Sie steigen hinab, holen das Papier, und die Sache ist abgemacht."

„Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft!" versetzte Larioz bewegt, indem er dem Kellner seine Rechte bot, die dieser mit beiden Händen

faßte, schüttelte und sich dann eilig fort begab, um die Leiter hinab zu lassen.

Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß namentlich der Raum zwischen den beiden Häusern, der von nirgend her mehr Licht empfing, tief schwarz da unten lag.

Larioz schaute hinab, und es erschien ihm die Tiefe unheimlich, still und finster wie ein Grab; aber er fühlte seine Brust gehoben bei dem Gedanken, für sie dort hinab steigen zu dürfen, dort ein Zeichen von ihr zu erhalten, dort vielleicht ein Mittel für ihre Rettung zu finden.

Daß der Kellner für ihn beschäftigt war, konnte er bei der Finsterniß unmöglich sehen; aber er hörte es, da er mit scharfem Ohr hinablauschte; ja, das Fenster drunten war leise geöffnet worden, und jetzt rutschte wahrscheinlich die Leiter hinab, denn er vernahm ein Geräusch.

Der Schreiber hatte sich nicht geirrt; denn gleich darauf erschien Windspiel wieder und meldete, daß die Leiter an ihrem Platze sei und sonst auch wohl keine Gefahr der Ueberraschung drohe, da der Hausherr sich im vorderen Zimmer beim Kartenspiel befinde und die Frau mit viel Spektakel in der Küche umher rumore.

„Wenn Sie hinab gestiegen sind," sagte der Kellner, „so drücke ich das Fenster hinter Ihnen zu und bleibe in der Nähe, bis Sie mir durch ein Wort anzeigen, daß ich wieder aufmachen soll. Das Fenster offen stehen lassen darf ich nicht; denn ein Zugwind könnte uns verrathen."

Nachdem dies besprochen war, gingen Beide mit einander hinab, erreichten den unteren Stock, ohne daß ihnen Jemand von den Hausleuten begegnet wäre, und Don Larioz stieg darauf vermittelst der Leiter in den finsteren und feuchten Raum zwischen den Häusern nieder. Da er sich den Platz, wo das Papier lag, genau gemerkt hatte, so fand er dasselbe nach kurzem Umhertappen, bemerkte aber, daß es auf dem schlüpfrigen Boden auf unangenehme Art durchnäßt worden war.

Glücklicherweise war es um einen ziemlich großen Stein herum gewickelt, und so konnte er hoffen, daß die innere Seite trocken geblieben sei; denn es wäre ein außerordentliches Unglück gewesen, nach vieler Mühe den ersten Brief der Geliebten zu erhalten und ihn nicht lesen zu können, weil die Schriftzüge verwischt worden. Wie dieselben aber in der Dunkelheit zu erkennen wären, daran dachte der lange Schreiber einen Augenblick, bis ihm ein Feuerzeug einfiel, das er sich auf dem Wege hieher gekauft. Er wickelte das Papier behutsam von dem Steine ab, entfaltete es, und als er hierauf eines der Streichhölzchen entzündet, bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß die Stelle, wo die Schriftzüge waren, trocken sei und diese selbst unverletzt. Er las — ach! es waren nur wenige Worte, aber da er sie mit seiner regen Phantasie illustrirte, so erschienen sie ihm wie der erste Theil eines angenehmen Romans. Auf dem Papier stand geschrieben: „Ich habe Sie erkannt, warten Sie!"

Ja, sie mußte mich erkennen, sprach der Spanier hoch erfreut zu sich selber; sie konnte den Blick des Mitgefühls, ja, ich möchte fast sagen: der Liebe, mit dem ich sie damals betrachtet, nicht vergessen haben. Aber, daß sie mich erkannt, macht mich dennoch zum Glücklichsten der Menschen. Ruhig, mein Herz, wir sollen warten, du und ich, und das wollen wir Beide redlich thun.

Es ist bei den meisten Liebenden der Brauch, die ersten Zeilen, die man von der Geliebten erhält, an die zitternden Lippen zu drücken. Auch der Schreiber versuchte dies, aber es blieb bei dem Versuche, denn das gewiß noch vor kurzer Zeit süß duftende Papier war an einen gar zu unangenehmen Ort gefallen.

Vor allem aber mußte Windspiel in Kenntniß gesetzt werden, daß Don Larioz, dem Befehl seiner Dame gemäß, hier eine kurze Zeit zu warten habe. Deßhalb trat er an die Leiter zurück und wollte eben ein leises Wort hinauf rufen, als er beinahe erschrocken zurückfuhr, denn er sah an dem Fenster, durch welches er herabgestiegen, mit einem Male hellen Lichterglanz und vernahm eine polternde, grobe

Stimme, welche sprach: „Was ist denn das schon wieder? Wo ist die Leiter hingekommen, die immer hier in der Ecke steht?"

„Die Leiter?" hörte er die Stimme Windspiels sagen; „ja so, die Leiter, die habe ich selbst gebraucht, um sie da hinaus zu stellen."

„Und wozu?" fragte die grobe Stimme.

„Es ist mir eine Serviette hinaus gefallen, und die muß ich doch wieder holen," versetzte der Kellner.

„Aber die Leiter mußtest du auch stehen lassen!" hörte man den Andern poltern. „Weißt du nicht, daß sich immer allerhand Gesindel herum treibt und daß so eine Leiter famos einladet, in ein Haus zu steigen? — Zieh sie augenblicklich herein!"

Don Larioz hatte sich bei den ersten Worten, die er vernommen, fest an die Mauer gedrückt und sah nun, wie die Leiter langsam hinauf gezogen wurde. Aber wir müssen gestehen, daß sich sein edles Herz darüber freute; ersah er doch aus diesem Umstande, daß ihn Windspiel nicht verrathen, daß es also noch treue Gemüther in dieser Welt gebe, auf welche man rechnen könne. Was kümmerte es ihn auch, ob die Leiter im Augenblicke da war oder nicht? Hatte sie ihm nicht geschrieben, er möge warten? Hieß das nicht, sie habe ihm später noch etwas Dringendes mitzutheilen, vielleicht ihn um Hülfe, um Rettung zu bitten, und wäre es nicht feige von ihm gewesen, jetzt diesen Ort zu verlassen, wo sie vielleicht oben in Angst und Kümmerniß lauschte, bis sich die Tritte ihrer Peiniger entfernt haben würden und sie Muße gewänne, um einige genauere Mittheilungen zu machen?

Er schlug die Arme über einander, und nachdem er seine Augen nach einiger Zeit an die Dunkelheit, die hier unten herrschte, gewöhnt, war es ihm möglich, die Fenster in dem vor ihm liegenden Hause zu erkennen, was ihm nicht nur Unterhaltung, sondern auch einigen Trost gewährte. Und er brauchte Unterhaltung und Trost; denn wenn er auch mit warmem Herzen, mit glühenden Gefühlen wartete, so dauerte dieses Warten doch lange, sehr lange, und die winterliche Nachtluft umgab ihn so eisig, daß das Feuer, welches in ihm loderte, schon sehr

bedeutend sein mußte, wie es denn auch in der That war, um nicht allmälig zu erlöschen.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurmes hob sehr häufig knarrend aus und schlug Viertel-, halbe und ganze Stunden. Vielleicht wäre ihm die Zeit des Wartens trotz all seiner Liebe doch etwas zu lang vorgekommen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit geglaubt hätte, dieselbe nehme jetzt ihr Ende; denn es war unverkennbar, daß sich hinter dem Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg, wo ihre Hand erschienen war, zuweilen ein Lichtschimmer zeigte, der aber jedesmal schnell wieder erlosch und worauf doch nichts erfolgte.

Den Platz an der Mauer hatte Don Larioz einige Mal verlassen, um in dem engen Raume fröstelnd auf und ab zu gehen; namentlich froren ihm seine Füße ganz erbärmlich, weßhalb er sehr glücklich war, nicht weit von der Eingangsthür einen kleinen Haufen zertretenen Strohs zu finden, den er an seinen alten Platz hintrug und sich darauf stellte, gerade der Stelle gegenüber

Wo das Fenster klang,
Wo die Liebliche sich zeigte,
Wo das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Ja, während er so hinauf schaute, dachte er an den edlen Ritter Toggenburg, jenen treuen Helden, der sein Leben damit verbracht, ihr Fenster anzuschauen, bis er eines Morgens als Leiche erwachte und sich gewiß außerordentlich darüber freute, daß diese sehr betrübte und höchst langweilige Komödie ein Ende genommen. Und den edlen Spanier trieb der Gedanke an den gewiß nicht edleren Toggenburg zu neuem, geduldigem Warten an, denn er dachte: Was sind einige Stunden gegen ein ganzes Menschenleben!

Was die Leiter anbetraf, so war sie bis jetzt freilich nicht wieder herabgesenkt worden; doch hatte Don Larioz einige Mal geglaubt, er

vernehme, wie das Fenster fast geräuschlos geöffnet würde, sowie die Stimme Windspiels, der leise flüsterte: Bst! Bst! Da er aber nicht genau wußte, ob es in der That der Kellner sei, der ihm dieses Zeichen gab, so hielt er sich nicht nur ruhig an seiner Mauer, sondern stand auch bei seinem Umhergehen augenblicklich still, sobald er etwas hörte, wie das oben erwähnte Geräusch; denn dieses Bst! Bst! konnte ja auch von der polternden Stimme ausgehen; er hätte sich alsdann durch eine Antwort verrathen und wäre wahrscheinlich gezwungen worden, den Platz zu verlassen, ehe er dem Befehle der Geliebten gemäß genugsam gewartet hätte.

Da blitzte es in dem Atelier der Gebrüder Breiberg abermals hinter den die Fenster verhüllenden Cartons auf, und es war gerade, als wenn dort ein Streichhölzchen entzündet würde. Und wenn der Spanier das auch schon einige Male am heutigen Abend bemerkt, und wenn er sich auch jedesmal getäuscht sah, so schlug doch jetzt wieder sein Herz gewaltsam in der tapferen Brust; auch sah man den Lichtschein diesmal länger, als es bisher der Fall gewesen war. Dabei kam es dem Wartenden vor, als ziehe der Schatten eines menschlichen Körpers an dem Carton vorüber — ach, vielleicht ihr Schatten! —

Jetzt verschwand das Licht wieder, und ein betrübter Seufzer abermaliger getäuschter Erwartung war im Begriffe, seiner Brust zu entringen — als mit einem Male

Das Fenster klang.

Und wenn sich auch die Liebliche nicht zeigte, so sah er doch jetzt zum dritten Male die feine, weiße Hand hin- und herwinken, als wolle sie ihn aufmerksam machen; dann bemerkte er, daß sie etwas von sich warf, und hörte gleich darauf, wie ein Stein zu seinen Füßen auf das Stroh niederfiel. Daß er sich beinahe zitternd vor Erwartung danach bückte, versteht sich von selbst; daß er auch das Papier — denn ein solches war es, abermals um einen Stein gewickelt — an seine Lippen brachte, können wir der Wahrheit gemäß bezeugen; denn

es schreckte ihn diesmal kein unangenehmer Duft davon zurück. — O, wie ist das so beseligend, was in der süßen Nähe der Geliebten war! Es scheint für uns mit einem gewissen Leben erfüllt zu sein, es scheint uns zu verstehen, wenn wir die zärtlichsten Worte daran richten; vor allen Dingen aber ein Brief, der von ihrer Hand kommt. Der geneigte Leser wird wahrscheinlich schon empfunden haben, wie es rein unmöglich ist, einen derartigen Brief bei sich zu behalten, ohne ihn zu lesen; wie man in solchen Fällen den Versuch macht, die geliebten Schriftzüge zu entziffern in der allervorgerücktesten Dämmerstunde, beim Leuchten des Blitzes, beim Glimmen einer Cigarre. — Von den eben genannten drei Dingen aber konnte dem edlen Spanier keines behülflich sein, den Brief des unglücklichen Mädchens zu lesen; doch hatte er ja ein Feuerzeug in der Tasche, das er gleich zur Hand nahm, um vermittelst desselben das Papier zu betrachten, nachdem er es vorher sorgfältig von dem Steine abgewickelt, weßhalb er sich also daran machte, eines der Streichhölzchen zu entzünden.

Mochten aber wohl seine Finger steif geworden sein, was bei der herrschenden Kälte sehr begreiflich war, oder spritzte der Phosphor, oder hatte er sich in der Aufregung seines Gemüthes sonst ungeschickt benommen, — genug, statt eines Schwefelholzes loderte im nächsten Augenblicke die ganze Schachtel lichterloh auf und brannte ihn so heftig an die Finger, daß er sich veranlaßt sah, die brennende Schwefelholzbüchse, deren Deckel ihm in der ersten Ueberraschung entfallen war, auf den Boden zu werfen. Leider hatte er aber nicht bedacht, daß sich dort der Haufe lockeren Strohs befand, aus dem im nächsten Augenblicke die hellen Flammen empor schlugen.

Es war das ein schauerlicher Moment, als der lange Schreiber nun sah, wie die rothe Gluth an den Wänden des engen Raumes empor schlug und, den schmutzigen Winkel beleuchtend, ihn nun plötzlich zu verrathen drohte; auch dachte er einigermaßen beunruhigt an eine Feuersbrunst, die entstehen könnte, und blickte jetzt nach dem Fenster, von wo er herabgestiegen war, ob sich dort nicht die rettende Gestalt

Windspiels zeigen würde. Das Papier hatte er, ohne es zu lesen, in die Brusttasche seines Rockes geschoben.

Aber das Fenster, nach welchem er sehnsüchtig schaute, blieb verschlossen, wogegen zu seinem nicht geringen Schrecken ein Fensterladen von der Wohnung der Gebrüder Breiberg hastig aufgestoßen wurde und er die Stimme des Herrn Clemens erkannte, der herab rief: „Nachbar! Nachbar! Euer Haus brennt!“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Rubens Dolch.

Vergebens eilte Don Larioz nach der Thür, die auf die Straße führte. Diese blieb fest verschlossen, gab dem kräftigsten Stoße nicht nach und war auch zu hoch, um darüber weg zu klettern. Der tapfere Mann sah sich schmählich gefangen, vor den Augen der unglücklichen Dame droben gefangen, und zwar in einem so feuchten, unsauberen Behältniß, das er keinem Hunde zum Aufenthalt würde angewiesen haben.

Jetzt ließ sich auch Licht an dem Fenster erblicken, von wo er auf der Leiter heruntergeklettert war, und er vernahm von dorther eine Stimme, aber nicht die sanfte seines Freundes, des Kellners. Die Fensterflügel wurden aufgerissen, und drohend und grob klang es herab: „Was ist denn da unten ins Teufels Namen los? Man muß auf die Polizei schicken! Das ist noch Schlimmeres als Diebe, das sind Mordbrenner, die mein Haus anzünden wollen!"

Darauf antwortete die Stimme des Herrn Clemens Breiberg in dem gewissen kalten, heuchlerischen, jetzt unbegreiflicher Weise fast freundlich klingenden Tone: „Ihr könnt Recht haben, Nachbar; ich sehe eine Gestalt, welche im Begriff gewesen, Euch das Haus über dem Haupte

anzubrennen; noch glimmt es, aber da wollen wir schon helfen. Macht Ihr nur, daß Euch der Kerl nicht entspringt."

Und kaum hatte er droben also gesprochen, so sprudelte eine gewaltige Wasserfluth herab, nicht wie aus einem Kübel oder sonst etwas, sondern es war der Strahl einer starken Handspritze, die sich immer dahin entlud, wohin sich der unglückliche Don Larioz vor dem unangenehmen Wasserbad zu retten suchte.

„Der Herr Breiberg hat Gestalten gesehen," rief die polternde Stimme, „das ist eine schöne Wirthschaft! Wer weiß, wie die Kerle da unten lauern, um Jedem, der hinabsteigt, den Hals abzuschneiden! Paßt mir auf," wandte sich der Mann, der eben gesprochen, an Jemand, der hinter ihm stand, „ich will auf die Straße gehen und dort die Thür langsam öffnen."

Don Larioz hatte zu allem dem nicht eine Sylbe gesagt, nicht einen Ausruf der Ueberraschung oder des Schreckens hören lassen. Aber wer sein Gesicht hätte sehen können, wie seine Augen blitzten, wie er seine Unterlippe zwischen die Zähne klemmte, wie er unter dem kalten Sturzbad auf und abschritt, wie er seine Finger auf und zu krallte, der hätte wohl bemerkt, wie entsetzlich aufgeregt er war, wie furchtbar es in ihm gährte und kochte. Dabei achtete er aber nicht auf die polternde Stimme und schaute auch nicht nach dem Fenster der Kneipe zum Reibstein, — was von dorther geschah, war ihm vollkommen gleichgültig — wohl aber warf er zuweilen einen Blick voll Wuth und Zorn nach der andern Fensteröffnung hinauf und drohte dorthin mit der geballten Faust, von wo Herr Clemens Breiberg noch immer seine Wasserstrahlen spielen ließ und von wo man denselben zuweilen lustig rufen hörte: „Ja, so ein Feuer ist hartnäckig! — Hahaha!" lachte er dazwischen — „und schwer zu bewältigen; hahaha! aber wir wollen es doch löschen, gänzlich löschen, gründlich löschen, hahaha!"

Aus diesen Aeußerungen entnahm der tapfere Spanier, daß der verruchte Quäler jenes unglücklichen Mädchens auf der Lauer gelegen,

daß er vielleicht mit angesehen — und der Gedanke war ihm am schrecklichsten – daß sie das Fenster geöffnet und ihm einen Brief herabgeworfen. Unglückliches Mädchen! Ihr Loos nach dieser Entdeckung mußte auf alle Fälle ein furchtbares sein.

Es war eigentlich gut, daß ihm keine Zeit mehr blieb, diesen schrecklichen Gedanken mit seiner reichen Phantasie gehörig zu verarbeiten; denn schon wurde die Thür geöffnet, welche von der Straße in den Winkel führte, und beim Schein einer Stalllaterne erblickte man die breite Figur des Wirthes zum Reibstein, der mit einem furchtbaren Prügel bewaffnet war, und hinter welchem sich noch einige andere Gestalten bewegten.

Wäre Don Larioz in diesem Augenblicke in der Verfassung gewesen, rückwärts zu schauen, so hätte er den für ihn sehr tröstlichen Anblick Windspiels gehabt, der, entflohen dem schrecklichen Vorfalle, am Fenster seiner Dachkammer lag und hinabblickte auf seinen unglücklichen Freund und Gönner. Larioz konnte aber jetzt unmöglich daran denken, denn er schritt sehr gefaßt und in ruhiger Haltung nach dem Ausgange des Winkels, wo er sich geduldig in dem hellen Schein der Stalllaterne präsentirte, ja, wo er, um den Skandal nicht zu vergrößern, nicht einmal den geringsten Widerstand leistete, als ihn der Wirth beim Kragen nahm und so unsanft schüttelte, daß die Wassertropfen aus seinen durchnäßten Kleidern wie ein Sprühregen umherflogen. Auch ließ er sich geduldig in das Haus führen, sowie in eine der leeren Schenkstuben, worauf der Wirth eigenhändig die Thür verschloß, damit keine Neugierigen, die sich draußen schon versammelt hatten, eindringen konnten.

Wir können nun nicht verschweigen, daß hier ein förmliches Verhör stattfand, welches von einem Polizeibeamten geführt wurde, der sich augenblicklich eingefunden, sobald der Wirth zum Reibstein den Verbrecher beim Kragen gefaßt und ihn so gefahrlos gemacht. Daß bei diesem Verhör übrigens nicht viel herauskam, müssen wir zur Ehre des Schreibers ebenfalls sagen, denn er hatte sich begreiflicher-

weise fest vorgenommen, nichts von der Absicht zu verrathen, welche ihn in den Winkel unter die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg geführt.

Der Polizeibeamte hatte sich am Tisch niedergelassen, seine rechte Hand ruhte auf demselben, während die linke sich auf den Säbel stützte; dabei betrachtete er den Gefangenen mit jenem bekannten Blicke, der den Schulknaben, die verbotener Weise auf dem Trottoir schleifen, oder den Dienstmädchen, welche das Verbrechen begangen, die Straße nicht zur gehörigen Zeit zu kehren, so furchtbar ist; auch brachte er durch die Bewegung seines Hauptes jenes bezeichnete Nicken hervor, das so viel sagen will als: den kennen wir, den haben wir schon lange auf dem Korn, der entgeht uns nicht mehr. Uebrigens war dieser Diener der öffentlichen Gewalt eine wohlgenährte Persönlichkeit, mit einem dicken, gutmüthigen Gesichte, welchem es die größte Mühe machte, jenen furchtbaren und ruhigen Ernst zu zeigen, der zu seinem Amte unbedingt erforderlich ist.

„Vor allen Dingen aber," meinte der Wirth zum Reibstein, „sollten wir erfahren, auf welche Art der da eigentlich in den Winkel zwischen die beiden Häuser gekommen ist; die Thür da vorn ist immer fest verschlossen, und wenn man von hinten herein wollte, da müßte man die Bretterwand durchbrechen."

„Ja, er soll sagen, wie er hineingekommen ist," sprach der dicke Polizeidiener, indem er mit seiner Hand auf den Tisch patschte, „das soll er vor allen Dingen sagen."

Aber Don Larioz zuckte die Achseln und schwieg.

„Wenn er zur Thür hinein ist," fuhr der Wirth fort, „so hat er vielleicht einen Schlüssel bei sich, und das ist das Gefährlichste; denn wenn er einen Schlüssel hat, so bin ich ja keine Nacht vor einem Ueberfall sicher. Das werden Sie am besten wissen," wandte er sich an den Polizeidiener, „was es für eine Menge von Gesindel gibt, gegen das man nichts ausrichten kann. Und denken Sie nur, wenn das Volk einen Schlüssel von mir besäße! Ah! den Teufel auch!"

„Haben Sie einen derartigen Schlüssel?“ fragte der Polizeidiener, wobei er einen ziemlich gelungenen Versuch machte, den Verbrecher mit Ernst und Würde anzusehen.

Don Larioz hatte diese Frage nicht einmal recht gehört, konnte also keine Antwort darauf geben. Seine Gedanken waren anderswo beschäftigt; er dachte an jenen Tag, wo er in eben diesem Hause in den Bund zum Dolche Rubens aufgenommen worden war und wobei die Freunde versprochen, im Falle der Noth gegenseitig zu Schutz und Trutz zusammen zu eilen; auch erinnerte er sich genau, wie dies zu geschehen habe; doch war es ihm ja unmöglich, im gegenwärtigen Augenblicke eine solche Zusammenberufung zu bewerkstelligen; denn erstens hatte er keinen scharfen Dolch bei sich, und dann befand er sich ja nicht auf der Straße, um an die Fensterläden jedes Hauses zu klopfen, das sich ihm durch eine abgerissene Klingelschnur als von einem Bundesmitglied bewohnt, repräsentirte.

„Ob sie einen Schlüssel haben, frage ich!“ wiederholte der Beamte mit so eindringlicher Stimme, daß der lange Schreiber die Frage dieses Mal vollkommen verstand und die Antwort gab: „Ich weiß nichts von einem Schlüssel.“

Der Wirth näherte sich dem Polizeidiener und sagte ihm in die Ohren: „Das Beste wäre, wenn wir den da genau untersuchten; es scheint mir ein gefährliches Subjekt zu sein.“

Der Polizeibeamte nahm eine sehr wichtige Miene an und entgegnete ebenso leise: „Hartnäckig auf alle Fälle; das ist einer von den Verstockten, die vorher mürbe gemacht werden müssen, ehe man sie zum Reden bringt. Laßt uns nur machen. — Das Beste ist,“ setzte er laut hinzu, „ich nehme den Burschen mit auf die Polizei, über Nacht sperren wir ihn ein, und morgen früh wird der Herr Commissär schon erfahren, was er wissen will.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür ein klein wenig geöffnet, und das getreue Windspiel erschien, warf einen bezeichnenden Blick auf den Spanier, welcher denselben mit einem kaum merklichen, aber freund=

lichen Lächeln beantwortete und winkte dann dem Wirthe, der hierauf das Zimmer verließ.

Obgleich es hier ziemlich warm war, so fing es doch Don Larioz in seinen durchnäßten Kleidern zu frieren an, und er sehnte sich nach einem Aufhören dieses unbehaglichen Zustandes, weßhalb er sich an den Polizeidiener wandte und ihm mit einer offenen und ehrlichen Miene, die auf jeden Anderen ihren Eindruck nicht verfehlt haben würde, sagte: „Ich bin allerdings unter eigenthümlichen Umständen in jenem Raum zwischen den beiden Häusern getroffen worden, kann mich aber vollkommen legitimiren, wer ich bin, und dadurch wohl beweisen, daß ich in keiner sträflichen Absicht dort gewesen. Mein Name ist Larioz, und ich bin Schreiber bei dem Rechtskonsulenten Doktor Plager, bei dem Sie die genauesten Erkundigungen nach mir einziehen können. Jetzt aber bitte ich, mich nach Hause zu entlassen, denn wie Sie sehen, sind meine Kleider durch die Tücke eines niederträchtigen Feindes durch und durch naß geworden, und ich würde mir den Tod zuziehen, wenn ich länger darin bleiben müßte.“

Der Polizeidiener hatte eine Brieftasche hervorgezogen und den angegebenen Namen notirt, worauf er erwiderte: „Wenn Sie der wirklich sind, für den Sie sich ausgeben, so wird sich das morgen finden; auch werden wir auf der Polizei vielleicht einen trockenen Kittel finden, den wir Ihnen für die Nacht umhängen können. Von Entlassen kann keine Rede sein, oder Sie müssen mir Jemand angeben können, der Sie kennt und für Sie gut sagt.“

Wohl fielen dem Spanier die Gebrüder Breiberg ein, die ihm vielleicht bezeugen könnten, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgegeben. Doch verwarf er diesen Gedanken aus erklärlichen Gründen wieder im gleichen Augenblicke; auch dachte er lebhaft an den Vorsitzenden des Bundes zum Dolche Rubens, doch wenn er den Kupferstecher mit seinem dicken Gesichte und großen Barte auch so lebhaft vor Augen sah, daß er ihn hätte malen können, so wußte er doch seinen Namen nicht, und von der Verbrüderung selbst zu sprechen, hielt er für

eine Indiscretion, und einer solchen hätte er sich nicht aus Furcht vor allen Gefängnissen der Welt schuldig gemacht.

Da trat der Wirth zum Reibstein wieder in die Stube, und der Ausdruck seines Gesichts war jetzt ein ganz anderer geworden; seine Augen hatten den finstern Ausdruck verloren, er lächelte nicht unfreundlich, und sein Mund, der vordem breit auseinander gezogen war, um all die polternden Reden durchzulassen, hatte sich jetzt schalkhaft gespitzt. Er trug seine Ledermütze in der rechten Hand und patschte sich mit der linken einige Mal auf einen unnennbaren Theil seines Körpers, worauf er lachend den Kopf schüttelte und, ohne Don Larioz anzusehen, sich an den Tisch begab, an dem der Polizeidiener saß. Vor diesen trat er mit seiner breiten Gestalt in solcher Weise hin, daß dem Beamten der Anblick des nächtlichen Ruhestörers entzogen wurde.

Hinter dem Wirthe drein schlich Windspiel vorsichtig in das Zimmer, scheu auf den Polizeibeamten blickend, und als er sah, daß dieser durch den Wirth verdeckt, nicht im Stande war, herüber zu blicken, so wandte er sich rasch an den Spanier und sagte ihm eilig und flüsternd: „Eine Botschaft vom Präsidenten des anonymen Bundes! Nehmen Sie geschwind, hier ist der Dolch des großen Meisters Rubens, Sie haben ihn nur heimlich dem Wirthe zu zeigen, und Alles wird klar werden. — Gott, wie habe ich für Sie gezittert!“

Nach diesen Worten schnellte er in die andere Ecke des Zimmers, machte sich da am Tisch etwas zu thun, und summte gleichgültig eine Melodie vor sich hin; aber Don Larioz, der seinen Bewegungen mit dankerfülltem Herzen folgte, bemerkte wohl, wie freudig und ergriffen der Blick des kleinen Kellners war, was ihn ausnehmend rührte.

Man sollte es nicht glauben, wie sich der Spanier gehoben fühlte, als er jetzt die alte rostige Klinge in der Hand hatte; es war ihm gerade zu Muth, wie jenen alten tapferen Rittersmännern, die überwunden in die Gewalt des Siegers gefallen waren und zu denen nun, als sich eben der Schlund des Verließes vor ihnen öffnete, ein Knappe trat, ungefähr also sprechend: „Edler und mannhafter Ritter! Fern ist

es von meinem hochgebietenden Herrn, die Ungunst des Glückes zu benutzen, um einen so tapferen Ritter, wie Ihr seid, in Banden zu halten; nehmt Euer Schwert zurück; Euer Feind, der sich aller Siegerrechte begibt, stellt sich Euch in ehrlichem Zweikampfe."

Ja, so war es ihm, und kein wackerer Kämpe hat je mit größerer Inbrunst hierauf seine Toledanerklinge in die Hand genommen, als Larioz das schartige Eisen, welches ihm Windspiel so geheimnißvoll übergeben. Nicht als ob seine Absicht gewesen wäre, es gegen den Polizeibeamten schwingend, seine Freiheit wieder zu gewinnen — nein, er vertraute der Macht des gewaltigen Bundes zum Dolche Rubens und war sicher überzeugt, daß diese gefeierte Waffe ihm zum Talisman werden müsse.

„Er hat mir einen Namen genannt," sagte jetzt der Polizeidiener, „aber Namen nennen kann Jeder, und es fragt sich nun, wie er zu beweisen gedenkt, daß er wirklich der ist, für den er sich ausgegeben."

„Ja, das müßte er allerdings beweisen," meinte der Wirth, indem er sich aufrichtete und am Kopfe kratzte. „Wenn er das beweisen könnte oder Jemand zum Bürgen stellen würde, da hätte ich meiner Seele nichts dagegen, wenn wir die Sache auf sich beruhen ließen. Unglück ist keines geschehen, und der heutige Abend wird ihm eine Lehre sein, sich nicht mehr zwischen Andermanns Häusern herumzutreiben."

Nach diesen Worten trat er so vor den Gefangenen, daß er ihn mit seiner breiten Figur abermals vor den Blicken der Polizei verdeckte, worauf Don Larioz diesen Moment für passend hielt, um langsam und feierlich die alte rostige Dolchklinge empor zu heben, die er bis zu diesem entscheidenden Momente in seinem Rockärmel verborgen hatte. Er that das aber in gespannter Erwartung, welche Wirkung der Anblick der kostbaren Waffe auf seinen Gegner ausüben würde.

Und diese Wirkung war in der That eine zauberhafte. Zuerst war es, als traue der Wirth seinen Augen nicht, er wischte dieselben ziemlich auffallend und machte dazu ein verblüfftes, einigermaßen dum-

mes Gesicht, dann beugte er den Kopf weit hinab und murmelte wie in tiefster Ehrfurcht: „Das hat mich überrascht; ja, wer das hätte vorher wissen können! Du lieber Himmel! wie soll ich es wieder gut machen, daß ich ein Mitglied des großen und geheimnißvollen Bundes arretiren ließ?“

Der lange Spanier fühlte sich durch die Kraft, welche der Dolch des großen Meisters Rubens auf die einfache Seele des Kneipenwirthes ausübte, wahrhaft gehoben; nicht weil er sah, daß man ihn jetzt werde ungehindert ziehen lassen, sondern weil er sich bewußt war, eben diesem allgewaltigen Bunde anzugehören. Er hob seinen Kopf in die Höhe und machte eine Bewegung mit der Hand, welche ausdrücken sollte, er werde das Geschehene als ungeschehen betrachten, worauf er mit dem Zeigefinger nach dem Polizeidiener wies, — eine Bewegung, welche der Wirth augenblicklich verstand, denn er trat alsbald wieder zum Tische, flüsterte dem Beamten etwas in die Ohren, worauf dieser sogleich sagte: „Ja, wenn Ihr die Bürgschaft selbst übernehmt, so will ich wahrhaftig nichts dagegen sagen und wünsche einen guten Abend.“

Der Polizeidiener trank hierauf seinen Schoppen Wein leer, den ihm der Wirth schon früher hingestellt, und verließ das Zimmer, aber nicht ohne einen langen prüfenden Blick auf die leicht wieder zu erkennende Gestalt des langen Schreibers zu werfen.

Sowie der Polizeidiener das Zimmer verlassen, wandte sich der Wirth mit vielen Entschuldigungen an Don Larioz, versicherte ihm, er habe ja keine Ahnung davon gehabt, daß er ein Bundesmitglied sei, und bat, über ihn und alles, was er zu leisten vermöge, unbedingt zu verfügen.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt, bemerkte es der Spanier eigentlich erst recht, wie sehr es ihn in seinen nassen Kleidern friere und er sagte dies zum Wirthe mit dem Bemerken, er fürchte sich, so zugerichtet in die kalte Nachtluft hinauszugehen.

„Davon kann durchaus keine Rede sein,“ entgegnete dieser ge-

schäftig. „Wenn Sie kein Bett in meinem Hause annehmen wollen, so werde ich Ihnen augenblicklich für trockene Kleider sorgen. Die meinigen werden Ihnen allerdings etwas zu weit sein, aber was thut es — man nimmt eben, was man hat!“

Daß Don Larioz dieses Anerbieten mit großem Danke annahm, versteht sich von selbst. Der Wirth eilte hinaus, und gleich darauf trat der kleine Kellner in die Stube mit einem Arm voll Kleider seines Herrn, das Gesicht strahlend vor rührender Freundlichkeit.

Ohne uns in die Einzelheiten des nun stattfindenden Umzuges zu verlieren, müssen wir den geneigten Lesern versichern, daß derselbe schnellstens von Statten ging, können aber dabei nicht verschweigen, daß der lange dürre Spanier in der Hose und der Jacke des bedeutend kleineren, aber viel dickeren Wirthes eine recht komische Figur darbot.

Bei dem Umkleiden konnte Windspiel nicht unterlassen, von der Angst zu sprechen, die er ausgestanden von dem Augenblick an, wo man die Leiter weggezogen habe, bis zu jenem entsetzlichen Momente, wo er, der auf der Lauer gewesen, die Flamme aus dem Strohhaufen habe aufleuchten sehen. Was Herrn Clemens Breiberg anbelangte, so versicherte der Kellner, derselbe müsse von Anfang an das unglückliche Mädchen beobachtet haben, und dessen Bosheit sei allein schuld daran, daß die ganze Sache so unglücklich abgelaufen.

„Und doch nicht unglücklich,“ meinte der Schreiber, indem er lächelnd und nachsinnend das Haupt schüttelte. „Habe ich doch hier das unschätzbare Papier, das mich wahrscheinlich in wenigen Worten für alles das belohnen wird, was ich heute Abend gelitten. Gelitten ist eigentlich nicht das richtige Wort,“ setzte er hinzu, „denn der Ritter, der für seine Dame kämpft und strebt, kann die kleinen Widerwärtigkeiten keine Leiden nennen; und wären es auch wirklich Leiden, so würde er sie gern und freudig tragen, namentlich im gegenwärtigen Falle,“ sprach er mit einem leichten Seufzer, „wo ich fast fürchten muß, daß der Schritt, den ich für jene unglückliche Dame gewagt,

ihr selbst die größten Leiden verursachen muß. Vor allen Dingen aber will ich das Papier durchlesen, welches mir jenes holde Geschöpf anvertraute."

Er entfaltete den Brief, und da derselbe glücklicherweise nicht von der Nässe gelitten hatte, so sah er mit großem Entzücken nachstehende Worte in sehr deutlichen Schriftzügen:

„Ja, ich habe Sie erkannt; wie wäre es auch anders möglich, da Ihr Anblick, als ich Sie zum ersten Male sah, einen so unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht, da er mir stets gegenwärtig blieb im Wachen und Träumen! O edler Spanier — denn das sind Sie, ich irre mich nicht — helfen Sie einem unglücklichen Kinde Ihrer Heimat, das in schmachvollen Ketten und Banden gehalten wird, das man durch List und Gewalt verderben will, das aber vollkommen rein und Ihrer würdig geblieben ist. Helfen Sie! Retten Sie! Wie, wo und wann? kann ich Ihnen nicht angeben; aber mir lebt eine treue Freundin, Kathinka Schneller, Entenpforte Nr. 4, in deren Busen Sie Ihr Herz ausschütten mögen. Sie selbst dort zu sehen, ist vielleicht in nächster Zeit vergönnt.

Ihrer unglücklichen Dolores.

„Trau, treue Trine, trügrisch trüben Träumen nicht."

Dies Letztere war als Motto beigefügt, wie es junge Damen in Stammbuchblättern zu machen pflegen, und an diesen Worten erkannte Don Larioz entzückt eben sowohl den Anfang des Spruches des großen maurischen Weisen Carabanzeros, wie auch, daß die Rettung der unglücklichen Dame auf geheimnißvolle Art mit diesem Spruche zusammenhängen müsse. Warum hätte sie ihn sonst erwähnt? Wie aber dieser Zusammenhang aufzufinden sei, das war er nicht im Stande, namentlich am heutigen Abend, zu ergründen. Wenn er sich auch nach Anlegung der frischen Kleider angenehm erwärmt und körperlich vollkommen wohl fühlte, so hatten doch die Ereignisse des heutigen Abends, das aufregende Warten am Fenster, dann die Leiterpartie in den Winkel hinab, ferner das Umherstehen in der Kälte, vor

allen Dingen aber das Sturzbad, womit ihn der boshafte Clemens Breiberg versorgt, seine Gedanken etwas unruhig gemacht und waren dieselben mehr als je dazu geneigt, einen etwas kühnen Flug zu nehmen.

„Wie glücklich schätze ich mich," sagte er zu Windspiel, „durch diese kleinen Leiden vorbereitet, ja, ich möchte sagen: befähigt zu sein, die Liebe eines so wunderbaren Mädchens zu erringen, wie die göttliche Dolores ist. Und eigentliche Leiden kann man es gar nicht einmal nennen, wenigstens keine aktiven Leiden, wie sie ein Rittersmann der alten Zeit erduldet, der, mit Schild und Lanze um seine Dame kämpfend, verwundet, oft sterbend niederfiel. Mich trafen passive Leiden, denn ich konnte nichts thun, als ruhig dastehen und geduldig hinnehmen die polternden Reden des Kneipenwirths, sowie die kalten Wassergüsse, welche aber die Flamme meiner Liebe nicht auslöschten, sondern sie vielmehr noch heftiger auflodern ließen. Aber ein Gemüth, wie das der göttlichen Dolores, wird auch vorderhand mit meinem passiven Widerstande zufrieden sein und an der Standhaftigkeit, mit dem ich ihn leistete, wohl abmessen können, was dieses Herz und dieser Arm zu vollbringen im Stande sind, wenn ich, San Jago rufend, mein Schwert zu ihrer Rettung werde ziehen können."

Windspiel horchte entzückt auf diese Reden, denn ihm war zu Muth, als lese er in einem alten Ritterromane, und als schaue er über die Schranken des Turnierplatzes hinweg, wo sein Herr und Ritter eben im Begriffe war, die scharfe Lanze einzulegen.

Freilich hatte Don Larioz in seiner jetzigen Tracht nicht viel Ritterliches, was er auch wohl selbst finden mochte; denn als er nun seine Toilette beendigt hatte und an sich hinabschaute, that er das mit einem kleinen Seufzer, fühlte sich aber dabei doch zufrieden, als er dachte, daß es draußen finstere Nacht sei und er beim Nachhausegehen von Niemand gesehen, wenigstens nicht erkannt werden könne.

Was aber dieses Nachhausegehen anbelangte, so that der kleine Kellner vorläufig dagegen sanfte Einsprache, indem er sagte, daß drü-

ben im Künstlerlokale der Bund zum Dolche Rubens versammelt sei, der sich glücklich schätzen würde, Don Larioz einen Augenblick bei sich zu begrüßen.

Schon die Dankbarkeit erforderte es, sich der mächtigen Verbrüderung zu zeigen, der er anzugehören das Glück hatte und die so freundschaftlich für ihn gesorgt.

Windspiel eilte voraus, öffnete jenseits des Ganges die Thür, und Don Larioz trat in das Gemach.

Es war hier fast die gleiche Gesellschaft versammelt, welche der geneigte Leser an jenem regnerischen Nachmittage bereits kennen gelernt. Am oberen Ende des Tisches saß der Kupferstecher Wurzel, und als der Spanier eintrat, erhob sich derselbe mit dem Glas in der Hand, welchem Beispiel alle Anwesenden folgten.

Es herrschte in dem Zimmer eine angenehme, warme Atmosphäre, welche unverkennbar mit dem Dufte von gutem Punsch geschwängert war; und dieses Getränk befand sich auch in Wahrheit in den Gläsern derer, die zum erhabenen Bunde von Rubens Dolche gehörten und die nun mit feierlicher Geberde auf das Wohl des Eintretenden zu trinken schienen. Wohl hätte ein Unbefangener bemerken können, daß über die Züge dieses oder jenes Mitgliedes ein Lächeln flog, als die sonderbar aussehende Gestalt des langen Schreibers sichtbar wurde. Der Kupferstecher mit dem großen Barte aber blickte finster aus seinen sonst so gutmüthigen Augen, drückte die rechte Hand fest auf den Tisch und sprach mit tiefer Stimme:

„Sei uns zum zweiten Mal willkommen, Don Larioz, hier in unseres Bundes Haus, ja, zum zweiten Male! Und dieses zweite Mal wird glänzend eingeschrieben stehen in den Annalen des Bundes zum Dolche Rubens; denn die gefeierte Waffe des großen Meisters zeigte sich wieder in ihrer allgewaltigen Kraft und errettete unser edles Mitglied aus sehr unangenehmer Bedrängniß. — Feierlich erlaube ich mir, die erhabene Waffe wieder zu mir zu nehmen.“ Er sagte dies, weil er wohl bemerkte, wie der Schreiber ihm entgegen schritt, den

rostigen Stahl ehrfurchtsvoll in der Hand tragend. „Ja feierlich empfange ich ihn wieder mit den Ceremonien, wie sie unser Bundesgesetz vorschreibt.“

Bei diesen Worten ergriff der Vorsitzende die Dolchklinge, drückte sie an seinen dicken Schnurrbart und übergab sie seinem Nachbar zur Rechten, der sie ebenfalls an seine Lippen brachte, worauf sie auf gleiche Weise die Runde um den ganzen Tisch machte und zuletzt in die Hände des langen Schreibers kam, der sie als seine Erretterin mit wahrer Inbrunst küßte.

Auch Windspiel als dienender Bruder, wurde nicht vergessen und ihm von dem Vorsitzenden das alte Eisen einen Zoll weit von der Nase entfernt gehalten, wo er sich am Geruche der gefeierten Waffe, wenn diese einen solchen gehabt, würde haben erlaben können. Darauf schob der kleine Kellner eilfertig einen Stuhl herbei, brachte auch ein frisches Glas für den eben Angekommenen, welches der Kupferstecher aus der auf dem Tische stehenden Bowle mit Mühe füllte, da dieses Gefäß beinahe leer war, und dann sämmtlichen Anwesenden ein Zeichen zum Niedersitzen gab, während er selbst stehen blieb.

„Freunde und Mitglieder des Bundes!“ sprach er alsdann, „wir haben uns hier versammelt, um durch unsere allgewaltige Gegenwart unser höchst ehrenwerthes Mitglied Don Larioz aus drohender Gefahr zu erretten; ja, ihm zu Liebe versammelte sich der Bund zum Dolche Rubens; denn unser Freund befand sich, wie schon gesagt, in großer Gefahr. Aber indem ich schweige von dem edlen und ritterlichen Beweggrunde, der unsern Freund in die Gefahr gestürzt, will ich nur sagen, daß diese der Art war, wie sie der große Meister Rubens nur über seine Lieblinge verhängt, eine Prüfung, eine Läuterung durch Feuer- und Wassersgefahr, wie sie auch die beiden Liebenden Tamino und Pamina erduldeten — also erleben wir es in der Zauberflöte — und aus eben diesem Grunde empfing ich auch unseren geehrten Bruder bei seinem Eintritte mit den Worten:

Sei uns zum zweiten Mal willkommen,
Don Larioz, hier in unseres Bundes Haus.

Rings umher folgte diesen Worten ein Murmeln des Beifalls, und man sah manches Mitglied seine Nase vor Rührung tief in das Punschglas stecken, andere die Hände vor das Gesicht drücken, als befänden sie sich in einer außerordentlichen Gemüthsbewegung.

„Die Veranlassung aber zu dem, was unser Freund erduldet," fuhr der Redner im Tone der Entrüstung fort, „ist so außergewöhnlicher Art, daß sie wohl im Stande ist, die Mitglieder des Bundes zu einer geheimen Abstimmung zu veranlassen."

Die Mitglieder des Bundes sahen bei dieser Rede erstaunt in die Höhe, senkten aber gleich darauf wieder ihre Blicke auf die Gläser und den Tisch, als sie bemerkten, wie der Kupferstecher Wurzel seinen Platz verließ, sehr würdevoll zu jedem Einzelnen ging, ihm etwas in die Ohren flüsterte, auch mit der jedesmaligen Antwort zufrieden schien, und darauf seine Stelle am obern Ende der Tafel wieder einnahm.

„Wie nicht anders zu erwarten war," sprach er hierauf, „hat der Bund in geheimer Abstimmung beschlossen, die Angelegenheit unseres treuen Freundes Don Larioz gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg, von dem wir alle gehörige Kenntniß haben, wie seine eigene zu betrachten. So verwickelt die Sache scheint, so einfach ist sie in der That. Thu' jeder das Seinige, so werden wir bald im Stande sein, unserem verehrten Mitgliede die treue Bruderhand zu reichen. Zu diesem letzten Zwecke und um thatkräftig aufzutreten, berufe ich euch genau von heute über vier Wochen, und müßt ihr erscheinen, angethan mit List, umgürtet mit Waffen. Ihr wißt, was es gilt, und werdet erscheinen!"

Worauf die Gesellen murmelten: „Wir wissen, was es gilt, und werden erscheinen."

Hierauf setzte sich der Vorsitzende auf den Stuhl nieder, ließ sich von seinem Nachbar, dem die feierliche Handlung galt, tiefgerührt die

Hand schütteln und sagte alsdann mit bewegter Stimme zu Windspiel: „So bringe denn eine neue süße und kräftige Bowle, wie es nach einem Hauptparagraphen der Statuten des Bundes zum Dolche Rubens bei ähnlichen Veranlassungen der Brauch ist, auf Kosten unseres verehrten Freundes, daß wir damit besiegeln die neue Verbrüderung, ihm zum Schutz und Trutz."

Don Larioz winkte eifrig dem Kellner, also zu thun, wie der Vorsitzende gesagt, und bald nachher stand die dampfende Bowle auf dem Tisch, sie selbst sehr groß, ihr Inhalt aber süß und äußerst kräftig.

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Czrabowski'schen Güter.

In dem Hause des Rechtsconsulenten Plager, oder in den gewissen Kreisen, welche mit demselben häufig in Berührung kamen, hatte sich unterdessen allerlei begeben, was für unsere wahrhaftige Geschichte wichtig genug ist, um es nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Nach jener abendlichen Katastrophe im Bureau des Advokaten war das Frühstück am andern Morgen zu einer etwas stürmischen Sitzung ausgeartet. Der Rechtsconsulent, als er an dem gleichen Abend nach Hause kam, hatte schon an untrüglichen Vorzeichen einen nahenden Sturm entdeckt, der am nächsten Tage ausbrechen würde. Ein tiefer Seufzer hatte sich nämlich der Brust seiner Gattin entrungen, als er, obgleich äußerst leise und auch nicht allzu spät in das gemeinschaftliche Schlafzimmer getreten; er hatte einen zweiten Seufzer gehört, sowie eine sehr unruhige Wendung, als er sein Licht angezündet, und nachdem dies geschehen und er freundlich einen guten Abend gewünscht, war die ganze Antwort ein unverständliches Gemurmel, sowie ein sehr verständlicher dritter Seufzer.

Herr Rechtskonsulent Plager war sich aber durchaus keiner Unthaten bewußt, mit denen er diese Vorboten eines Sturmes hätte in Zusammenhang bringen können. Während er Hut und Stock ablegte,

ging er in Gedanken nicht nur den heutigen sondern auch den gestrigen und sogar den vorgestrigen Tag durch, um vielleicht etwas zu finden, was, wenn auch nur nachwirkend, diesen ihm so wohlbekannten Seufzer hätte hervorrufen können. Aber, wie gesagt, sein Gewissen war rein. Er hatte zu Hause nicht gemurrt, als er statt des sehnlich gewünschten Sauerkrautes weiße Rüben bekam, deren Geruch er nun einmal nicht ertragen konnte; auch nicht, als er in der Suppe die verbrühten Theile einer Bettfeder gefunden, ja, nicht einmal, als hierauf die Schwiegermutter mit großem Ernst versichert, das sei eigentlich gar keine Bettfeder, sondern nur etwas stark zusammengelaufenes Eiweiß; er hatte nicht gemurrt, als er gefunden, daß Madame seine Haarbürste zum Abwischen ihrer Stiefeletten benutzt, oder als er entdeckt, daß sein Sprößling Fritzchen des Vaters Rasirmesser herabgeworfen, so daß zwei der besten schartig geworden waren. Dem Kinde könne man eigentlich keine Schuld beimessen, hatte die Großmutter im Nebenzimmer, aber mit sehr lauter Stimme gesagt, denn Rasirmesser gehören nicht auf den Toilette-Tisch, sondern müßten unter Verschluß gehalten werden. Als ob überhaupt der arme Rechtsconsulent etwas eigenes Verschließbares gehabt hätte!

Aber auch in sonstigen Dingen war er sich keines Fehls bewußt; er hatte von keiner Familie etwas Nachtheiliges gesprochen, welche im Kaffee-Gesellschaftsverband der Plager'schen war; er hatte keine andere gelobt, welche die Schwiegermutter oder eine ihrer Töchter durch, Gott mochte es wissen, welche Kleinigkeit vor Jahren einmal aufs tödtlichste beleidigt; ja, er hatte um des lieben Friedens willen noch mehr gethan; er hatte stillschweigend zugegeben, daß die Weibel'sche Familie eine ganz vortreffliche Familie sei, und daß sich Jedermann glücklich schätzen müsse, der in diese Ausnahms-Familie aufgenommen werde.

Die Veranlassung zu Letzterem hatte ihm Herr Schilder gegeben, der Fräulein Clementine vorgestern auf der Promenade etwas kalt gegrüßt, ein Betragen, das natürlicher Weise die gerechte Indignation der ganzen Familie Weibel hervorgerufen. Was denkt dieser Schilder!

hatte der Rechtsconsulent durch alle Tonarten hören müssen; glaubt er vielleicht, man werde sich eine Ehre daraus machen, von ihm gegrüßt zu werden, daß die Leute mit Fingern nach einem zeigen und alle Welt erfahren muß, daß dieser Mensch Hoffnung hat, in eine so respektable Familie aufgenommen zu werden, wie die unsrige ist? — Da sind ganz andere Leute, die sich um Clementine bemüht haben und noch bemühen.

Der Doktor hatte die Selbstüberwindung gehabt, nicht einmal zu fragen, wer denn eigentlich diese anderen Leute seien; überhaupt war er in den letzten Tagen ein Muster von Sanftmuth und Duldsamkeit gewesen. Und doch dieses Geseufze! Hatte er vielleicht zufällig beim Nachhausegehen etwas lebhafter als gewöhnlich in das gegenüberliegende Haus gegrüßt, wo die blasse Kaufmannswittwe wohnte, von der die Schwiegermutter ohne allen Grund, aber mit großer Entschiedenheit behauptete, es sei nicht viel an dieser Person, man müsse sich vor ihr in Acht nehmen? Nein, auch das hatte er nicht gethan. Und so im Bewußtsein eines vollkommen guten Gewissens dachte er, indem er mit wunderbarer Stille seine Stiefel auszog: Seufze du in Gottes Namen, ich kann dir nicht helfen.

Obgleich aber, wie wir bereits wissen, Doktor Plager und Frau nicht in großer Harmonie mit einander lebten, so hatten die Beiden doch oft, ohne es zu wissen, wunderbare Sympathien in ihren Gedanken. Denn kaum hatte er, wie eben berichtet, gedacht, so patschte sie mit der Hand auf die Bettdecke und sagte unter einem tief herauf geholten Seufzer, der schließlich mit einem Ach ja — a! verbrämt war:

„Uns kann nur der liebe Gott helfen!"

Um eine Million hätte aber der geduldige Ehemann jetzt keine weiteren Fragen gestellt; es wäre das der verwegene Zug an einem furchtbaren Schleusenwerk gewesen, dessen sprudelnde Wasser ihn wahrscheinlich, wie das schon oft vorgekommen war, aus seinem eigenen Schlafzimmer hinausgeschwemmt hätten bis auf das kühle Sopha im Ge-

sellschaftszimmer. Er nahm sich also zusammen, so wenig Geräusch wie nur möglich zu machen; er vermied es, einen Stuhl zu rücken, und als er seine Taschenuhr aufzog, fand er, daß die Feder heute ungewöhnlich knarre. Dann schlich er auf den Fußspitzen an sein Bett, war aber so vorsichtig, ehe er hinein schlüpfte, das Licht auszulöschen, denn er sah, wie Madame in diesem Augenblicke ihr Haupt mit der Nachtmütze langsam herum wandle und ihm einen Blick schenkte, o, einen Blick, ob dem er die Bettdecke mit der Hand fast zerdrückte und bei sich selber dacht: O, könnte ich, wie ich wollte!

Solche Blicke sind gefährlich, geneigter Leser, und wenn du zufällig eine Leserin bist und dich annähernd im gleichen Falle befindest, wie die Frau Doktorin Plager, so bitte ich dich, da ich es gewiß gut mit dir meine, dich vor häufiger Anwendung solcher Blicke zu hüten; sie rufen eine unendliche Erbitterung hervor: man gedenkt früherer Zeiten, wo diese Blicke ganz anders waren, oder wo man überhaupt noch gar keine von dir erhalten; man träumt von vergnügteren, freieren Tagen, von einem stillen Schlafzimmer mit harmlosem Bedienten, der uns den Stiefelknecht zurecht rückt und dabei freundlich sagt: Heute kommen Sie aber sehr früh nach Hause. Man phantasirt von jener glücklichen Zeit, wo man dich und deinen Blick noch nicht gekannt, theure Leserin —

wo man noch im Flügelkleide
in die Mädchenschule ging! —

Danach hatte Herr Doktor Plager sanft und ruhig geschlafen, auch geschnarcht, wie am andern Morgen Madame ihrer Frau Mutter mit großer Entrüstung erzählte. Doch ging dieses Vergehen in der allgemeinen bitteren Stimmung unter, welche begreiflicherweise die Gemüther der beiden Damen beherrschte und beim Kaffe zu einem ganz gehörigen Ausbruch kam. Natürlich wurde dabei die Geschichte von gestern Abend mit den empörendsten Einzelheiten und genau so erzählt, wie sie Fräulein Clementine Weibel berichtet. Dabei hielt sich die Schwie-

germutter klugerweise bei der Frage auf, was der Schreiber eigentlich so spät und allein im Bureau zu schaffen gehabt. Daß die Motive dazu höchst unlautere seien, verstand sich von selbst, und wenn Madame Plager mehr der Ansicht war, Larioz habe, Gott weiß zu welchem Zwecke, geheime und wichtige Aktenstücke durchgesehen, copirt, vielleicht auch sogar entwendet, so war die Schwiegermutter vollkommen überzeugt, der nächtliche Besuch habe der Kasse gegolten, und dieser Diebstahl sei durch das kluge und muthige Benehmen ihrer Tochter Clementine zum Glück vereitelt worden.

„Daß Sie nach alle dem," schloß die würdige Dame, „noch immer nicht einsehen wollen, was Sie an uns und unserer Familie haben, begreifen wir vollkommen, machen uns auch weiter keinen Kummer darüber, da wir es doch nicht ändern können, indem wir zu genau mit Ihren Gesinnungen bekannt sind. Ja, wir kennen Ihre Gesinnungen so genau," wiederholte sie mit einem bezeichnenden Blick auf ihre Tochter, „daß wir überzeugt sind, Ihr nobler Spanier, Herr Don Larioz, braucht nur den Versuch zu machen, Ihnen die Begebenheiten von gestern Abend in einem anderen Lichte darzustellen, so werden Sie ihm unbedingt glauben und unsere Angaben für Lügen halten."

Wir müssen in der That eingestehen, daß der Rechtsconsulent wirklich so dachte, obgleich es ihm räthselhaft war, was sein Schreiber, der doch als Kranker in seinem Zimmer hätte sein sollen, am späten Abend im Bureau zu schaffen hatte.

„Ob Herr Don Larioz nun," fuhr die Schwiegermutter fort, indem sie ihre Nase hoch erhob und dabei das Weißbrod, das sie in der Hand hielt, vollständig im Kaffee ersäufte, „den Versuch machen wollte, Akten zu entwenden oder die Kasse zu bestehlen, ist mir und meiner Tochter vollkommen gleichgültig; obendrein aber hat er sich gegen uns so benommen, daß wir verlangen können, müssen und wollen, dieser Mensch solle nicht einen Tag länger in Ihren Diensten bleiben."

Auf das hin lächelte Madame Plager auf eigenthümliche Art und

zuckte leicht mit den Achseln, als sie sagte: „Herr Don Larioz wird nicht entlassen, Mama, darauf kannst du dich verlassen, es ist nur des Anhangs wegen. Was sind wir gegenüber diesem vortrefflichen Schreiber? Hast du überhaupt je erlebt, daß man sich unserer Familie annimmt, wenn Jemand uns noch so grob und unverschämt behandelt? — Das hast du nicht erlebt, nie nie!"

„Allerdings ist das bis jetzt noch nicht vorgekommen," nahm Madame Weibel in sehr spitzem Tone das Wort. „Doch ist dieses ein Fall, wo der Herr Schwiegersohn nicht mehr wird umhin können, einmal Gerechtigkeit gegen uns zu üben. Oder —"

„Oder?" fragte scharf der Rechtsconsulent, der, von den unnöthigen Anspielungen gereizt, unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte.

„Das Oder werden Sie erfahren, wenn es Zeit ist," versetzte Madame Weibel mit Geringschätzung. „Jetzt bitte ich, bei der Sache zu bleiben und nicht, wie es gewöhlich Ihre Art ist, durch ein hingeworfenes Wort Streit anzufangen, und so von einem Gegenstand abzukommen, der Ihnen unangenehm ist."

Der Hausherr biß sich auf die Lippen und sprach zu sich selber: Ruhe, Ruhe, Geduld! Und daß er es wirklich über sich vermochte, vollkommen ruhig zu bleiben, ja mit blassen Lippen zu lächeln, verursachte ihm eine aufrichtige Freude, und er konnte in gewöhnlichem Tone sagen:

„Sie haben ein Wort hingeworfen, Frau Mama, und nicht ich. Doch will ich es fallen lassen, um Ihnen zu sagen, daß, wenn sich die Sachen so verhalten, wie Sie mir erzählt — woran ich durchaus nicht zweifle," setzte er hinzu, als er einem aufflammenden Blicke der Madame Weibel begegnete, „Larioz heute noch entlassen wird, aber —"

Madame Weibel und ihre Tochter waren durch eine, nur ihnen verständliche Miene übereingekommen, weßhalb die Letztere sagte: „Aber —? Plager, du hast doch vielleicht nicht im Sinne, uns deinem Schreiber gegenüberzustellen oder seine Rechtfertigung anzunehmen, nachdem wir dir bewiesen, wie zweideutig er sich gegen dich benommen

und wie sehr er Mama, mich und Clementine beleidigt? O, daß er sich gründlich entschuldigen wird, daran zweifle ich ebenso wenig, als daß du unserer Familie gegenüber seine Entschuldigung annimmst."

„Vor allen Dingen, liebes Kind," antwortete der Rechtsconsulent mit erhöhter Stimme, „muß ich dich bitten, die ewigen Pikanterieen bei Seite zu lassen. Allerdings sollte ich Larioz hören; das ist in der ganzen Welt noch nicht vorgekommen, daß man Jemand verurtheilt, ohne ihm Zeit zu seiner Vertheidigung zu lassen; namentlich ich, als ein Mann des Rechtes, sollte nicht so handeln. Um aber der Frau Schwiegermutter den Beweis zu geben, daß ich gern bereit bin, sie und ihre Familie vor jedem Angriff zu schützen, so will ich die alte Magd vornehmen, einen unparteiischen Zeugen, die, wie ich ja von euch hörte, auch zugegen war."

„Und dieses Weibsbild nennen Sie einen unparteiischen Zeugen, Herr Schwiegersohn?" fuhr Madame Weibel auf. „Nehmen Sie mir nicht übel, das ist eine Verhöhnung, wie wir sie freilich gewohnt sind, wie wir aber nicht Lust haben, sie länger uns von Ihnen gefallen zu lassen."

„Madame," sagte hierauf der Rechtsconsulent, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit den Fingern auf dem Tische trommelte. Seine Stimme war ruhig, aber etwas schärfer als gewöhnlich. „Madame," wiederholte er, „Sie sprachen da von Gefallenlassen und dergleichen Dingen, die ich freilich schon oft von Ihnen gehört, Aeußerungen, die ich aber durchaus nicht an ihrem Platze finde. Es steht ja eigentlich bei Ihnen, was Sie sich in meinem Hause gefallen lassen wollen oder nicht. — — Das ist Eins," fuhr er mit einer Handbewegung gegen seine Frau fort, die ihm in die Rede fallen wollte; „das Andere, was ich ebenso unbegreiflich finde, ist Ihre Art, im Pluralis zu sprechen. Sagen Sie doch um des Himmels willen: mir sagt Dieses oder Jenes nicht zu, mir gefällt das nicht, und lassen Sie Ihre Tochter, meine Frau, reden und denken, was ihr beliebt."

Der Rechtsconsulent hatte damit ein gefährliches Thema berührt.

und da er mit seinem allzu nachgiebigen, etwas furchtsamen Temperamente es doch nicht wagte, dasselbe weiter auszuführen, so lenkte er Angesichts des flammenden Blickes seiner Frau und der offenbaren Kampfbereitschaft seiner Schwiegermutter ein, indem er fortfuhr: „Lassen Sie uns aber vor Allem bei der Sache bleiben und nicht immer auf andere Dinge abschweifen. Sie sehen, wie geneigt ich bin, Ihnen Recht zu geben, da ich nicht einmal Ihren Gegner vernehmen will."

„Dafür aber ein altes, lüderliches Weibsbild zum Zeugen aufrufen, das mit Ihrem sauberen Schreiber zusammenhängt und natürlicher Weise nur das sagen wird, was diesem gefällt. O, Herr Schwiegersohn," setzte sie mit sehr bezeichnender Handbewegung hinzu, „machen Sie uns keine Faxen vor; wenn die Familie Weibel auch in Ihren Augen nicht viel gilt, so können Sie sich doch darauf verlassen, daß sie eben so gescheidt ist, wie sechs Dutzend Plager."

„Ihre Gemeinplätze, Madame, bin ich gewohnt," erwiderte der Rechtsconsulent, „doch habe ich mir vorgenommen, mich heute nicht von Ihnen in Zorn bringen zu lassen."

„Aber gemein sind wir nicht, das muß ich mir ausbitten!" rief Madame Plager, indem sie ihre Tasse heftig zurückstieß. „Das müssen wir uns alles von ihm sagen lassen, Mama!"

Der Rechtsconsulent zuckte mit einem Blick zum Himmel die Achseln, wobei er die Schultern so lange oben behielt, daß man hätte glauben können, er wolle ewig in dieser Stellung verharren; doch schien dies abermals zu seiner Besänftigung beigetragen zu haben; denn er entgegnete mit einer bewundernswürdigen Ruhe: „Ich sprach von Gemeinplätzen, und damit ist noch lange nicht gesagt, daß ich euch für gemein halte."

„Er sagt das nicht," rief die Schwiegermutter mit einem krampfhaften Lachen, „darauf kannst du dich verlassen; aber er denkt es. Ich bin gemein, du bist gemein, die ganze Weibel'sche Familie ist gemein. Und damit Basta!"

Jede Geduld ist zerreißbar, namentlich aber eine künstlich hervor-

gebrachte und auf übermenschliche Proben gesetzte. Deßhalb zerriß auch die des guten Doktor Plager; er sprang vom Tische auf, und es hätte in diesem Augenblicke wahrscheinlich eine der schon oft da gewesenen geräuschvollen Familienscenen gegeben, wenn sich nicht zur rechten Zeit die Thür geöffnet hätte und Babette eingetreten wäre, ein Schreiben in der Hand tragend.

Obgleich dieses Schreiben an den Hausherrn gerichtet war, so konnte es doch das würdige Dienstmädchen nicht über ihr Herz bringen, es diesem Tyrannen zu übergeben; sie warf deßhalb den Brief geringschätzend auf den Kaffeetisch, wobei sie sagte: „Das wurde so eben gebracht,“ und verließ alsdann wieder das Zimmer, während sie ihren Kopf sehr auffallend hin und her bewegte.

Der Rechtsconsulent warf mit finsterem Stirnrunzeln einen Blick auf die Adresse, und als er die Handschrift derselben erkannte, riß er heftig das Couvert ab und durchflog die Zeilen.

Sie waren von Larioz, und derselbe schrieb folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr Doktor!

„Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren bin ich in Ihren Diensten, und wenn auch hier und da, wie das unausbleiblich ist, kleine Differenzen entstanden sind, so glaube ich doch nicht, daß Ihnen der Tag besonders hassenswerth erscheinen wird, an welchem Sie mich mit einer Anstellung auf Ihrem Bureau beehrten. Ob ich dort meine Pflichten erfüllt, wissen Sie, verehrtester Herr Doktor, am besten selbst zu beurtheilen; was mich anbelangt, so kann ich wohl sagen, daß ich die Zeit, welche ich dort verbracht, im Ganzen für eine recht erfreuliche und angenehme halte. Wenn Ausnahmen stattfanden, welche den gemessenen Gang meines Lebens beunruhigten, so kamen dieselben in sehr wenigen Fällen oder eigentlich nie von den Arbeiten des Bureau's selbst oder von Ihrer verehrten Person her, sondern sie tropften aus einer Quelle, die ich wohl nicht näher anzugeben nöthig habe.“

Indem der Rechtsconsulent den letzten Satz las, schielte er über

den Brief hinweg nach den beiden Damen hin, die aber mit dem größten Gleichmuthe da saßen; die Schwiegermutter strickte an einem Strumpfe, die Frau Doktorin setzte einen dunkeln Fleck auf eine helle Nachtjacke.

„Daß es mir" — las Herr Plager weiter — „unter diesen Verhältnissen so eigentlich nie in den Sinn kam, Ihr Bureau, verehrtester Herr Doktor, zu verlassen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Und doch ist ein Umstand eingetreten, der mich veranlaßt, meine Entlassung aus Ihrem Dienste und zwar so schleunig zu verlangen. Welche Ursache dieser meiner Bitte zu Grunde liegt, darüber wird Sie wahrscheinlich, noch ehe Sie diesen Brief empfangen haben, Ihre Frau Gemahlin, auf jeden Fall aber Madame Weibel, aufgeklärt haben, und kann ich nichts Besseres thun, als mich der Art zu unterwerfen, in welchen diesen einen Vorfall von gestern Abend Ihnen, verehrtester Herr, mitgetheilt. Eine Berichtigung meinerseits wird nicht erfolgen, wäre auch unnütz, da mein Entschluß fest steht, ferner nicht im Dienste eines sonst so achtbaren Mannes zu bleiben, dessen Familie mich, wiewohl mit großem Unrecht, auf's Tiefste verabscheut.

„Genehmigen Sie, Herr Doktor, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich bin

Ihr

ergebenster Larioz."

Herr Doktor Plager hatte dieses Schreiben zweimal überlesen, dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen, so daß der Brief sich nothwendiger Weise auch dort befand, und verließ den Kaffeetisch, den Blick zu Boden geheftet, um im Nebenzimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Madame Weibel zog die Augenbrauen hoch empor, ließ die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schooß fallen und zuckte mit den Achseln, als ihre Tochter sie fragend ansah.

Die Rechtsconsulentin lehnte sich vornüber und meinte flüsternd, das Schreiben müsse etwas Unangenehmes enthalten, denn sie habe

ein untrügliches Zeichen zu dieser Vermuthung auf dem Gesichte ihres Mannes bemerkt. — Aber woher?

Die Schwiegermutter warf verächtlich die Oberlippe auf und sagte, wobei sie sich gerade keine besondere Mühe gab, ihre Stimme zu dämpfen: „Wer weiß, von welchen vielen sauberen Geschichten, mit denen er zu thun hat, diese Zeilen handeln!"

Nun war aber Babette eine viel zu vortreffliche und gescheidte Dienerin, um ihre Damen in der Unwissenheit über etwas zu lassen, dessen Wissenschaft ihnen von Interesse sein konnte. Sie erschien deßhalb im Zimmer mit einem gewissen Lächeln auf den Lippen, und während sie das Kaffeegeschirr mit großem Geräusch abräumte, sagte sie mit leiser Stimme: „Den Brief hat die alte Magd gebracht, der Tiger, wie sie sie nennen. Ich habe auf die Adresse gesehen, und links stand: Larioz."

„Aha!" machte die Rechtsconsulentin, und Madame Weibel hustete bedeutsam.

Babette verließ das Zimmer mit ihrem Frühstücksservice, nicht ohne dem Salon oder vielmehr dem, der dort auf und ab spazierte, einen Blick stiller Verachtung gewidmet zu haben.

Es erfolgte eine kleine Pause, nach welcher die Madame Weibel ihrer Tochter zulispelte: „Mag dieser Kerl geschrieben haben, was er will, man muß ihm unbedingt zuvorkommen." Worauf sie laut zu Emilie sagte: „Du wirst sehen, der saubere Schreiber wird doch noch Recht behalten. O, ich sage dir, dieser Mensch ist ein Krebsschaden in deinem Hauswesen. Aber es gibt Fälle, wo man einen solchen treuen Diener schonen muß."

Im Nebenzimmer hustete es leicht, doch entfernten sich die Schritte, die man dort vernahm, von der Thür.

„Ja, man muß einen solchen Kerl schonen," fuhr die Schwiegermutter lauter fort; „verstehst du mich, Emilie? man muß ihn halten trotz den Klagen und dem Jammer einer ganzen Familie. — So ein Diener weiß oft viel von seinem Herrn, o, schrecklich viel, was eine

arme Frau nicht erfahren darf; und wenn man ihm die Wahrheit sagt oder ihn gar entläßt, so kommen natürlicher Weise schöne Dinge an den Tag, und davor muß man sich hüten."

Die Schritte im Salon näherten sich der Thür des Kaffeezimmers wieder, und der Husten wurde bezeichnender.

„Hahaha!" lachte die Schwiegermutter. „Erinnerst du dich noch, weßhalb jener saubere Lehrling ins Bureau genommen wurde, der Bruder der Mamsell Brenner?"

Die Schritte hatten sich ein paar Mal sehr stark der Thür genähert, waren aber alsdann wieder schnell verklungen.

„Ein schönes Mädchen das!" fuhr Madame Weibel fort: „jung und sieht feurig aus, freilich etwas gemein, aber was thut das! Das mögen sie schon leiden. Ich versichere dich, Emilie, ich ließe ihn machen, was er wollte: laß ihn seinen noblen Spanier behalten und sich mit der Familie Brenner einlassen, so tief er mag; wir haben keine Schande davon, denn Gott sei Dank, man kennt die Weibels."

In diesem Augenblicke trat der Rechtsconsulent an die Thür des Kaffeezimmers, aber nicht im Zorn, wie man wohl hätte glauben sollen, vielmehr war etwas wie Wehmuth ersichtlich an der Art, wie er mit den Augen zwinkerte und wie er sein Kinn tief in die Falten des Halstuches vergrub.

„Allerdings, Madame," sagte er ruhig und mit Würde zur Schwiegermutter, „man kennt die Weibel'sche Familie: es ist durchaus keine Frage, man kennt sie. Aber einige Mitglieder dieser würdigen Familie haben sich noch nicht die geringste Mühe gegeben, das Treiben anderer Leute in seinem wahren Lichte zu erschauen; sie wollen das nicht, denn sie gehen von dem Grundsatze aus, daß die ganze Welt — ihre eigene Sippschaft ausgenommen — nicht das Geringste tauge. — Sei es darum," fuhr er mit erhöhter Stimme und einer befehlenden Handbewegung gegen Madame Weibel fort, als er sah, daß diese ihm ins Wort fallen wollte. „Um Ihnen aber einen kleinen Beweis zu geben, wie voreilig man urtheilen kann, wollen Sie sich vielleicht

die Mühe nehmen, diesen Brief zu lesen. — Sie werden mir in Ihrer bekannten Manier sagen: Was geht mich der Wisch von jenem Menschen an? während Sie doch vor Begierde brennen, zu sehen, was diese Zeilen enthalten. Da ich das kenne, so lasse ich Ihnen das Schreiben hier, und können Sie später, wenn Sie Lust und Muße haben, es gemächlich durchlesen."

Damit wandte er sich um, ging in sein Schlafzimmer, versah sich mit Paletot, Hut und Stock und schritt einige Minuten nachher abermals durch den Salon, um sich auf sein Bureau zu begeben.

Dem geneigten Leser können wir wohl gestehen, daß Madame Weibel diesen Moment benutzt hatte, um den Brief zu lesen; da sie aber durchaus den Schein vermeiden wollte, als hätte sie das wirklich gethan, so flog das Papier zusammengeballt gerade in dem Augenblicke in den Salon hinaus, als Herr Doktor Plager durch denselben schritt.

Er bückte sich, hob es auf und steckte es seufzend in seine Tasche.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Herr Graf Czrabowski hatte nach jener von uns erzählten Zusammenkunft mit Baron Fremont und Herrn von Tondern ein paar Tage lang ruhig seine Anweisung in der Brieftasche behalten und entschloß sich alsdann erst, sie dem Banquier zu übergeben, als er den ersten der eben genannten Herren kurz vorher auf der Straße gesprochen und dieser ihm nicht gerade unfreundlich angezeigt, er habe dem betreffenden Banquier mit einigen guten Worten die Honorirung der Anweisung bestens anempfohlen. Nun war aber jener Banquier zufälligerweise der uns bereits bekannt gewordene Schwager des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, was dem edlen Grafen außerordentlich zu seinen Angelegenheiten paßte.

Er hatte sich nun in untadelhafter, doch nicht zu auffallender Toilette auf dem Comptoir präsentirt und war von Herrn Springer, einem strengen Geschäftsmanne, freundlicher aufgenommen worden, als es das erstemal der Fall gewesen war, wo Czrabowski seine Empfehlungsbriefe präsentirt.

Baron Fremont hatte in der That, und wir können hinzufügen: etwas leichtsinnigerweise, weit Besseres über den sogenannten Grafen ausgesagt, als dieser es verdiente. Wenn auch der Baron kein großes Vermögen besaß, so hatte er doch immer, um leben zu können, wie Herr Springer wohl bekannt war, und er hatte sich bei gelegentlichen kleinen Geschäften mit dem Bankhause immer so zuverläßig und solid benommen, daß der Chef des Hauses ihm unbedenklich einen ziemlichen Credit eingeräumt hätte. Er hatte nun, wie gesagt, den Grafen Czrabowski bestens empfohlen, und dieser benahm sich mit einer außerordentlichen Klugheit: er hinterlegte bei dem Banquier seinen Wechsel, ohne Geld darauf zu nehmen, er übergab ihn, wie man das mit dem technischen Ausdrucke zu benennen pflegt, dem Hause zur Gutschrift und eröffnete sich auf diese Art ein Conto bei der geachteten Firma Springer und Compagnie.

Daß der Chef dieser Firma hierauf den Herrn Grafen Czrabowski zu einem kleinen Diner einlud, wird Niemand, der das Geschäftsleben kennt, überraschen; daß dieses Diner en famille war, dafür sorgte Clementine Weibel durch ihre Schwester, die Frau des Banquiers, und daß sie bei diesem Diner en famille an der Seite des Grafen saß, wird man ebenso wenig auffallend finden. Auffallend war es gleichfalls nicht, daß der Graf für dieses Diner en famille in den nächsten Tagen einen Besuch machte — das verstand sich von selbst — auch nicht, daß der Besucher den Banquier, da es gerade Börsenzeit war, nicht zu Hause traf, sondern von Fräulein Clementine empfangen wurde, — aber daß Czrabowski diese Besuche häufig wiederholte, ohne daß Herr Springer etwas dagegen einzuwenden zu haben schien.

Wie schon so oft kleine Ursachen große Wirkungen hervorgebracht, so hatte auch in diesem Falle eine an sich unbedeutende Frage des Banquiers an den . . . schen Gesandten, die er ganz zufällig über den Grafen gethan, die vortrefflichste Wirkung für diesen gehabt. Es war das bei einem Diner gewesen, wo man viele gute Weine getrunken hatte und deßhalb gemüthlich und wohlwollend gestimmt war. Seine

Excellenz hatten über die Frage einen Augenblick nachgedacht und dann an die Decke blickend, geantwortet: „Czrabowski? Czrabowski? Ach, richtig! kenne ihn schon, ist mir von guter Hand empfohlen; ich glaube, ein ordentlicher und gescheidter Mann. Von der Familie weiß ich allerdings nicht viel, Czrabowski — natürlicherweise polnischen Ursprungs, der Vater könnte General in der Revolutionszeit gewesen sein. — Haben Sie nie von einem General Czrabowski gehört?" hatte sich darauf Seine Excellenz an einen Ihrer Attachés gewandt, der den Namen neulich allerdings bei Vereinigung der uns bekannten Paßangelegenheiten nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben, sich aber darauf nach dem wirklich sehr guten Diner nicht vollkommen mehr besann — und der Klang dieses Namens war ihm im Gedächtniß geblieben — und nun nach dem Grundsatz, daß man einem Vorgesetzten oder hochgestellten Herrn nie eine Antwort schuldig bleiben soll, mit großer Zuversicht entgegnete:

„General Czrabowski — o, gewiß, Excellenz; wie Euer Excellenz eben bemerkten, ein bekannter Name — war, wenn ich nicht irre, eine Zeit lang Adjutant von Poniatowski. Haben Güter diese Czrabowski in — in — Wo haben doch die Czrabowski ihre Güter?" wandte er sich an einen jungen Legationsrath, der eine Zeit lang in Petersburg gewesen war, dort begreiflicherweise aufs intimste mit dem hohen Adel verkehrt, und um alle Schätze Indiens vor den Ohren seines hohen Chefs, des Ministers des Auswärtigen, nicht eingestanden haben würde, es gäbe eine Familie Czrabowski, von der ein Mitglied General und Adjutant von Poniatowski gewesen, und von welcher er nicht wissen solle, in welchem Theile Polens deren Güter lägen. Er erwiderte deßhalb auch, ohne sich im Geringsten zu besinnen:

„Die immensen Güter der Czrabowski liegen an der Weichsel bei Nachow, nicht weit von Lublin." Man muß immer eine Sache, von der man nichts weiß, und die man glaubwürdig machen will, mit Nebenumständen behaupten, deßhalb setzte er auch hinzu: „Diese Czra-

bowski haben famose Bärenjagden, ich war dort eingeladen, fand aber nicht die Zeit, um hinzugehen."

Hätte der junge Legationsrath in diesem Augenblicke das ungeheure malitiöse Lächeln des Herrn von Tondern, der ebenfalls bei diesem Diner war, verstehen können, so würde er weder von den großen Gütern, noch von den Bärenjagden gesprochen haben. Doch da das einmal erwähnt war, machte sich Tondern selbst ein Vergnügen daraus, diese Angaben zu bekräftigen; denn er sagte, nachdem er mit großer Ruhe ein Glas Curaçao ausgeschlürft:

„Allerdings eine große Familie, diese Czrabowski, eine weit verzweigte Familie, und da sie Güter bei Lublin haben, so müssen sie immens reich sein. Nicht wahr, es sind doch Grafen?" wandte er sich mit großem Ernste an den Legationsrath, der unbefangen antwortete: „Das will ich meinen — ein altes gräfliches Geschlecht."

So wußte man nun denn mit einem Male, daß der bis jetzt unbekannte Czrabowski wirklich ein Graf dieses Namens sei, sowie ein Sohn jenes famosen Generals Czrabowski, der Adjutant und Vertrauter des Fürsten Poniatowski gewesen und bei dem großen Kaiser selbst einen tüchtigen Stein im Brette gehabt; daß die Familie große Güter an der Weichsel besaß, bei Rachow in der Nähe von Lublin, und daß sie auf diesen großen Gütern oft mit gewaltigen Bären zu thun hatte. Das Letztere hätte unser Graf Czrabowski in einem ehrlichen Augenblicke am allerwenigsten geläugnet.

Der Banquier Springer war nun gewiß nicht der Mann, der mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen pflegte. Und doch that es seinem Herzen wohl, wenn er zu Hause der dicken Gattin erzählen konnte von dem vortrefflichen Diner, dem er so eben beigewohnt, wo er zwischen dem Baron A. und dem Grafen G., dem französischen Gesandten, gesessen, und wie er nicht nur von den beiden Herren, sondern auch von der ganzen Tischgesellschaft mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden sei.

Mit einem bezeichnenden Lächeln auf Clementine setzte er hinzu:

„Apropos, heute kam ganz zufälligerweise auch die Rede auf Czrabowski. Mehrere kannten ihn ganz genau, und fast Alle sagten Gutes von dieser großen und reichen Familie. Die Grafen Czrabowski sollen weitläufig mit dem Fürsten Poniatowski verwandt sein; der Vater, jener bekannte tapfere General, ein Vertrauter des unglücklichen Fürsten, der in der Elster bei Leipzig ertrank — du wirst dich erinnern, Marianne," wandte er sich an seine Frau, „wir haben den Platz damals á fünf Neugroschen die Person sehen dürfen — war ein genauer Freund Napoleons und soll dem Kaiser sehr werth gewesen sein. Die Czrabowski haben ungeheure Güter bei Lublin, da in der Gegend der Weichsel, wo überhaupt der große polnische Adel stark begütert ist; ihr Stammschloß, glaube ich, heißt Nachow und soll eine prachtvolle Besitzung sein mit reichen Waldungen und Bärenjagden."

Daß jedes Wort, welches der Schwager sprach, wie ein Funke in das Herz des jungen Mädchens fiel, versteht sich von selbst; ebenso, daß dieses Herz von Entzücken schwoll und sein Schlag so heftig wurde, daß sie denselben gewaltsam niederkämpfen mußte, indem sie dachte: O, mein Gott, ja, habe ich doch nie an seiner Größe gezweifelt, habe ich trotz aller boshaften Einreden so sicher gewußt, daß es der Graf Czrabowski ist, daß es in seiner Hand liegt, ein liebendes Gemüth zu sich empor zu heben, ein Herz, das für ihn schlägt, glücklich zu machen. Aber wird er dieses Herz auch vollkommen verstehen? Ist er aufopferungsfähig genug, um sein Wort zu halten? — Werde ich, wie er mir in jener süßen Stunde gelobt, Gräfin Czrabowski sein? — O Uebermaß des Glückes! — Nein, nein! das ist ja unmöglich! Ruhig, mein Herz, nähre keine thörichten Hoffnungen! — Und doch, wer weiß — und doch!

Auch die gemeinschaftliche Schwiegermutter, Madame Weibel, saß dabei, als der Banquier Springer so erzählte, und auch ihr Haupt hob sich vor Stolz und Freude. Im Gegensatz zu ihrer Tochter machte sie auch gar keinen Versuch, den Schlag ihres Herzens zu dämpfen. — Diese Verbindung muß zu Stande kommen — warum

auch nicht? Allerdings ist er der Graf Czrabowski. Nun, was ist dabei so Großes? Ist sie nicht eine Weibel?

Daß die Aktien des Fabrikanten, Herrn Schilder, gegenüber dem Stammschlosse Rachow und der Grafenkrone, entsetzlich tief sanken, brauchen wir wohl nicht zu sagen; Madame Schilder — und Gräfin Czrabowski! Die Mama konnte sich nicht enthalten, diese beiden Titel ihrer Tochter lächelnd in die Ohren zu flüstern, worauf Clementine in tiefer, aber affektirter Demuth die Augen zum Himmel erhob und schmachtend sagte: „Wie Gott will! Ich nehme dankend an, was mir dort über den Sternen beschieden ist."

Der Held aller dieser Wünsche und Hoffnungen sah wohl aus dem veränderten Benehmen des Banquiers, sowie dessen Frau, welche letztere ihn auch bisher stets mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung behandelt hatte, daß sich irgend etwas begeben haben mußte, was zu seinen Gunsten sprach. Welches Ereigniß dieses eigentlich gewesen, darüber hatte der Graf Czrabowski längere Zeit nur ganz unbestimmte Vermuthungen, bis er eines Tages den Herrn von Tondern auf der Straße traf, und dieser ihm lachend zum Vater General, sowie zu den Gütern bei Rachow, namentlich aber zu den Bärenjagden gratulirte.

Tondern hatte überhaupt eine gewisse Zuneigung zu Czrabowski, die er sich selbst nicht gestehen wollte; es war etwas in dem abenteuerlichen Leben des vermeintlichen Grafen, was ihm zusagte, und er hätte sich mehr mit ihm eingelassen, wenn Czrabowski gleich Mittel und Wege gefunden hätte, sich mit einem gewissen Aplomb als Erbe der immensen Güter an der Weichsel darzustellen und so sich in die Gesellschaft zu lanciren. So aber war er ein bischen schofel in die Residenz gekommen, man hätte ihm können den Schneider nachweisen, wo er seine sehr verdächtigen Kleidungsstücke abgelegt und darauf mit einem eleganteren Anzuge, der freilich beinahe den Rest dessen, was er besaß, verschlungen, wieder zum Vorschein gekommen war.

„Es ist eigentlich schade um ihn," murmelte Tondern, als er den

Andern verließ, „hätte sich wohl ein bischen höher lanciren können, als da seine Zeit mit einem obscuren Bürgermädel zu vertändeln. Und wohlverstanden seine ganze Zeit; ein paar Stunden, das möchte noch angehen. Nun, Jeder nach seinem Geschmacke.“

Czrabowski also erfuhr nun zum ersten Mal in seinem Leben, daß er der wirkliche Graf Czrabowski sei, welch bedeutender Mann sein Vater gewesen, und daß er prachtvolle Güter in der Nähe von Lublin besitze. Diese kostbaren Notizen über seine eigene Person machte er sich nun bestens zu Nutze und trat in dem Hause des Banquiers Springer nun mit viel größerer Zuversicht auf als bisher. Es ist etwas Eigenes, wenn man zuversichtlich auftritt; kennt man dabei sein Terrain, so kann man mit einiger Routine, die dem edlen Grafen nicht abging, ganz Ungeheures leisten. Und Czrabowski leistete auch in der That das Außerordentlichste, nicht nur, daß er Madame Springer für sich einnahm, auch der Banquier selbst gewöhnte sich so an sein Wesen, welches für den trockenen Geschäftsmann gerade nicht sonderlich sympathisch gewesen war, daß er lächelnd sagen konnte: „Es ist eine seltsame Persönlichkeit, aber diese reichen Polen sind nun einmal nicht anders.“

Das Wesentlichste für den Grafen war aber, daß der sonst so vorsichtige Banquier sich durchaus nicht weigerte, Zahlungen auf Anweisungen des reichen Gutsbesitzers zu leisten, — eine Freundlichkeit, von der Czrabowski für einen Mann, der so ungeheure Güter besaß, allerdings keinen unmäßigen Gebrauch machte.

Doch konnte es nicht dabei bleiben, daß er häufig in dem Banquierhause dinirte, daß er darauf mit Clementinen allein war und dort die glänzendsten Versicherungen tausendmal wiederholte, daß er auch, aber meistens in Stunden, wo der Rechtsconsulent nicht daheim war, dessen Haus besuchte, um der Schwiegermutter und der zukünftigen Schwägerin seine Cour zu machen, — er mußte weiter gehen, das hatte ihm Madame Weibel als besorgte Mutter eines schönen Tages nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Und darauf hin ging er denn

auch weiter, ja, er ging so weit, als es ihm möglich war. Wir meinen das nicht zweideutig, geneigter Leser, wie du vielleicht vermuthen wirst; nein, der Graf Czrabowski, Herr der Güter von Rachow bei Lublin, fuhr an einem schönen Vormittage — schön in Anbetracht dieser feierlichen Gelegenheit, denn der Himmel weinte eben an diesem Vormittage Schnee und Regen durch einander — nach der Wohnung des Rechtsconsulenten, ließ sich bei Madame Weibel melden und bat förmlich um die Hand von deren Tochter Clementine.

So war es denn geschehen, und daß die Welt alsbald dieses große Ereigniß erfahre, dafür sorgte der gütige Himmel, denn drüben am Fenster lehnte die blasse Kaufmannswittwe; sie sah den Grafen Czrabowski in schwarzem Frack und weißer Halsbinde anfahren, sie bemerkte, wie die alte Weibel außerordentlich tief knixte, und hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als ihr Dienstmädchen, die Ricke, heimlich zu Plagers Babette zu senden, wo sie denn alsbald die ganze Geschichte erfuhr. — Das wäre zum Schlagtreffen gewesen, aber die blasse Kaufmannswittwe hoffte auf einen minder glänzenden Ausgang dieser an sich skandalösen Geschichte. Man braucht ja nur an die Punschscene zu denken, sprach sie achselzuckend zu sich selber. Und — Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

„Clementine ist nun also eine glückliche Braut, und daß die Sache endlich declarirt, kann man dem armen Mädchen wohl gönnen," sagte an demselben wichtigen Tage Madame Weibel zu ihrer älteren Tochter, der Frau des Banquiers Springer; worauf sie noch hinzusetzte: „Ja, sie hat in der jüngsten Zeit recht gelitten, die arme Clementine, man sieht es ihr wohl an."

Und das war die Wahrheit, denn die Augen des jungen Mädchens hatten viel von ihrem muntern Glanze und der Schärfe des Blickes verloren; ihre Wangen waren bleich geworden, und zuweilen zuckten ihre nicht mehr wie früher so frischen Lippen eigenthümlich und schmerzlich, wie man das sonst nicht an ihr gewohnt war.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ecarté und Orangenblüthen.

Daß Herr von Tondern eine Wohnung hatte, versteht sich von selbst; auch war dieselbe seinen Verhältnissen angemessen, einfach und bescheiden und bestand aus zwei Zimmern. Das eine war ein kleines Schlafgemach, von dem zwei Wände mit allerlei seltsamen Lithographieen verziert waren, während man an der dritten eine Anzahl vortrefflicher Jagdgewehre sah, und die vierte dieser gegenüber, wo sich die Thür befand, zeigte eine Sammlung Rehgewichte und Hirschgeweihe, Alles von selbst erlegtem Wilde.

Das andere Zimmer, der Salon, war dagegen sehr geräumig, und hier hatte sich die Kunstliebe des Herrn von Tondern bis zu Ansichten von Pferden, Reitern und Jagden aller Art verstiegen. Weiter war in diesem Gemache nichts Bemerkenswerthes, als drei Spieltische, eine etwas große Zahl für einen einzelnen Herrn. Und doch waren es ihrer nicht zu viel, denn die Freunde des Herrn von Tondern pflegten hier gern ihre Partieen zu machen, und an manchen Abenden sah es da aus wie in einem Spielklub. Wir wollen dadurch nicht ausdrücken, als seien hier Hazardspiele getrieben worden; meistens wurde Whist gespielt, und wenn man sich zuletzt auch hier und da pour la bonne bouchée zu einem Macao oder Landsknecht verstieg, so war das nicht der Rede werth.

Dabei war aber Herr von Tondern, was dieses Gemach anbelangte, von einer außerordentlichen Hospitalität. Auch wenn er nicht zu Hause war, öffnete die alte Aufwärterin genauen Freunden ihres Herrn das große Zimmer zu einem Spiele, und oft, wenn Letzterer heim kam, fand er unerwartet eine zahlreiche Gesellschaft. So revanchirte sich Herr von Tondern für die vielen Einladungen zu Dejeuners, Diners und Soireen aller Art, die er erhielt; aber es war auch die einzige Revanche, die er gab; denn außer einem Glase frischen Wassers wurde hier nichts angenommen, nicht einmal eine Cigarre, denn die, welche der Hausherr allenfalls für seine Freunde hatte, waren von äußerst mittelmäßiger Qualität, und wenn er sich für seine Person zu einer verhalf, so schloß er ein kleines Schränkchen auf, zu welchem er den Schlüssel immer bei sich führte.

Wir ersuchen den geneigten Leser, diesen Salon an einem Vormittage mit uns zu betreten. Wir finden dort neben Herrn von Tondern den Baron Fremont; Ersterer war beschäftigt, einen Spieltisch aufzuschlagen, nachdem er denselben in die Mitte des Zimmers gerückt, während der Andere mit dem Rücken gegen das Fenster lehnte und mit über einander geschlagenen Armen zusah.

„Also wir spielen eine einzige Partie," sagte Tondern, „Ecarté und wie gewöhnlich zu fünf Points. Und der Gewinner —"

„Hat gewonnen," sprach ruhig der Andere. „Nur möchte ich mir erlauben, dir nochmals zu wiederholen, daß wir eigentlich nicht spielen sollten; denn nimm mir nicht übel, mein lieber Freund — du weißt, ich bin offenherzig — aber wenn du gewinnst, wirst du doch wahrscheinlicherweise verlieren. Lassen wir also lieber die Ceremonie sein und verständigen uns so; das ist doch wahrhaftig weit gescheidter."

Herr von Tondern hatte zwei neue Spiele Karten hervorgeholt, riß die Couverts ab und mischte die Blätter mit einer außerordentlichen Fertigkeit; auch nahm er Marken hervor, legte sie auf zwei Ecken des Tisches und schob alsdann ein paar Stühle herbei.

„Wahrhaftig, Tondern, lassen wir das Spiel sein; ich sehe es

als einen Wahnsinn an und kann nicht unterlassen, dir das zu sagen. Eine friedliche Uebereinkunft wäre sicherlich besser."

„Was nützt es mir," entgegnete der Andere, „wenn ich anfange, mit dir auf eine friedliche Uebereinkunft zu unterhandeln? Der Punkt, von dem du ausgehst und auf welchen du wieder zurückkehrst, ist immer der gleiche: du hältst dich für unwiderstehlich und bist nun einmal der Ansicht, daß du auf jeden Fall reussiren werdest. Verzeihe deßhalb, wenn ich dasselbe auch von mir denke."

Baron Fremont zuckte verdrießlich mit den Achseln. Es war selten, daß über sein offenes, stets lächelndes Gesicht ein finsterer Schatten flog; aber jetzt war dies der Fall, und es war sogar eine recht finstere Wolke, welche seine Stirn beschattete. Er biß die Lippen auf einander und schwieg absichtlich einen Augenblick, wahrscheinlich um das, was er alsdann sagte, mit um so größerer Ruhe vorbringen zu können.

„Ich habe," meinte er alsdann, „an deiner Unwiderstehlichkeit nie gezweifelt und bin überzeugt, daß, wenn es sich einfach darum handelt, ein Herz zu erobern, du gewiß eher zum Ziele kommst als ich. Aber die bewußte Angelegenheit steht nicht ganz so, und ich halte es für meine Pflicht, sie dir nochmals darzulegen."

„Zum hundertsten Mal."

„Sei es darum, zum hundertsten Mal. — Wir erlangen also Kenntniß von einem Testament des Grafen Helfenberg; diese Kenntniß kostet mir, nebenbei gesagt, tausend Thaler. — Gut, es ist eine Waare, die wir gekauft haben, wir wollen sie nach besten Kräften wieder verwerthen."

„Du siehst die Sache verflucht prosaisch an."

„Ich spreche aus, was du denkst, lieber Tondern," fuhr der Baron gleichmüthig fort. „Es ist also die Frage: wie können wir die erlangte Kenntniß am besten ausbeuten? Wir haben erfahren, daß da eine junge Dame ist, die, Gott mag wissen, aus welcher Ursache, in dem Testamente mit einem Legate von ungeheurem Werthe bedacht ist."

„Und ein so schönes, liebenswürdiges Mädchen!“ meinte Tondern nachdenkend, indem er ein Spiel Karten gewandt durch die Finger laufen ließ.

„Das ist dir früher nicht besonders aufgefallen,“ erwiderte der Andere; „mag's aber sein, wie es will, du hast nun plötzlich diese Ansicht, und ich will sie dir nicht bestreiten. Bleiben wir aber bei der Hauptsache. Die junge Dame, ein, um deine Worte zu gebrauchen, in der That schönes und liebenswürdiges Mädchen, ist mit einem Male eine reiche Erbin geworden.“

„Was wir Beide allein wissen,“ sprach Tondern mit Beziehung.

„Weßhalb denn Einer von uns Beiden,“ fuhr der Baron kopfnickend fort, „sie zu heirathen wünscht.“

„Allerdings, Einer von uns Beiden.“

„Und um zu entscheiden, wer das sein soll —“

„Schlage ich eine vernünftige Partie Ecarté vor.“

„Und ich Vernunft und ruhige Ueberlegung. — Eine gleichzeitige Bewerbung um das junge Mädchen haben wir Beide für unpassend gehalten. Wozu uns auch eine Concurrenz machen, die am Ende zu nichts führen kann? Es wurde also beschlossen: Einer bewirbt sich um sie, und der Andere unterstützt ihn, so viel es in seinen Kräften steht.“

„Das wurde allerdings beschlossen; der Glückliche erhält ihre Hand, der Andere wird angemessen entschädigt.“

„So ist es,“ sprach ruhig Baron Fremont. „Der minder Glückliche erhält nach der Heirath des Andern ein Kapital von sechzigtausend Thalern. Nun entstand die Frage: wer soll sich um die Hand Eugeniens bewerben? Und da meine ich doch, es wäre selbstredend, daß der es sein sollte, der auch einige Chancen des Gelingens für sich hat. Und das bin ich, um ohne Umstände zu reden. — Wir stehen hier so bei einander, daß es bei dem wichtigen Geschäfte, welches wir vorhaben, durchaus nichts hilft, wenn wir uns Complimente machen.“

„Und das thust du auch in der That nicht," sagte Tondern mit einem sarkastischen Lächeln.

„Der Sache zu Lieb," versetzte Baron Fremont mit großer Ruhe. „Ich bin in einer unabhängigen Stellung, mein Name ist bekannt, so auch, daß ich ein ziemliches Vermögen besitze, und du selbst wirst mir zugeben müssen, daß, wenn ich, Baron Fremont, heute um die Hand des Fräuleins Eugenie von Braachen anhalte, alle Welt sagen wird: das Mädchen macht eine gute Partie. — Nun, sei ehrlich und sprich dagegen. Wird man dasselbe von dir auch sagen können?"

Tondern zuckte die Achseln und entgegnete: „Du weißt, daß sich die Sachen geändert haben; allerdings wäre mir mit der Heirath, die ich mit einem armen Mädchen einginge, nicht gedient; aber wir wissen, daß Eugenie reich ist."

„Wir wissen das allerdings, aber Niemand anders darf und soll das wissen," sprach Baron Fremont und legte auf den letzten Satz eine starke Betonung. „Sei vernünftig, Tondern," fuhr er nach einer Pause in wohlwollendem Tone fort; „du weißt, wie gut ich es stets mit dir gemeint, wie freundschaftlich ich dich in jeder Beziehung behandelt habe. Gib nach, laß deinen Eigensinn fahren, der uns alle Beide nur von dem gewünschten Ziele entfernen kann."

„Spielen wir, spielen wir!" sagte der Andere unerschütterlich.

„Wenn du willst, die Partie um hundert Thaler, aber nicht um das Andere."

„Jetzt bist du eigensinnig!" rief Herr von Tondern lachend. „Was Teufel! es ist das so ein bequemes Auskunftsmittel, um allem Streit ein Ende zu machen. Auch weißt du ja selbst, daß du im Ecarté ein unwandelbares Glück hast. Geh her."

„Nein, ich mag nicht."

„Du wirst doch: denn ich versichere dich fest und theuer, ich nehme keine andere Uebereinkunft an. Wie kannst du auch verlangen, daß ich so leichtsinnigerweise mein Glück aus der Hand geben soll? Eine

schöne Frau und dieses wunderbare Stromberg! Was sind sechzigtausend Thaler dagegen?"

Als Herr von Tondern dies sagte, war er scheinbar auf's emsigste mit den Karten beschäftigt, die er wie zu seinem Vergnügen ausgab und dann wieder einstrich; doch versäumte er dabei nicht, nach seinem Freund hinüber zu schielen, der die Lippen zusammenbiß und mit düsterem Stirnrunzeln seine Nägel betrachtete.

Eine Zeit lang wurde weiter nichts gesprochen, und der Hausherr begann eine Melodie zu pfeifen, in der er sich aber auf einmal unterbrach, um den Andern zu fragen: „Also du willst nicht spielen?"

„Um den bewußten Gegenstand nicht."

„So muß ich meine Karten wieder einpacken."

Baron Fremont dachte einen Augenblick nach, fuhr dann mit der Hand über das Gesicht und versetzte mit einem leichten Seufzer: „So will ich dir eine andere Partie vorschlagen. Du überläßest mir die Bewerbung um Eugenie, unterstützest sie nach besten Kräften, und ich spiele dafür mit dir eine Partie, bei welcher ich baare tausend Thaler gegen dein Wort setze."

„Und was gewinne ich dabei?" meinte Tondern achselzuckend.

„Wahrscheinlich tausend Thaler, da ich — sehr zerstreut bin."

Der Andere nahm die vorhin abgebrochene Melodie pfeifend wieder auf, stützte beide Hände auf den Tisch und schien zu überlegen. In Wahrheit aber war er im ersten Augenblick entschlossen, die angebotene Partie anzunehmen, denn seine ganze Weigerung lief auf ein ähnliches Manöver hinaus. Er wußte selbst zu genau, daß es im günstigsten Falle bei allen Freunden ein außerordentliches Gelächter erregen müßte, sobald es bekannt würde, Tondern habe sich um die Hand des Fräuleins von Braachen beworben, selbst da man wußte, daß Eugenie durchaus kein Vermögen besitze. Wenn Fremont daher nicht von so weichem, nachgiebigem Charakter gewesen wäre und nicht die Hartnäckigkeit seines Freundes so genau gekannt hätte, so würde er unbedingt in die Concurrenz gewilligt haben. Auch besaß der gute

Baron eine Aengstlichkeit des Gemüthes, die ihn schon seit lange her vermocht hatte, sich bei vielen Veranlassungen an den starren Charakter Tonderns zu lehnen und dessen Rath in Anspruch zu nehmen. Deßhalb schrak er auch jetzt vor dem Gedanken zurück, nicht nur allein handeln zu müssen, sondern auch obendrein seinen würdigen Freund zum Gegner zu haben.

Daran dachte er und proponirte deßhalb, mit den Verhältnissen Tonderns sehr genau bekannt, die Partie um tausend Thaler. Da ihn nun das Stillschweigen des Andern vermuthen ließ, dessen lange Ueberlegung laufe darauf hinaus, jenen Vorschlag anzunehmen, so näherte er sich jetzt dem Tische, zog seine Brieftasche heraus und entnahm derselben zwei Scheine von fünfhundert Thalern, die er nicht ohne einen leichten Seufzer auf den Spieltisch legte.

Tondern warf flüchtig einen Blick auf die Papiere, schaute dann lächelnd zu Fremont in die Höhe und sagte: „Du meinst also, ich acceptire? Du setzest wahrhaftig meine Freundschaft für dich auf eine harte Probe."

„Darin magst du Recht haben," entgegnete der Baron mit einem Anflug von Ironie in seiner Stimme; „aber du weißt auch dagegen, daß ich dir schon oft ähnliche Proben von meiner Freundschaft gegeben."

„Wir spielen also —?" fragte Tondern.

„Ja, unter den eben erwähnten Bedingungen."

„Das Spiel betreffend oder die andere Angelegenheit?"

„Beides; doch wollen wir uns Eins nach dem Andern klar machen. In solchen Fällen schadet ein wenig Umständlichkeit nicht. Du überlässest mir nicht nur die Werbung um die Hand des Fräuleins von Braachen, sondern unterstützest diese Werbung noch, wie dies ja auch schon früher zwischen uns in allgemeinen Umrissen festgestellt war.

„Natürlich, ich chauffire!" lachte Tondern, indem er mit dem Kartenspiel, das er in der Hand hielt, eine kunstreiche Volte schlug.

„Ich lasse mich zufällig da draußen auf dem alten Eulen- und Fledermaushofe sehen, gebe dem Baron eine Vase aus Pompeji oder dergleichen, bringe das Gespräch auf dich und entwickle alsdann, was du für ein ungeheuer famoser Kerl bist; ich schreibe dir Eigenschaften zu, von denen du nicht denkst, daß es möglich ist, wie ein Mensch sie vereint besitzen kann. Ich —“

„Ja, ja, wenn du dir fest vornimmst, etwas in dieser Geschichte zu thun,“ fiel ihm der Baron Fremont ins Wort, „so bist du allerdings im Stande, mich zu poussiren. — Das wäre also abgemacht. Nun kommt noch das Spiel, eine Partie Ecarté um tausend Thaler. Ein unvernünftiges Geld!“ setzte er seufzend hinzu, während er einen Stuhl an den Tisch zog und sich darauf niederließ.

„Um dir zu beweisen,“ versetzte Tondern, „wie eifrig ich in deinem Dienste bin, will ich mir dein Pferd satteln lassen und noch heute zu dem alten Braachen hinausreiten. Ich werde vorher zu unserem Freunde, dem ewig unruhigen Legationsrathe, gehen und ihm einen alten pompejanischen Scherben entwenden. Das wird mich famos empfehlen. Es wäre das also abgemacht. Spielen wir. — Wenn ich aber diese Partie verlöre?“ fragte er darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Bah, du wirst gewinnen,“ antwortete der Andere achselzuckend.

Tondern zog ebenfalls einen Stuhl an den Tisch, setzte sich darauf hin, und während er seinem Freunde das Kartenspiel zum Abheben, der Bestimmung der Vorhand wegen, hinschob, sagte er mit etwas ernstem Tone: „mir scheint, lieber Freund, du hältst mich auch für eine Art von Czrabowski.“ Worauf der Baron mit fast beleidigtem Tone ausrief: „Ah, Unsinn, Tondern! Ich muß mir dergleichen Bemerkungen alles Ernstes verbitten. Wir helfen einander, wo und wie wir können. Da — du hast die Vorhand.“

Darauf begann die Partie Ecarté, und wenn man zuschaute, so bemerkte man schon bei dem ersten Spiele wohl, daß Baron Fremont entweder zerstreut war oder absichtlich verlieren wollte; denn er spielte

mit einem unverantwortlichen Leichtsinn, er nahm die Proposition seines Freundes in einer unbegreiflichen Ausdehnung an, selbst dann noch, als er ein festes Spiel in der Hand hatte; ja, er vergaß sogar einmal, den König zu maskiren, und so dauerte es keine Viertelstunde, bis er die Partie verloren hatte. Dann schob er das Geld gelassen seinem Freunde hin, der achselzuckend sagte:

„Wenn ich diesen Gewinnst nehme, lieber Fremont, so benutze ich ihn wahrhaftig nur als Mittel zu dem bekannten Zwecke und brauche ihn dazu sehr nothwendig, denn ich bin so furchtbar abgebrannt, so geld- und kreditlos, daß es mir wahrhaftig Mühe machen würde, einen anständigen Wagen aufzutreiben, um zu Braachens hinaus zu fahren. — Doch brauche ich das jetzt ja auch nicht, da ich dein Pferd haben kann."

„Sei aber vorsichtig!" bat der Baron, indem er seinen Kassenscheinen, die der Andere gleichmüthig einsteckte, einen Blick des Bedauerns nachsandte. „Ihm kann man schon mit dem Hausthor winken, aber die Baronin ist eine feine Frau."

Tondern zog die Augenbrauen in die Höhe, und sein Gesicht zeigte eine Miene des Mitleids, als er antwortete: „Nun, die Worte hättest du dir ersparen können; du solltest Tondern genugsam kennen, um zu wissen, daß er jeden Schritt, den er in einer so delikaten Angelegenheit thun wird, vorher aufs genaueste prüft und überlegt."

„Nun ja, wir kennen uns freilich," antwortete Baron Fremont begütigend. „Aber wo so viel auf dem Spiele steht, da hält man es nicht für überflüssig, sogar sich selbst, den man doch für am zuverläßigsten hält, eine gute Lehre zu geben. Warum also nicht auch einem Andern? — Doch sage mir jetzt," sprach er in ganz anderem Tone, indem er sich gegen den Spiegel drehte, „sehe ich gut aus? Aber sei ehrlich."

Tondern that ein paar Schritte gegen den Freund und versetzte, nachdem er denselben einen Augenblick von der Seite betrachtet: „Aha, du willst deinen Angriff heute noch beginnen? Ja, ja, du siehst ganz

gut aus; nur sind die Knöpfe deiner Weste etwas auffallend, ich mag das für meine Person nicht leiden."

„Es ist so Mode; mein Schneider hat es nicht anders gethan."

„Wer wird sich von so einem Menschen was vorschreiben lassen!" versetzte Herr von Tondern wegwerfend. „Da muß man immer calmiren; ich für meine Person hasse alles Bunte, alles Auffallende. Apropos, du willst also heute zu Breda's?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Nimm einen Rath von mir an," fuhr der Andere fort. „Mache nicht deine gewöhnliche, etwas auffallende Tournure, benimm dich außerordentlich ruhig und lache nicht zu viel; es thut nichts, wenn die junge Dame deine schönen Zähne auch ein paar Mal weniger sieht. Sie ist ein gescheidtes Mädchen, darauf kannst du dich verlassen, von einer gesunden Natürlichkeit, die alles gemachte Wesen scheut. — Noch Eins, wenn du mir es nicht übel nehmen willst."

„Nur zu, nur zu!" lachte der Baron.

„Du hast eine verfluchte Gewohnheit," sprach Tondern weiter, „wenn du einmal einen längeren Satz sprichst, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Kette deiner Uhr auf und ab zu wickeln; laß das bleiben, denn wenn man dich öfters darüber ertappt, so muß man das unbedingt lächerlich finden. Ferner —"

„Du benimmst mir meine ganze Sicherheit, Tondern, hör auf, hör auf!" rief der Baron.

„Ich kann dir das Ferner nicht erlassen," fuhr der Andere mit großer Ruhe fort, „es ist das Wichtigste. Wirf dich anfangs, der jungen Dame gegenüber, nicht zu sehr ins Zeug; ein Mädchen ihrer Art kann das nicht leiden, und dann halte ich es auch für überflüssig, unseren guten George, der dich genau beobachten wird, zu früh au fait deiner Absichten zu setzen."

Er sprach diese letzten Worte sehr langsam und von einem so sarkastischen Lächeln begleitet, daß der Andere darauf aufmerksam werden und seinen Freund wohl verstehen mußte, weßhalb er dem-

selben denn auch zur Antwort gab: „Da kommt wieder dein alter Wahnsinn zu Tage, den du uns schon bei Graf Helfenberg Preis gegeben. Ich versichere dich, du thust George Unrecht.“

„Versichere du nichts,“ entgegnete Tondern, „sondern mache deine Augen auf und beobachte.“

„Darauf kannst du dich verlassen,“ versetzte Baron Fremont mit vieler Selbstgefälligkeit, worauf er noch einen Blick in den Spiegel warf und dann seinen Hut nahm und sich empfahl.

Herr von Tondern blieb zurück, öffnete sein Schränkchen und rauchte die beste Cigarre, die er besaß. — —

Wir haben den gleichen Weg mit dem Baron Fremont, halten es aber für angemessener, demselben voraus zu eilen, was uns um so leichter wird, da er sich mit unserer Schnelligkeit nicht messen kann, obendrein auch noch für einen Augenblick nach seiner Wohnung zurückkehrt.

In der kürzesten Zeit erreichen wir das Haus George's von Breda und befinden uns dort im Wintergarten, ohne daß eine Thür geknarrt, ohne daß Jemand dort von unserer Anwesenheit nur die geringste Ahnung hätte.

Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß ein guter Gärtner in der Decoration seiner Glashäuser etwas zu leisten vermochte; und neben anderen minder lobenswerthen Eigenschaften konnte man Andreas nicht abstreiten, daß er wirklich ein guter Gärtner sei; auch kam ihm, wie vorhin schon angedeutet, die Jahreszeit zu Hülfe. Hatte doch die Sonne, wenn sie jetzt am wolkenlosen Himmel schien, schon Kraft genug, die Räume des Glashauses angenehm zu erwärmen, und war im Stande, im Verein mit der Wärme der unterirdischen Heizungsröhren, den Pflanzen und Blumen einen Frühling vor zu zaubern, der in Wahrheit noch nicht so ganz nahe war. Schon ließen auch die dicken Knospen der Camelien die Farbenpracht ihrer Blumen ahnen, Crocus und Hyacinthen dagegen erfreuten bereits das Auge, in dichten Gruppen zusammen stehend, leuchtend in Weiß, Violet, Rosa,

Blau und einen süßen würzigen Duft ausströmend, der Gedanken und Träume in uns weckt von belaubten Wäldern, saftig grünen Wiesen, murmelndem Wasser, Nachtigallenschlag und einem ganz wunderbaren Blüthenmeere. Dabei war es hier in dem Glashause, als empfänden auch die anderen Bäume und Gesträuche, ja, sogar das springende Wasser den Einfluß der milderen Jahreszeit; überall zeigte sich schon frisches Laub, Orangen und Lorbeer trieben schon wie verstohlen kleine, zierliche, hellgrüne Blättchen; die Granaten waren mit röthlichem Flor überzogen, und wo das frische Wasser aus den Bassins auf die Moose und niederen Kräuter hinspritzte, da zeigten diese jetzt schon eine leuchtend grüne Farbe, statt daß sie sich im Winter bei ähnlicher Begegnung wie schaurig und frostig zusammenzogen.

Andreas war an seinen Kübeln beschäftigt, wo er die Erde auflockerte, auch hier und da dürre Blätter entfernte, und hätte diese Geschäfte, wie er sonst zu thun pflegte, gern mit dem Pfeifen irgend einer Melodie begleitet, machte auch zuweilen schon den Anfang dazu, indem er den Mund spitzte, ließ ihn aber gleich darauf wieder breit aus einander gehen, sich wohl erinnernd, daß er nicht allein in dem Wintergarten sei. Wenn er nämlich durch die Sträucher schielte, so sah er auf dem breiten Wege ganz genau Fräulein Eugenie stehen, welche ihre rechte Hand leicht auf die Zweige eines Citronenbaumes gelegt hatte und freundlich wie immer mit dem Jäger, Herrn Brenner, sprach, der sehr aufrecht in ehrerbietiger Haltung neben ihr stand.

Herr Brenner war in seiner kleinen Livree, dem grünen Jagdrock, leicht mit Silber besetzt, und schaute bei Weitem stattlicher aus als neulich, wo wir ihn zu Hause gesehen, noch halb in seiner schweren Jägerkleidung steckend.

Wie das junge Mädchen dastand mit der vollen und doch schlanken Gestalt, so anmuthig an einen Baum gelehnt, hätte sie ein wunderliebliches Bild gegeben; sie hielt das edle schöne Gesicht etwas er-

hoben, so daß ein Strahl der Sonne durch die Blätter des Citronenbaumes hindurch leicht auf ihrem blühenden Teint spielte und dort eigenthümliche prachtvolle Lichter erzeugte. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Kleid ohne irgend welche farbige Verzierung; ein kleiner weißer Kragen umschloß ihren Hals, und das dicke dunkle Haar, leicht um ihre Schläfe gelegt, drängte sich um den ganzen Kopf widerspenstig hervor und schien bei jeder Bewegung durch die eigene Schwere niederfallen zu wollen.

„Damals war ich noch sehr klein, mein lieber Herr Brenner," sagte sie mit ihrer angenehmen, hellklingenden Stimme.

„Klein gerade nicht, gnädiges Fräulein," antwortete der Jäger, „aber nicht so — vollkommen ausgewachsen." Er hatte eigentlich noch hinzusetzen wollen: nicht so gut und liebenswürdig, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß sich das doch wohl nicht schicken würde, und sagte deßhalb: „das gnädige Fräulein waren damals recht lebendig, so etwas — wie soll ich sagen?"

„Etwas ausgelassen," fiel ihm Eugenie mit ihrem gewinnenden Lächeln in die Rede, wobei sie die frischen Lippen so schalkhaft öffnete. „Ja, ja, ich erinnere mich ganz genau, Sie haben damals mit mir gezankt, und ich hatte es gewiß verdient. Wissen Sie noch, wie ich alle Hunde losließ und, mein kleines Gewehr auf der Schulter, mit Ihnen in den Wald ging? Da haben wir mit einander gejagt, daß es eine Freude war. Das heißt, für mich, Herr Brenner, für Sie war es keine Freude; denn wie ich vorhin bemerkte, Sie zankten mich aus, als Sie mich nun endlich fanden, und verklagten mich bei Papa."

„Habe ich das wirklich gethan?" fragte der Jäger fast erschrocken.

„Ja, das haben Sie gethan," fuhr das junge Mädchen lachend fort, „und hatten vollkommen Recht, es zu thun. — Sehen Sie Klaus zuweilen?" fragte sie plötzlich und näherte dabei ihr Gesicht einem Blatte des Citronenbaumes, wie um den Duft desselben einzuathmen.

„Klaus sehe ich wenig, gnädiges Fräulein," sagte Herr Brenner;

„er kommt selten in die Stadt und ich des Winters nicht einmal aufs Revier hinaus, habe auch dort auf den Jagden Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg nichts zu thun."

Andreas war von Kübel zu Kübel gegangen, hatte sich so dem breiten Wege genähert und schielte zuweilen durch die Zweige nach Fräulein Eugenie, öfter aber bei dem Jäger vorbei nach dem Eingange zum Eßsalon hinauf, wo der kleine Groom unbeweglich stand, eine Serviette auf dem linken Arm, mit starren Blicken in das Glashaus hinabschauend.

Ueber diese seltsamen Blicke des Reitknechts mußte der Gärtner lächeln; wenn er das aber that, bückte er sich tief hinab auf den Kübel, an dem er sich gerade befand, und spitzte dabei jedesmal den Mund, als wenn er sich etwas vorpfeifen wollte; doch blieb es aber auch jetzt bei diesem Entschlusse, und begreiflicherweise drang zwischen seinen Lippen kein Ton hervor.

Eugenie fuhr mit ihrer kleinen Hand über die Blüthen des Baumes und wehte sich so den Duft derselben zu.

„Ich denke gern an jene Zeit," sagte sie alsdann ziemlich ernst, „und freue mich jedes Mal, wenn ich, sei es auch nur für wenige Stunden, hinaus komme. Jetzt ist es freilich nicht schön in den Wäldern," setzte sie nach einer Pause nachsinnend hinzu, „aber jener dunstige Wind, der durch die Zweige fährt, erinnert mich an das Frühjahr, an Knospen, — an Blüthen."

Das Letztere sagte sie sehr leise und fuhr abermals mit der Hand über die Blätter der Citrone.

Der Gärtner hatte sich jetzt gerade mit einem prachtvollen Orangenbaum beschäftigt und brach, ohne daß es Jemand bemerkte, einige Blüthen ab, die er sich, obgleich etwas schüchtern, erlaubte, der jungen Dame anzubieten.

Eugenie sah ihn mit einem ernsten Blicke an und fragte, indem sie durch eine leichte Wendung einen halben Schritt zurücktrat: „Sie haben sie doch nicht abgebrochen? das würde mir leid thun."

Worauf Andreas, der seine Mütze in der Hand hielt, antwortete: „O, gewiß nicht, Euer Gnaden, wie wird ein Gärtner Blüthen abbrechen! Sie sind abgefallen, und da wollte ich mir nur die Freiheit nehmen, sie dem gnädigen Fräulein zu geben."

Es hatte ihn einigermaßen geärgert, daß die junge Dame so unbefangen mit dem Jäger plauderte, was sie mit ihm nie that, und er wollte mit seinen Blüthen einen Versuch machen, ob es ihm vielleicht nicht auch gelingen könne, irgend ein Wort anzubringen. Dabei war sein Nebenzweck, den kleinen Friedrich zu ärgern, der droben wie auf Kohlen stand und sein Gehirn vergeblich abmarterte, einen Vorwand zu finden, um von der Estrade herab in den Wintergarten treten zu können. Dies durfte nur geschehen, wenn er zu melden hatte, daß das Frühstück servirt sei. Und so oft er sich auch nach dem kleinen Eßsalon umsah, so wollte dort immer noch nichts erscheinen.

Der Gärtner blieb indessen mit seinen Orangenblüthen in der einen und der Mütze in der anderen Hand vor Eugenien stehen, und jetzt kam höchst unerwartet für den Groom ein herrlicher Augenblick.

„Die Tante mag diesen Duft so gern," sagte Eugenie, wobei sie ihre Augen nach der Estrade wandte und dann ziemlich laut hinzusetzte: „Friedrich kann sie auf den Frühstücktisch legen."

Friedrich, der seine Ohren übermäßig anstrengte, hatte dieses Wort nicht sobald vernommen, als er in den Eßsalon stürzte, einen Dessertteller nahm und dann mit großen Sprüngen in den Wintergarten hinab eilte.

„Das gnädige Fräulein haben befohlen?" sagte er fast athemlos; und als ihm hierauf Andreas die Orangenblüthen auf den Teller legte, zitterte seine Hand, und er mußte sich Gewalt anthun, den Blicken des Gärtners nicht zu begegnen, der mit einem Auge blinzelte und auf eine eigene Art lächelte, ehe er sich wieder an seine Kübel begab.

Herr Brenner war auf die Seite getreten, und Eugenie, nachdem sie freundlich den Kopf gegen ihn geneigt, schritt langsam auf dem breiten Wege dem Eßsalon zu.

Friedrich wollte alsbald folgen, doch streckte der Gärtner seine Hand zwischen den Gesträuchen hervor, faßte ihn leicht am Kragen und gab ihm durch einen Wink mit dem Kopfe zu verstehen, daß er einen Augenblick da bleiben solle.

Der Jäger hatte sich ebenfalls entfernt, und so konnte es Andreas schon wagen, wenn auch flüsternd, zu sagen: „Siehst du nun wohl, unverantwortlicher Kerl, daß ich Recht habe? Von mir nimmt man keine Blüthen an, ich darf sie auch nicht ins Eßzimmer hinauf tragen, nicht einmal der Jäger, der doch einen ungeheuren Stein im Brette hat; nein, da muß Herr Friedrich gerufen werden, und Herr Friedrich muß kommen zum gnädigen Fräulein und muß ihr die Blüthen nachtragen, damit sie dieselben von Niemand anders als von Herrn Friedrich empfängt, denn — paß nur auf! — ich will mich henken lassen, wenn sie droben nicht daran riecht. Aber das wirst du mir sagen, Kerlchen, das bitte ich mir aus. Und bei der ganzen Sache kannst du wieder einmal sehen, wie ich nur für dich denke. — Jetzt geh, du Schuft, du glücklicher!“

Nach diesen Worten gab er dem Groom einen leichten Puff in den Nacken, und dieser, den die Worte seines guten Freundes doch etwas verwirrt gemacht hatten, eilte, so schnell er konnte, dem Hause zu.

Droben auf der Estrade war unterdessen Baron von Breda erschienen und blickte mit unverkennbarer Freude dem schönen Mädchen entgegen, das sich ihm rasch näherte, wobei sie das glänzende Auge fröhlich und leuchtend auf ihn heftete.

„Ah, Onkel George!“ sagte sie, „du warst früh aus. Tante und ich haben dich lange erwartet.“

„Ich hatte ein Geschäft in der Stadt; aber du siehst, wie pünktlich ich bin. Es muß gleich elf Uhr schlagen, die Zeit unseres Frühstücks, worauf ich auch nicht eine Minute möchte warten lassen.“

Er beugte sich bei diesen Worten etwas vornüber, als wollte er Eugenien näher kommen, ohne ihr jedoch einen Schritt entgegen zu

gehen, was auch kaum thunlich gewesen wäre: denn mit leichtem, elastischem Tritt sprang sie nun die Treppe hinauf, reichte dem Baron beide Hände hin und sagte mit einem recht innigen Tone: „Guten Morgen, Onkel George! Hast du gut geschlafen?“

„Ja, liebe Eugenie, gut geschlafen und süß geträumt.“

„Doch nicht von der schrecklichen Geschichte,“ entgegnete sie lachend, „die uns Tante gestern Abends vorgelesen, von dem Phantom, das mich so erschreckt?“

„Allerdings war auch etwas von einem Phantom dabei,“ gab er zur Antwort, „aber von keinem schrecklichen; es war ein schönes Phantom, ein liebes Gespenst, das mir erschienen ist.“

Er hatte die beiden Hände des Mädchens ergriffen und als nun in diesem Augenblicke Friedrich mit den Blüthen auf dem Teller an ihm vorüber ging und im Eßzimmer verschwand, hob er diese beiden kleinen Hände, die so warm, so weich, so zutraulich in den seinigen lagen, leicht in die Höhe und sagte lächelnd: „Warte, kleine Diebin! du hast Blüthen abgebrochen. Leugnen hilft da nichts, meine gute Eugenie, ich rieche den Duft der Orangen hier an deinen Fingern.“

Und dabei brachte der Baron ihre Hände nahe genug an seine Lippen, daß er den Duft hätte bemerken können, so nah, daß das junge Mädchen den Hauch seines Mundes empfand.

Es durchzuckte Eugenie in diesem Momente seltsam wie nie; sie fühlte ihr Herz zusammengepreßt, ja, es war ihr, als müßten ihr Thränen in die Augen schießen; ihre Brust hob sich schneller und tiefer athmend, und ein Lächeln flog über ihre Züge. Dabei war es ihr, als wehe plötzlich ein kalter Wind über sie hin, denn sie schauderte leicht zusammen und mußte unwillkürlich ihre beiden Hände zudrücken, um sich zu halten, denn bei alle dem war es ihr einen Augenblick zu Muth, als bewegten sich die Steinplatten zu ihren Füßen auf und nieder.

Alle diese Gefühle dauerten freilich nicht länger als höchstens ein paar Sekunden, aber es war ihr, als sei eine lange, lange Zeit darüber hingegangen. Und als sie nun nach einem tiefen Athemzuge wie-

der frei um sich blickte, da wunderte sie sich, daß Onkel George noch vor ihr stand und noch immer ihre Hände in den seinigen hielt. Sie schaute zu ihm auf und fand einen seltsamen Ausdruck in seinen Blicken; sie sprachen mit ihr, als wollten sie ihr etwas mittheilen, und doch verstand sie nichts davon; alles, was sie begriff und klar in sich fühlte, war der Gedanke, wie gut es sei, daß die Sprache der Augen sich durch Worte nicht verständlich machen könne, denn es war ihr, als müsse sie im anderen Falle etwas hören, was sie vielleicht beunruhigen könnte.

Sie schlug die Augen nieder; vielleicht hatte sie sich auch geirrt. Ja es mußte so sein, denn als sie nun gleich darauf wieder in die Höhe sah, bemerkte sie den gewöhnlichen ruhigen Blick von Onkel George; auch hatte er ihre rechte Hand losgelassen; nur ihre Linke ruhte noch zwischen seinen Fingern, und nachdem er lächelnd gesagt: „Warte, ich werde dich bei der Tante verklagen,“ führte er das junge, liebe und schöne Mädchen ins Eßzimmer.

Inhaltsverzeichniß.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Hackländer, Friedrich Wilhelm,

F. W. Hackländer's Werke erste Gesammt-Ausgabe ; mit dem Portrait des Verfassers

Bd.: 32

Stuttgart 1860